

D I E  T E M P E L R I T T E R

R E N A M O N T E

der emir
VON al-quḏz

R O M A N



Rena Monte

**Der Emir
von Al-Qudz**

Roman

Ungekürzte Lizenzausgabe
der RM Buch und Medien Vertrieb GmbH
und der angeschlossenen Buchgemeinschaften
Copyright © 2003 by Pabel-Moewig Verlag KG, Rastatt



Reihen- und Handlungskonzept: Ulrich Magin
Einbandgestaltung: Guido Klütsch, Köln
Einbandabbildung:
Gemälde von Alfred De Dreux/akg.images, Berlin
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany 2003
Buch-Nr.: 003941
www.derclub.de

Was wie eine Pilgerfahrt nach Jerusalem beginnt, verwandelt sich für Henri, den Tempelritter, in einen gefährlichen Albtraum, denn er ist mitten in einem Intrigenspiel um den Thron des Emirs von Al-Qudz und nur er kann Licht in die Verschwörung bringen, der Abu Hassan, ein Verwandter seines sarazenischen Freundes Uthman, zum Opfer gefallen ist. Eine wilde Hetzjagd durch die arabische Wüste beginnt.

Ende des Jahres 1314

Immer, wenn er die Augen schloss, sah Henri de Roslin einen gespaltenen, blutenden Leib vor sich, die Saufeder in der klaffenden Wunde. Immer, wenn er sich wusch, strich er behutsam über die Narben, die die Tortur der Inquisition auf seiner Haut hinterlassen hatte. Immer, wenn er träumte, sah er den Papst, mit Schaum vor dem Mund und verdrehten Augen, der ihn wie ein fahles Gespenst aus dem Jenseits fragte: Warum, Henri, warum?

Wenn er lauschte, hörte er das Gemurmel der Menschen auf den Marktplätzen, die sich die sensationellen Nachrichten zuflüsterten. Er hörte die polternden Schritte der königlichen Soldaten, die die Kneipen und Gasthäuser durchkämmten, die Tritte der Pferdehufe, die über Moore und Einöden hallten, wenn die Soldaten unterwegs waren, um die alten Komptureien der einst so stolzen Tempelritter zu durchsuchen. Er roch den Schweiß der Pferde und den Gestank der Soldaten, die nur ein Ziel hatten: ihn, Henri, den Fluch der Templer, zu verhaften und endgültig zu vernichten.

Er hatte wenig, auf das er sich in einem der Anarchie verfallenen Land noch verlassen konnte: seinen Instinkt und seine Erfahrung im Kampf, seine rasche Auffassungsgabe und seine Geistesgegenwart, seine Kenntnisse der Geographie und der Astronomie. Seinen unerschütterlichen Glauben an Gott, dessen Werkzeug der Rache er gewesen war. Und an seiner Seite Uthman ibn Umar, den Gelehrten und Freund, im Kampfe schnell und sicher, der ihm bei seinen schrecklichen

und notwendigen Taten geholfen hatte: der Hinrichtung des Papstes Clemens und des Königs Philipp. Die beiden hatten sich verschworen, den mächtigen Orden der Templer zu einem Brudherd der Ketzerei erklärt und in einem gewaltigen Blutbad die stolzen Ritter vernichtet.

Jetzt, da die Taten vollbracht, der Fluch vollzogen, die Schande gerächt war, wusste er, dass die Häscher ausgeströmt waren, um ihn zu finden. Überall. Um ihn dann zu töten.

Er musste weg von Frankreich, weg von den Spähern, Spitzeln und Spionen.

Ein leichter Wind strich über den Hafen Le Graudu Roi und kam sogleich wieder zum Erliegen. Seine Kraft reichte nicht einmal aus, um die Wasseroberfläche des Kanals zu kräuseln, zu dessen Bau Ludwig der Heilige den Auftrag gegeben hatte.

Henri und Uthman hatten sich zu diesem Hafen in der Camargue entschlossen, weil dort nur einige Fischer lebten, die sich auf dem schmalen Landstreifen des kleinen Ortes Aigues-Mortes angesiedelt hatten. Erst vor etwa hundert Jahren war die enge Nehrung vom Meer angelandet worden, die nun einigen armseligen Fischerhütten Raum bot.

Darum hegten sie die Hoffnung, dass die Kunde vom Mord an König Philipp nicht bis hierher gedrungen war. Vielleicht aber hatte man auch in diesem abgelegenen Teil Frankreichs von der schrecklichen Begebenheit gehört, dass Papst Clemens einem Giftanschlag zum Opfer gefallen war. Wie schnell könnten in so einem kleinen Fischerdorf Gerüchte entstehen und Fremde verdächtigt werden! Von den frommen Kirchgängern des Ortes könnte man mit Sicherheit kein Verständnis für einen heimtückischen Giftanschlag auf den heiligen Vater erwarten.

Weil sie einer hochnotpeinlichen Befragung entkommen wollten, mussten die Flüchtlinge ohne Verzögerung Frankreich verlassen. Sie wussten es beide. Denn man würde sie als Mörder und Giftmischer im gesamten Gebiet der Krone verfolgen, wohin sie sich auch wendeten. Eine unsichere Zukunft und eine weite Reise lagen vor ihnen.

»Wir können es uns nicht erlauben, auf ein Schiff zu warten, das uns Bequemlichkeiten verschafft«, hatte Henri gesagt. »Im Hafen liegt eine Kogge, die mir einen seetüchtigen Eindruck macht.«

Uthman betrachtete fachkundig die hohen Aufbauten im Vor- und Hinterschiff, die ziemlich geräumig aussahen. »Jedenfalls«, meinte Uthman, »bietet sie doch mehr Platz als ein Einbaum, der nur durch Planken erhöht ist!«

Henri lachte. »Zur Not würde ich auch mit dem einfachsten Wasserfahrzeug flüchten.« Die Kogge mit den viereckigen Segeln aus Baumwolle oder Hanf schien genügend Segelfläche zu haben, sodass sie sich schnell genug von der französischen Küste entfernen konnten.

»Auch wenn es anders wäre, müssten wir mit dieser Kogge vorlieb nehmen«, stellt Henri abschließend fest.

Schon wenige Stunden später standen sie auf dem knarrenden Deck des Schiffes. Es hatte Kurs auf Menorca genommen, von dort hofften die Gefährten, nach Spanien übersetzen zu können.

»Jetzt habe ich nur noch eine Sorge«, sprach Henri laut aus, was er gerade dachte. »Die Segel hängen noch ziemlich schlapp.« Er blickte sorgenvoll auf den Hafen von Le Grau du Roi. »Den Piraten, die sich in den Gewässern der Balearen herumtreiben sollen, können wir so nicht entkommen.«

Uthman machte einen seiner üblichen Scherze. »Umso besser! Denn die Piratenschiffe sind nicht auf ihre Segel angewiesen, weil sie durch ihre Ruderer in drei Reihen auf jeder Seite angetrieben werden. Du glaubst nicht, welche Geschwindigkeit ein Piratenschiff erreichen kann, wenn der Aufseher mit der Peitsche den Antrieb befördert.«

»Ich bin froh, dass du zu deiner Fröhlichkeit zurückgefunden hast und wieder scherzen kannst«, sagte Henri. »Ich fürchtete schon, dass dich der Mord an König Philipp und der Giftanschlag auf den Papst allzu sehr belastet hätten.«

»Das hatten sie auch, und bis jetzt fühle ich mich noch nicht befreit. Ich habe ein Gebet an Allah gerichtet, dass er mir diese Taten verzeihen möge.«

»Auch ich habe eine Bitte um Vergebung an Gott gerichtet und hoffe, dass ich erhört werde«, erwiderte Henri. »Aber ich habe meine Gedanken auch der Zukunft zugewandt. In der Klosterkirche von Aiguës habe ich für die Gnade einer guten Überfahrt gebetet, und ich bitte dich, dass auch du deinen Allah um seine Hilfe anflehst.«

Uthman verlor sein Lächeln. »Ich habe zu Allah gebetet, dass er deinen Knappen Sean und seine Mutter, die Lady of Ardchatten, beschützen möge. Wenn die beiden deinem Rat gefolgt sind, befinden sie sich bei dem Abt der Klosterkirche Cadouin in guter Obhut.«

Henri wirkte noch immer besorgt. »Ich habe sie eindringlich davor gewarnt, dass die königliche Polizei in allen Bastiden nach uns suchen wird.«

»Richte deine Sorgen jetzt auf die kommenden Wochen!«, mahnte Uthman. »Was wir tun konnten, haben wir getan.« Er wies zu der französischen Küste, die trotz des allzu linden Windhauches schon hinter dem Horizont verschwunden war.

Als ob jedoch die himmlischen Mächte die Gebete der Flüchtlinge erhört hätten, fuhr unerwartet eine kräftige Böe

über das Wasser. Die Segel blähten sich und trieben das Schiff über die stärker gewordenen Wellen vorwärts.

Jetzt war Henri eigentlich seine Sorgen los. Doch er suchte aufmerksam den Horizont ab. Weit hinter ihnen, fast nur ein kleiner Punkt, dümpelte ein Frachtschiff.

»Wir sollten es im Auge behalten«, flüsterte Henri Uthman zu, »vielleicht ist uns doch jemand gefolgt.« Obwohl die französischen Soldaten keine berühmten Seefahrer waren, könnten sie dennoch das Schiff entern und Henri und Uthman in Ketten legen lassen. Es war keine verlockende Aussicht.

Uthman nickte. Sollten die Truppen des Königs sie tatsächlich im Hafen beobachtet haben und nun verfolgen, könnte die Reise zur Katastrophe werden.

»Hoffentlich haben wir genügend Schiffszwieback, Bohnen und gesalzenen Fisch an Bord«, seufzte Uthman, scheinbar unbesorgt, weil er sich nichts anmerken lassen wollte. »Seeluft macht hungrig.«

»Erzähle mir etwas über Menorca!«, bat Henri, um ihn von seinem vermeintlichen Hunger abzulenken. »Ich möchte nämlich wissen, was uns dort erwartet. Vielleicht hast du in der Bibliothek etwas über die Zeit gelesen, als Menorca zum Kalifat von Cordoba gehörte.«

Uthman ließ sich nicht lange bitten, wie immer, wenn er von Cordoba erzählen durfte. »Menorca wurde von vielen Völkern beeinflusst: von den Griechen, Karthagern, Römern, dann uns Arabern. Heute leben dort Franzosen und Katalanen, dazu vereinzelte Anhänger des Propheten. Willst du noch mehr erfahren?«

Henri nickte beifällig. »Das hört sich gut an. In einem solchen Völkergemisch können wir gut untertauchen.«

»Du hast gefragt, welche Rolle Cordoba gespielt hat«, fuhr Uthman müde fort. »Das kann ich dir erklären. Menorca kam nämlich rund 280 Jahre nach der Auswanderung Muhammads

von Mekka nach Medina, im Jahre 902 eurer Zeitrechnung, unter das Kalifat von Cordoba. Wenn es uns möglich ist, in Ciudadella an Land zu gehen, können wir dort vielleicht noch die ehemalige arabische Moschee sehen. Aber wahrscheinlich hat man sie zu einer christlichen Kathedrale umgebaut. Der Alcazar, der ehemalige arabische Statthalterpalast, so habe ich gehört, soll jedoch noch erhalten sein.«

Henri war froh, dass Uthman schläfrig wirkte. Denn sonst hätten seine stolzen Ausführungen über das Kalifat von Cordoba mit Sicherheit vor dem Morgengauen kein Ende gefunden. Jetzt aber hatte sich Uthman auf dem hölzernen Deck ausgestreckt. Er wies zum Himmel. »Du verstehst doch so viel von der Astronomie. Wie bist du eigentlich als Tempelritter dazu gekommen, dich mit der Sternenwelt zu beschäftigen? Denn eigentlich waren es doch wir Araber, die durch die Trennung von Astronomie und Astrologie diese Wissenschaft auf ein für euch Christen unerreichbares Niveau gebracht haben.«

»Darüber ließe sich streiten«, erwiderte Henri. »Aber ich gebe zu, dass mein Wissensdurst, das himmlische Firmament zu erforschen, auf der Grundlage einer biblischen Geschichte entstanden ist.«

»Das hätte ich mir denken können!«, rief Uthman. »Worum ging es denn da?«

»Um einen Stern, dem die drei Weisen aus dem Morgenland gefolgt sind. So fanden sie, wie ihnen prophezeit worden war, in Bethlehem ein Kind, das sie anbeteten und mit Gold, Weihrauch und Myrrhe beschenkten.«

»Du meinst euren Propheten Jesus, den Sohn der Maria, der dort in einem Stall geboren wurde?«, fragte Uthman.

»Ja, ich spreche von dem Stern zu Bethlehem, von dem die einfachen Leute glauben, die drei Sterndeuter Caspar, Melchior und Balthasar seien ihm gefolgt. Für manche gilt

dieses C M B als zauberkräftiges Zeichen. Es dient dazu, Gegenstände und Gebäude vor dem Zugriff von Dieben zu bewahren. Für uns Christen aber gelten die Anfangsbuchstaben der Namen C M B als Bitte: *Christus mansionem benedicat* – Christus möge dieses Haus segnen.«

Uthman begann zu gähnen. Darum fügte Henri nur noch einen einzigen Satz an. »Ich aber wollte den Weg der drei Sterndeuter kennen lernen. Aber aus ganz anderen Gründen gelangte ich nach Jerusalem, wo die drei Weisen König Herodes ihr Wissen mitteilten.«

Uthmans Interesse an der biblischen Geschichte war erschöpft, denn er wusste ja alles, was es über Jesus – Gott segne ihn und schenke ihm Heil! – zu wissen gab, aus dem Koran: dass er durch Gottes Wort von einer Jungfrau geboren, von Gott geliebt und zu ihm gerufen worden war, um am Tage des Gerichts Zeugnis abzulegen für die wahren Gläubigen des Islams. *Wir ließen Jesus, den Sohn der Maria, hieß es in der Sure vom Tisch, in ihren Spuren folgen, zur Erfüllung dessen, was schon vor ihm in der Thora war; und Wir gaben ihm das Evangelium, worin Führung und Licht war, eine Führung und Ermahnung für die Gottesfürchtigen... Wenn Allah sagen wird: »O Jesus, Sohn der Maria, gedenke Meiner Gnade gegen dich und gegen deine Mutter; wie Ich dich stärkte mit der heiligen Offenbarung – du sprachst zu den Menschen sowohl im Kindesalter wie auch im Mannesalter; und wie Ich dich die Schrift und die Weisheit lehrte und die Thora und das Evangelium; und wie du die Blinden heiltest und die Aussätzigen auf Mein Gebot; und wie du die Toten erwecktest auf Mein Geheiß; und wie Ich die Kinder Israels von dir abhielt, als du mit deutlichen Zeichen zu ihnen kamst, die Ungläubigen unter ihnen aber sprachen: ›Das ist nichts als offenkundige Täuschung.«* Was die Christen sonst an Aberglauben über Jesus hatten, wie diese Sterndeuter, den

Kreuzestod, dass Jesus ein Gott sei, das interessierte ihn wenig, erzürnte ihn sogar: *Sprich: »Er ist Allah, der Einzige; Allah, der Unabhängige und von allen Angeflehte. Er zeugt nicht und ward nicht gezeugt; und keiner ist Ihm gleich«*, hieß es in der Sure von der Reinheit des Vertrauens, Al-Ichlas. Doch mochten die Christen auch jede Menge Unfug über den Propheten Jesus erzählen, so hatte Gott doch entschieden, seine Anhänger über jene zu setzen, die ungläubig waren oder viele Götzen anbeteten.

Aber obwohl Uthman die kindischen Vorstellungen der Christen langweilten, weil ihre Fabeln dem reinen, strahlenden Licht des wahren Glaubens so sehr unterlegen waren, war seine Müdigkeit nun plötzlich verflogen. Ihn faszinierte etwas anderes: »Du warst in Jerusalem, in unserem arabischen Al-Qudz?«, rief er begeistert. »Davon musst du mir erzählen!«

»Jerusalem wurde für mich ein langes und ereignisreiches Abenteuer. Aber auf unserer Seereise nach Menorca bleibt genug Zeit, um dir davon zu berichten«, versprach Henri. »Das heißt, wenn wir es bis dorthin schaffen!«

Der Wind hatte sich gelegt, und die Kogge dümpelte mit schlaffen Segeln durch niedrige Wellen. Das gleichmäßige Schaukeln schläferte die beiden ein. Zum ersten Mal seit dem Mord an König Philipp und dem Giftanschlag auf den Papst fanden sie zu einem ruhigen und traumlosen Schlaf.

Sie wachten erst auf, als der Polarstern schon verblasst war. Auf Deck ertönten laute Rufe. »Was machen die da?«, fragte Uthman schlaftrunken. Aber Henri konnte ihm keine Auskunft geben. Er beobachtete, wie einer der Seemänner etwas Talg in einen Bleikegel schmierte, der an einer Leine befestigt war und mit einem weiten Wurf über die Bordwand befördert wurde. Das Frachtschiff befand sich auch an diesem Morgen hinter ihnen, etwas näher vielleicht, doch genau konnte Henri das

nicht sagen. Auch Uthman sah mit einem Schulterzucken zum Horizont. Offenbar stellte es keine Gefahr dar.

Inzwischen hatte sich auch der Kapitän des Schiffes eingefunden, der aufmerksam den Inhalt des Kegels betrachtete, den man wieder an Bord gezogen hatte.

»Könnt Ihr mir erklären, was dieser Vorgang bedeutet?«, fragte Henri wissbegierig.

Die Antwort flößte ihm Bewunderung ein. Wie viel gab es doch, wovon er noch niemals gehört hatte! Der Kapitän gab gerne Auskunft. »Die Bodenprobe, die gemessene Tiefe und die Farbe des Meeres geben mir die Möglichkeit, unseren Standort zu bestimmen, sobald der Polarstern verblasst und das Festland außer Sicht ist. Bei Tageslicht können wir uns in Ufernähe natürlich an Flussmündungen, Hügeln, Kirchen, Dünenketten oder auch Bäumen orientieren.«

Henri bedankte sich für die Erklärung. Er nutzte jede Gelegenheit, um etwas zu lernen, was ihm bisher unbekannt war. Ich werde eine Seekarte anfertigen, dachte er.

Aber als er ein Pergament und einen Stift hervorgezogen hatte, tauchte Uthman auf, der mit den Seeleuten eine karge Mahlzeit zu sich genommen und einen Zwieback in die Hosentasche gesteckt hatte. »Du hast mir doch versprochen, von deinen Erlebnissen in Jerusalem zu erzählen.«

Henri legte sein Schreibgerät beiseite. Nicht nur für die Christenheit war Jerusalem eine heilige Stätte. Dem Islam galt Al-Qudz als drittheiligste Stadt nach Mekka und Medina. Von Mekka aus war Muhammad eines Nachts auf seiner geflügelten Stute *Buraq* nach Jerusalem geflogen.

Der Tempelritter Henri hatte diese Darstellung immer für einen Traum gehalten. Vom Tempelplatz in Jerusalem aus sei Muhammad schließlich zu seiner nächtlichen Himmelsreise aufgebrochen, die ihn durch die sieben Himmel bis vor den Thron Gottes geführt habe. Henri wollte seinen Freund

Uthman nicht beleidigen, weil der dieses Märchen sicher glaubte. Es würde auch nicht leicht sein, über seine Erlebnisse in Jerusalem zu berichten. Denn er müsste eigentlich auch erwähnen, dass Jerusalem der Ort war, an dem Jesus Christus, der Herr, gelitten hatte und gestorben war. Aber auch den Juden war diese Stadt heilig, weil Abraham dort seinen Sohn Isaak opfern wollte, und vor allem, weil sich nach den Angaben des Talmud über dem Felsen einst das Allerheiligste des salomonischen Tempels befunden hatte.

Wo nur sollte er mit seinem Bericht anfangen? Uthman wurde schon ungeduldig. In einer plötzlichen Eingebung beschloss Henri, jene Abenteuer zu erzählen, die dazu geführt hatten, dass er in Lebensgefahr geriet und schließlich aus einem streng bewachten Palast fliehen musste.

»Mach es dir bequem, auch wenn die Planken hart sind«, forderte er Uthman auf. »Solange diese Flaute anhält, werden Wellen und Sturm meine Erzählung nicht stören. Auch das Frachtschiff wird uns nicht näher kommen können. Es sieht ganz so aus, als ob wir noch lange unterwegs sein werden.«

Henri lehnte sich gegen die hölzernen Deckaufbauten, kreuzte die Beine, ließ seine Arme entspannt zu beiden Seiten seines Körpers herabhängen und begann seine Geschichte.

»Ich war damals Knappe und noch verhältnismäßig jung. Am 18. Mai 1291 fiel Akkon in die Hand unserer Feinde. Nur das große Haus der Ordensritter hielt zunächst noch stand. Aber zehn Tage später brach die landeinwärts gekehrte Seite des Ordenshauses zusammen. Das war der Tag, an dem ich deinem Vater das Leben retten konnte.«

»*Alhamdu lillah!* Allah sei Dank!«, warf Uthman ein.

»Die übrigen Städte im Outremer, unseren Besitztümern im Heiligen Land, erlitten bald dasselbe Schicksal. Ende Juli hatte der Sultan Haifa besetzt, ohne auf Widerstand zu stoßen. Tortosa wurde am dritten August, Athlit kurz darauf verlassen.

Dass wir unsere Pilgerburg Athlit südlich des Karmel aufgaben, ist mir eigentlich unverständlich. Aus zahlreichen Quellen sprudelte innerhalb der Burg frisches Wasser hervor. Zwischen zwei gewaltigen Türmen schützte eine Mauer mit Schießscharten und Zinnen unsere Krieger. Sie konnten sich hinter dieser Mauer bequem zu Pferde und bewaffnet bewegen. Süßwasserbrunnen wurden durch eine Mauer geschützt, die über das Vorgebirge von einem Ufer zum anderen führte. Aber nachdem wir auch Athlit aufgegeben hatten, segelten die überlebenden Tempelritter nach Zypern, weil sie angeblich die Aussichtslosigkeit ihres Verbleibens erkannt hatten.«

Uthman hatte sich Gedanken gemacht, warum die Templer alle diese Burgen aufgegeben hatten. »Hältst du es nicht für möglich, dass die Templer sich damals aus einer Offensivstrategie auf die Verteidigung zurückgezogen hatten? Warum hätten sie sonst ihre Burgen so stark befestigen sollen?«

Henri ließ diese Frage unbeantwortet und fuhr fort. »Auch ich war auf einem der Schiffe nach Zypern gelangt. Eigentlich war es meine Absicht, von dort aus nach Frankreich zurückzukehren. Aber ich fühlte mich in der Gemeinschaft der Ordensbrüder wohl. Darum beschloss ich, eine Weile auf Zypern zu bleiben.

Dann aber erschreckten uns böse Gerüchte: König Philipp wolle den Papst dazu bringen, den Templerorden aufzulösen und zu verbieten. Ich konnte mir das kaum vorstellen, aber ich dachte, nun sollte ich wohl so schnell wie möglich nach Frankreich zurückkehren.

Alles kam ganz anders, als ich mir das vorgenommen hatte. Als ich mich nämlich am Hafen herumtrieb, um eine Schiffspassage nach Marseille ausfindig zu machen, lernte ich einen jungen Tempelritter kennen, der bei Tortosa gekämpft hatte und der nach mir auf Zypern angekommen war. Dieser

Ordensgefährte war bei weitem nicht so ernsthaft veranlagt wie ich zu dieser Zeit.«

»Heute doch auch noch«, meinte Uthman.

Henri ließ sich nur ungern unterbrechen. »Dieser Bursche hielt mich wahrscheinlich für viel zu folgsam und ängstlich. Als ich zögerte, auf seinen Vorschlag einzugehen, in das Heilige Land zurückzukehren, um Jerusalem zu sehen, ließ er mich seine Verachtung spüren. ›Nichts hast du von dieser Welt gesehen, wenn du nicht in Al-Qudz, der Heiligen, gewesen bist. Weißt du denn nicht, dass, wenn man die Weltscheibe von oben betrachtet, Hierosolym der Mittelpunkt der Welt ist?‹«

»Hatte er da nicht Recht?«, fragte Uthman, ohne eine Antwort zu erwarten.

Henri nickte. »Heute weiß ich das. Aber damals machte ich mich nur auf diese abenteuerliche Reise, um nicht als Feigling dazustehen. Der deutsche Kaiser, Friedrich II. von Hohenstaufen, hatte mit dem *aijubidischen* Sultan al-Kamil einen Vertrag geschlossen, der für euch Araber sehr nachteilig war. Denn dieser Sultan war tatsächlich um Entspannung bemüht. Aber fünfzehn Jahre später, das war, wenn ich mich nicht irre, im Jahre 1244, gaben die *Aijubiden* Jerusalem an die Anhänger eures Propheten Muhammad zurück. Die letzten Kreuzfahrer waren verjagt worden. Wir würden also in eine Stadt kommen, die nach den Gesetzen des Korans und der Scharia regiert wurde.

Dieser Ordensbruder, der seinen Namen mit Louis angegeben hatte, lungerte tagtäglich am Hafen herum, bis er ein Schiff gefunden hatte, das Flüchtlinge aus Outremer nach Zypern gebracht hatte und nun leer in den Orient zurückfuhr. Der Kapitän hatte nichts dagegen, uns bis nach Haifa mitzunehmen. Jedenfalls stellte er keine Fragen.«

Am Abend hatte sich, wie am Vortag, wieder ein stärkerer Wind erhoben. Henri beobachtete, wie sich das Frachtschiff

langsam näherte. Einige Seeleute kletterten am Mast empor und machten sich am Reff zu schaffen.

»Hoffentlich gibt es in dieser Nacht keinen Sturm«, sagte Uthman und deutete auf dichte schwarze Wolken, die sich am Horizont zusammengeballt hatten. »Auch im Mittelmeer kann es Wellen geben, die leicht eine Höhe von vierzig Fuß erreichen.«

Seine Befürchtung erwies sich als unbegründet, und am nächsten Tag konnte Henri mit seiner Erzählung fortfahren, ohne die Stimme erheben zu müssen, um das Plätschern der Wellen an der Bordwand zu übertönen.

»Auch damals war uns das Mittelmeer gut gesonnen. Von Zypern aus gelangten wir schneller als erwartet nach Haifa. Aber schon während der Überfahrt kamen mir erhebliche Zweifel an der Glaubwürdigkeit meines Ordensbruders. Ich erwog sogar die Möglichkeit, dass Louis sich nur als Tempelritter ausgegeben hatte. Wenn ich auf unsere Ordensregeln zu sprechen kam, lenkte er das Gespräch geschickt auf ein anderes Thema. Warum legte er so überaus großen Wert darauf, nach Jerusalem zu fahren? Und was sollte ich dabei für eine Rolle spielen? Ich war nahe daran, sein Bündel zu durchsuchen. Aber ich schämte mich, einen unbegründeten Verdacht zu hegen.

Inzwischen hatte ich aber meine Aufmerksamkeit geschärft. Sehr bald war mir aufgefallen, dass sich Louis auffällig oft mit einem der Mitreisenden in einer fremden Sprache unterhalten hatte, die ich nicht beherrschte. Sie gaben sich nicht einmal Mühe, ihre lebhafteste Unterhaltung abubrechen, wenn ich zu ihnen trat. Ich fragte Louis, ob er auf dem Schiff einen Freund getroffen hätte. Er machte jedoch ein auffällig erstauntes Gesicht und behauptete, dass dieser Mann nur eine Zufallsbekanntschaft sei...«

Henri unterbrach seine Erzählung plötzlich. Uthman hatte es auch gesehen und nickte ihm zu: »Das Schiff nähert sich immer schneller!«

Das Segel stand nun, keine fünf Seemeilen entfernt, hinter ihnen. Jetzt war auch der Kapitän an die Reling getreten, verwirrt starrte er auf den Lastsegler. Unruhig rieb er seine derben Seefahrerhände aneinander. Er wippte nervös vor und zurück, sah dann erneut auf das Schiff.

»Erzähle doch weiter«, sagte Uthman leise, »ich werde das Segel schon im Auge behalten.«

»Als wir von Bord gingen«, fuhr Henri fort, aber er sah dabei nicht zu Uthman, sondern auf das Schiff, »beobachtete ich die wenigen Mitreisenden in unserer Nähe. Der angebliche Zufallsbekannte hatte sich von Louis mit einem aufgeregten Wortschwall verabschiedet, nickte mir dann freundlich zu und wünschte mir eine gute Reise. Irrte ich mich, oder hatte er mich mit einem Gesichtsausdruck angegrinst, den ich in Akkon bei einem Mamelucken gesehen hatte, der einen Überfall auf mich plante? Ein Mamelucke? Er konnte, nach seinem Äußeren zu schließen, zu diesem Volksstamm gehören. Sie waren ja unter den erbittertsten Feinden der Tempelritter.«

»Eben dreht er ab!«, unterbrach Uthman. Beide atmeten auf. Es war offenbar doch nur ein einfacher Kaufmann auf dem Weg nach Spanien gewesen.

Jetzt kam der Kapitän des Schiffes, der sich bis dahin sehr wortkarg gezeigt hatte, auf Henri und Uthman zu. Vielleicht hatte es ihm gefallen, dass seine beiden Gäste sich für die schwierige Navigation einer Kogge interessiert hatten, vielleicht aber war er nur erleichtert und befreit, weil er ebenfalls keine französischen Soldaten in seiner Nähe wünschte.

»Darf ich Euch einladen, meine Herren, die Kogge zu besichtigen, meine Befugnisse und die Arbeit der Seeleute kennen zu lernen?«, fragte er freundlich.

Henri nahm dieses Angebot gerne an. Vielleicht könnte sich die Kenntnis des Schiffes während der Überfahrt noch als sehr wichtig erweisen, falls ein Unwetter die Kogge und ihre Besatzung in unerwartete Schwierigkeiten bringen würde.

Obwohl Henri von einer unerklärlichen Unruhe befallen wurde, gab er Uthman ein Zeichen, das Angebot des Kapitäns anzunehmen. Beide erhoben sich von den hölzernen Planken und folgten dem Herrn des Schiffes.

Sie merkten gleich, dass der Kapitän außerordentlich stolz auf seine Kogge war. Er pries die geräumigen Deckaufbauten, den zwanzig Meter hohen Mast und die Segelfläche von zweitausend Quadratfuß. Aber, wie sich bald herausstellte, war das nur eine Einführung, um sie gleich darauf mit einigen unangenehmen Begleiterscheinungen bekannt zu machen.

»Ich hoffe, dass Ihr mit Eurer Unterkunft in den Aufbauten zufrieden seid, meine Herren. Eine kleine Einschränkung ist allerdings vonnöten, weil das Deck wasserdurchlässig sein muss, damit sich kein schweres Gewicht auf der geneigten Deckfläche sammelt. Das würde die Kogge nämlich zum Kentern bringen. Manchmal muss jedoch das Wasser aus dem Rumpf herausgepumpt werden, wenn sich allzu viel Wasser in der Bolde gesammelt hat.«

Die beiden nickten zum Zeichen dafür, dass sie für diese Sicherheitsmaßnahme durchaus Verständnis aufbrachten.

»Leider können wir uns auf der Route nach Menorca nicht immer in Küstennähe halten«, erklärte der Kapitän, »um uns eventuell bei einem allzu kräftigen Wind in eine windgeschützte Bucht retten zu können. Das hat aber durchaus auch seine Vorteile. Denn ich kann die Kogge mit ihrem Rahsegel natürlich nicht gegen den Wind kreuzen und sie so aus der Gefahrenzone küstennaher Klippen steuern. Bei größerer Entfernung von der Küste ist die Gefahr weitgehend gebannt, auf irgendwelchen Klippen zu zerschellen.«

»Gut zu wissen«, murmelte Uthman spöttisch vor sich hin.

Henri versuchte vergeblich, eine Erinnerung an das prachtvolle Schiff der Templer zu verdrängen. Sie hatten es

von den Genuesern erworben und einem Ordensbruder namens Roger von Flor anvertraut. Diesen Roger sah man schon in seiner frühesten Jugend als einen der besten Seeleute der Welt an. Als Akkon verloren ging, befand er sich gerade dort im Hafen. Neider beschuldigten ihn später beim Großmeister, er habe sich nach dem Fall von Akkon gewaltige Schätze zusammengerafft. Aber das war eine Verleumdung. Roger war darüber so verbittert, dass er abtakte und nach Genua ging.

Dem Kapitän war nicht entgangen, dass Henri mit seinen Gedanken abgeschweift war. »Schenkt mir bitte noch einen Augenblick Eure Aufmerksamkeit! Ich muss noch einige Kleinigkeiten erwähnen, die ich für wichtig halte.«

Trotz der höflichen Stimme erfasste Henri die böse Vorahnung, dass der Kapitän erst am Schluss seiner Rede mit der größten Gefahr herausrücken würde. Seine Ahnung trog ihn nicht.

Der Kapitän, mit dem klangvollen Namen Ernesto di Vidalcosta, räusperte sich mehrmals, ehe er sie mit einer Gefahr bekannt machte, die sie nicht unterschätzen sollten.

»Das Mittelmeer wird immer noch von Piraten heimgesucht. Dabei richten sich die Attacken der Seeräuber hauptsächlich gegen Handelsschiffe, weil sie es auf deren Ladung abgesehen haben. Leider gehören auch wir zu diesem Schiffstyp. Wir sind jedoch nicht ganz schutzlos. Zu unserer Mannschaft gehören zehn Matrosen. Zusätzlich sind auf einer der obersten Aufbauten Männer postiert, die mit der Waffe umzugehen verstehen.« Er sah die beiden an, als ob er eine Antwort erwartete. Als Henri und Uthman schwiegen, räusperte er sich noch einmal kräftig und sagte dann mit einem verlegenen Lächeln: »Mir ist so, als ob ich auch bei Euch Waffen gesehen hätte.«

Er hatte also ihr Gepäck kontrolliert. Diese Entdeckung verursachte den beiden ein unangenehmes Gefühl. Ernesto di

Vidalcosta wollte die Stille möglichst schnell überbrücken und fuhr in seinen Ausführungen fort. »Der Kapitän entscheidet nicht nur über den Zeitpunkt des Aussegelns und Anlaufens eines Hafens sowie über notwendige Reparaturen, sondern er ist zudem der unumschränkte Herr an Bord. Ich muss Euch also bitten, meine Herren, in jedem Belange meinen Anordnungen zu gehorchen.«

»Für den Fall eines Sturmes sehe ich das durchaus ein. Denn wir kennen uns in der Schifffahrt nicht aus«, gab Uthman zu. »Was nun aber einen Überfall durch Piraten betrifft, so sind wir es gewohnt, uns selbst zu verteidigen. In diesem Fall zählen wir uns nicht zu Eurer Mannschaft.«

Der Kapitän konnte seinen Unmut nicht verbergen. »Ein solche Ausnahme kann ich zu Eurer eigenen Sicherheit nicht dulden. Ich bin ein erfahrener Seemann und habe so manchen Angriff der Piraten abgewehrt. Mit Eurer eigenen Verteidigung könntet Ihr mein Schiff und die gesamte Besatzung ins Verderben stürzen. Guten Morgen, meine Herren!«

Die Unterweisung war beendet. Uthmans erster Gang führte ihn in ihre Unterkunft. Die Waffen waren unberührt. Dennoch steckte er sich seinen Damaszenerdolch in den Gürtel. »Irgendetwas gefällt mir nicht«, gab er zu bedenken. »Wäre es vielleicht nicht sogar möglich, dass der Kapitän gemeinsame Sache mit den Piraten macht? Er verkauft seine Ladung, übergibt vielleicht sogar sein Schiff mit der Besatzung.«

Henri überlegte eine Weile. Er traf niemals Entscheidungen, bevor er nicht das Für und Wider sorgsam bedacht hatte. »Deine Sorge ist durchaus begründet. Aber welche Ladung? Es gibt keine für unsere Überfahrt nach Menorca. Eine Ladung ist erst für die Rückfahrt vorgesehen. Der Bestimmungsort ist Ciutadella, dessen Hafen am westlichsten Punkt der Insel gelegen ist. Angeblich will er dort Fässer mit Olivenöl laden.«

Henri blickte Uthman nachdenklich an. »Aber wir sollten wieder an Deck gehen!«, sagte er dann.

Uthman beugte sich zu ihm hinab und sah sich nach allen Seiten um. »Es gibt also nur einen Grund, sich den Piraten zu ergeben«, flüsterte er leise. »Das sind wir. Der Kapitän kann niemals verlieren. Entweder erpresst er von uns ein Schutzgeld, oder er übergibt uns den Seeräubern, die uns als Sklaven auf dem Markt feilbieten. Ich jedenfalls werde meine Haut so teuer wie möglich verkaufen.«

Henri hob beschwichtigend die Hände. »Ich schlage vor, dass wir zunächst den drei Wachen einen Besuch abstatten. Wir spielen die Unwissenden und versuchen, sie mit Fangfragen auszuhorchen. Ein zu schnelles und ungestümes Vorgehen kann uns nur schaden.«

»Wie immer hast du Recht«, gab Uthman zu. »Wie hast du dir diese Fragen gedacht?«

»Welchen Eindruck sie auch immer auf uns machen, selbst wenn sie auf uns wie rechte Galgenvögel wirken, wir werden sie als erfahrene Seemänner bewundern. Dann versuchen wir, sie in ein Gespräch über Piraten zu verwickeln. Vielleicht gelingt es sogar, dass sie uns, um Eindruck zu machen, ihre Bewaffnung vorführen.«

»Dein Plan ist gut«, lobte Uthman. »Es wäre natürlich am besten, wenn sie uns über erfolgreich bestandene Kämpfe mit den Piraten berichten würden. Vielleicht aber zählen sie ja selber unter die Seeräuber und sind als Verräter an Bord untergebracht.«

»Lege dich entspannt auf die Planken«, sagte Henri leise. »Ernesto beobachtet uns. Wir müssen unseren Besuch bei den Wachen auf später verschieben.«

»Ich bin so voller Zorn und Unruhe, dass ich mich kaum beherrschen kann«, erwiderte Uthman. Aber er folgte Henris Aufforderung, streckte sich auf den warmen Planken aus und

verschränkte die Arme unter dem Kopf. Henri blickte auf das Meer. Da waren einige kleine Boote, aber auch ein größeres Schiff, freilich kaum mehr als ein geduckter Punkt am Horizont.

»Wir sollten es im Auge behalten«, meinte Uthman, denn obwohl er keine Gefahr mehr durch die Schergen des Königs vermutete, schadete es auch nicht, wachsam zu sein, wenn die Truppen eines ganzen Landes nach einem fahndeten, von möglichen Absprachen des Kapitäns oder der Mannschaft mit den Piraten ganz zu schweigen.

Dann wandte er sich wieder an Henri. »Erzähle mir weiter, ob dir in Haifa etwas zustieß! Dein damaliger Reisegefährte und sein verdächtiger Freund lassen mich Böses ahnen. Über diese aufregenden Begebenheiten kann ich vielleicht unsere gegenwärtigen Sorgen ein wenig in den Hintergrund schieben.«

Henri war einverstanden. »Noch ehe wir in Haifa von Bord gegangen waren«, fuhr er mit seiner Geschichte fort, »hatte ich angeregt, uns nach einem Reittier umzusehen. Aber Louis schlug geradezu entsetzt die Hände über dem Kopf zusammen. Von diesen Rosstäuschern würde man nur betrogen. Es wäre ratsam, uns erst um Unterkunft in einer Herberge zu bemühen, um vielleicht den Wirt um Rat zu fragen.

Seine Reisebekanntschaft hatte ihm sogleich zugestimmt und behauptet, er kenne von früheren Besuchen eine saubere und nicht zu teure Herberge. Der Wirt sei ein Freund von ihm und absolut zuverlässig. Da mir die Stadt Haifa fremd war, entschloss ich mich, den beiden zu folgen, vielmehr, ich ließ mich wohl oder übel rechts und links unterhaken und davonführen.«

»Das war sehr leichtsinnig«, meinte Uthman. »In einer fremden Stadt sollte man niemandem vertrauen.«

»Da kann ich dir nur zustimmen«, pflichtete Henri ihm bei. »Heute weiß ich das auch. Aber damals blieb mir eigentlich gar keine andere Wahl. Wir tauchten in ein Gassengewirr ein, wie ich es bisher noch niemals gesehen hatte. Louis wies auf Schutt- und Trümmerberge, die von früheren Kämpfen herrühren sollten. Ihm entschlüpfte eine Bemerkung, die mich stutzig machte. Zweimal hätten nämlich meine Kreuzritter Haifa erobert und zerstört. Wieso ›meine‹ Kreuzritter? Gehörte nicht auch er zu diesem Orden?

Als die Gassen immer enger wurden, sodass nur noch ein winziger Strahl des Sonnenlichts zwischen den Häusern durchdringen konnte, erkundigte ich mich, wie weit es denn noch bis zu der Herberge sei. Aber die beiden gaben keine Antwort und beschleunigten ihren Schritt, sodass ich kaum folgen konnte. Am Ende einer finsternen Gasse verschwanden sie plötzlich meinem Blickfeld.

Ich hatte mir nicht merken können, woher wir gekommen waren, und ich wusste noch weniger, wohin ich mich wenden sollte. Unschlüssig blieb ich vor einem alten Gemäuer stehen.«

Uthman schüttelte den Kopf. »Du hättest losrennen sollen, egal wohin.«

Henri sah in den blauen Himmel und auf die Möwen, die laut schreiend ihre Kreise zogen und ins Meer stürzten, um mit einem Fisch im Schnabel wieder aufzutauchen. »Schon damals war es nicht meine Art, kopflos in irgendeine Richtung zu laufen. Ich versuchte herauszufinden, wo die Sonne stand. Denn ich wusste, dass wir in Richtung Osten gegangen waren. So hätte ich auch den Hafen wieder finden können.«

»Manchmal«, gab Uthman seine Erfahrungen zum Besten, »ist es angebracht, seinen Verstand nicht einzusetzen. Dazu ist später immer noch Gelegenheit, wenn man der Gefahr entronnen ist.«

»Vom sicheren Ort kann man gut raten«, antwortete ihm Henri unzweideutig. »Ich war ihnen in die Falle gegangen. Das sollte ich bald erfahren. Nicht etwa mein Reisegefährte und dessen zwielichtiger Freund versperrten mir den Weg nach vorn und zurück, sondern fremde Kerle, deren Aussehen nichts Gutes verhiess. Das Letzte, was ich verspürte, war ein kräftiger Schlag auf meinen Kopf.

Ich kam wieder zu mir, weil mir irgendjemand eiskaltes Wasser über Gesicht und Körper schüttete. »Der Tempelritter kommt wieder zu sich!«, rief eine fremde Stimme, die von weit her zu kommen schien. Mehrere finster dreinblickende Gestalten beugten sich über mich. »Zerrt ihn hoch!«, befahl die fremde Stimme. Ich konnte nicht erkennen, zu wem sie gehörte. Denn in meinem Kopf dröhnte ein unsichtbarer Hammer, und meine Augen ließen sich nicht öffnen. Außer der fremden Stimme mussten noch mehrere andere Männer anwesend sein. Denn man richtete mich auf und band meine Hände mit einer eisernen Kette an einen Ring in der Wand, damit ich nicht zusammensacken konnte.

»Weißt du, wo du hier bist?«, schrie einer der Männer. Ich schüttelte stumm den Kopf. »In Akkon, am südlichen Ende der Haifabucht. Du musst doch wissen, was Akkon für euch Kreuzfahrer bedeutete. Sieh dir die Mauern hier an! Man nennt dieses Gemäuer *Burj es Sultan*.« Jetzt wurde mir klar, wohin man mich verschleppt hatte, nämlich in den Kerker des Kreuzfahrer-Wachturms im damaligen venezianischen Viertel.«

»Da hatte es dich aber übel erwischt«, bedauerte Uthman seinen Freund. »Aber warum hatte man dich mit Gewalt dorthin entführt?«

»Das habe ich zunächst auch nicht verstanden. Aber nachdem sie mir immer wieder eiskaltes Wasser über Gesicht und Körper geschüttet hatten, klärte sich allmählich mein

Erinnerungsvermögen. Die Kerle, die mich hierhin verschleppt hatten, mussten Spießgesellen von Louis sein, wahrscheinlich Mamelucken, mit denen ich schon in Akkon unangenehme Bekanntschaft gemacht hatte. Ich nehme an, dass sie Rache nehmen wollten. Denn sie hatten damals bei dem Sturm auf unser Ordenshaus viele Verluste erlitten, als die Mauern über uns alle zusammenbrachen. Jeder Tempelritter, der damals entkommen war, erregte ihren Zorn.«

»Welch eine unsinnige Tat, einen einzelnen Tempelritter büßen zu lassen!«, rief Uthman fassungslos.

Henri blieb gelassen. »Es war nicht das allein, sondern es hing auch mit dem ägyptischen Sultan Baibars zusammen, der für alle Mamelucken ein Idol war. Eigentlich war er ja ein türkischer Tscherkesse und ehemals wie alle Mamelucken ein Sklave gewesen. Sie waren von den Aijubiden als Militärsklaven gekauft worden. Als sie die bis dahin unbesiegbaren Mongolen in Palästina aufhielten, erkannte man ihre soldatischen Talente. Sultan Baibars war es, der die faktische Machtergreifung dieser Lohnsklaven in Ägypten und Syrien bekannt gab.«

»Aber was hatte das alles mit dir zu tun?«, fragte Uthman.

»Versuche einmal, dich in die Mentalität dieser Mamelucken zu versetzen! Dann wirst du vieles besser verstehen! Sultan Baibars steht bei uns in denkbar schlechtem Ruf. Man sagt, dass er durch Hinterlist und Verrat die eigentlich uneinnehmbaren lateinischen Festungen in seine Gewalt brachte. Er hatte sogar nicht davor zurückgeschreckt, Sendschreiben des Grafen von Tripolis zu fälschen.«

»An seinem Siegeszug wart auch ihr selbst wohl nicht ganz unschuldig«, wandte Uthman ein. »Bei uns Arabern behauptete man, dass auch Rivalitäten, Streitigkeiten und Intrigen zu eurem Untergang geführt hätten.«

»Das sollte man nicht verallgemeinern«, verteidigte Henri den Orden. »Ich führe zu unserer Entlastung die Einnahme der Kreuzfahrer-Burg *Safed* an. Obwohl sie von Rammböcken schon schwer beschädigt war, hielt die Burg allen Angriffen stand. Nur durch falsche Versprechungen des Sultans Baibars ergab sich schließlich die Besatzung. Entgegen seiner Zusicherung ließ er dann unsere Krieger grausam foltern und niedermetzeln. Allerdings hatte auch der Verrat unserer Templer-Unterhändler mitgewirkt. Man behauptet es jedenfalls von einem *Casalarius* mit Namen Leo, der als Aufseher unserer Templer-Landgüter das Vertrauen des Ordens missbraucht hat.«

»Das sagte ich ja«, triumphierte Uthman. »Ob nun durch Verrat oder militärische Übermacht. Dieser Baibars nahm hintereinander alle Städte ein, die unter der Herrschaft der Kreuzritter standen, und schließlich sogar Jerusalem, die Heilige Stadt.«

»Das alles ist allerdings schon lange her«, warf Henri ein. »Baibars starb sieben Jahre nach der Eroberung von Jerusalem. Warum also begegneten mir die Mamelucken so feindselig?«

»Das frage ich mich allerdings auch«, gab Uthman zu bedenken.

»Ich versuche eine Erklärung. Ohne Zweifel hat Sultan Baibars eine bedeutende Rolle gespielt. Obwohl er als Vorkämpfer eures Propheten die christlichen Kreuzfahrer besiegt hatte, pflegte er dennoch gewinnbringende wirtschaftliche Beziehungen mit den christlichen Mittelmeerländern. Er hatte auch Nubien zu seinem Vasallen gemacht und den Handel im Roten Meer übernommen. Kairo wurde nicht nur zu einer Wirtschaftsmetropole, sondern strahlte auch im Glanz prächtiger Monumente. Dies alles hatten die Mamelucken nicht vergessen. Ihr Ziel war es damals wohl, das Ansehen ihrer Dynastie wieder herzustellen.«

»Dabei solltest du ihnen helfen?«, fragte Uthman ungläubig.

Henri schüttelte den Kopf. »Ich war nur ein kleines Rädchen in diesem Räderwerk. Aber sie hatten mir eine Aufgabe zugedacht, die mich später in Jerusalem in höchste Gefahr bringen sollte. Als ich im Verlies unseres ehemaligen Wachturms mehr tot als lebendig in den Ketten hing, löste sich aus dem Schatten der Mauer der geheimnisvolle Mann, der mit Louis Verbindung aufgenommen hatte. Von Anfang an hatte wohl ein Plan bestanden, mich in die Gewalt der Mamelucken zu bringen. Das war gelungen.«

»Louis, dieser hinterhältige Verräter!«, rief Uthman wütend.

»Hätte er den Anweisungen seiner Befehlsgeber nicht gehorcht, wäre das sein sicherer Tod gewesen«, versuchte Henri seinen Feind zu entschuldigen. »Der Fremde, der mich schon an Bord beobachtet hatte, trat auf mich zu. Er trug Mameluckentracht und hielt eine neunschwänzige Peitsche in der Hand. ›Du hast die Wahl, Tempelritter«, sagte er drohend, ›entweder führst du den Auftrag aus, den wir dir erteilen, oder wir werden dich sehr langsam totschiessen, sodass du dir wünschen wirst, niemals geboren zu sein.« Er gab mir, um mich einzuschüchtern, einen Schlag mit der Peitsche.«

»Schnell, Henri, schau!«, entfuhr es Uthman.

Henri hob den Kopf und sah auf das Meer, in die Richtung, in die Uthmans ausgestreckte Hand wies. »Also hat man uns doch verfolgt...!«, rief er aus.

Das große Schiff, das gerade eben noch so weit entfernt gewesen war, hatte sich bis auf wenige Seemeilen genähert. An Bord standen bewaffnete Soldaten, die Mannschaft hatte sämtliche Segel gesetzt. Am Hauptmast flatterte die Fahne des französischen Königs.

»Der Segler heute Morgen!«, sagte Henri hastig, »er war uns auf der Spur und hat dem Kriegsschiff den Weg gewiesen.«

»Was sollen...?«

Doch bevor Uthman weitersprechen konnte, kam schon der Kapitän aus seiner Kammer gelaufen, er hastete über Deck, lehnte sich an die Reling und konnte seinen Blick gar nicht mehr von den Verfolgern abwenden. Schnell schrie er knappe Befehle an die Mannschaft.

Seeleute kletterten auf die Masten, um weitere Segel zu setzen. Doch Uthman und Henri wussten, dass das wenig nützen würde: Es konnte nur noch Stunden dauern, bis das Kriegsschiff die Kogge einholte, und was Henri und Uthman dann erwartete, war beiden klar: Man würde die Kogge entern und sie gefangen setzen oder – schlimmer noch! – sie an Ort und Stelle hinrichten. Es sei denn, die Mannschaft des Kapitäns kämpfte erfolgreich gegen die königlichen Truppen. Doch das war kaum zu hoffen.

Der Kapitän bemerkte, dass Henri und Uthman besorgt waren. »Eine reine Routineangelegenheit!«, behauptete er, aber seine vor Schreck geweiteten Augen zeigten nur allzu deutlich, dass er log; vielleicht wollte er sich auch nur selbst Mut zusprechen. Jedenfalls hatte auch er Grund, sich vor den Soldaten zu fürchten; das immerhin war nun klar, und daher wussten Henri und Uthman, dass er nichts von ihrer Identität ahnte und auch nicht beabsichtigte, sie der Inquisition auszuliefern.

Er zuckte zusammen, als direkt über ihm eine Möwe heiser aufschrie. Er blickte ihr nach in den blauen Himmel, dann lächelte er plötzlich und ging ganz langsam, fast fröhlich, in seine Kajüte zurück.

Henri brach seine Erzählung ab. »Es beginnt zu dämmern. Wir sollten jetzt den oberen Aufbau aufsuchen, wo sich die Kämpfer aufhalten. Die nächsten Stunden könnten entscheidend werden. Und was die Mamelucken unter Androhung eines qualvollen Todes von mir verlangten, kann ich dir auch später berichten – wenn es ein Später noch gibt!«

3

Die Wachleute auf dem obersten Deckaufbau zeigten sich wenig überrascht, als Henri und Uthman bei ihnen auftauchten. Sie hatten schon ihre Schritte auf der hölzernen Leiter gehört, die nach oben führte.

Henri bemerkte, dass die Wachen fröhlich und keineswegs besorgt wirkten. Offenbar wollten sie ihn ja den königlichen Truppen nicht ausliefern. Warum sahen sie dann so vergnügt zu den Wolken auf, während sich das Kriegsschiff allmählich annäherte?

Uthman hatte angenommen, dass sich die Wachmannschaft des Schiffes von den anderen Matrosen unterschied, aber er sah sich getäuscht. Weder trugen sie besondere Kleidung, die sie den Piraten ähnlich sehen ließ, noch hielten sie Lanzen oder Schwerter bereit. In ihren Gürteln steckten Dolche und Messer – nicht andere, als Uthman selbst sie trug. Aber dann entdeckte er doch etwas Außergewöhnliches. Einer der Wachleute war ein Mädchen in einer einfachen Baumwollhose. Sie trug ein Leinenhemd und hatte ihre Haare unter einem Kopftuch verborgen, wie es Piraten zu tragen pflegten.

Einer der Wachleute, der sich Arturo nannte, bemerkte Uthmans Erstaunen. »Das Mädchen hier ist meine Beute. Bei dem letzten Überfall der Piraten habe ich sie geschnappt, als sie nicht schnell genug über die Bordwand auf das Kaperschiff zurückgesprungen ist. Ich musste sie erst zähmen, aber jetzt kommen wir ganz gut miteinander aus: Ich habe sie wählen lassen, ob sie sich mir fügen oder lieber einem Richter ausgeliefert werden wolle.« Er zog sie zu sich heran und biss

ihr spielerisch in ein Ohrläppchen. Als das Mädchen fauchte wie eine Katze, gab er ihr einen leichten Backenstreich.

»Hattet ihr schon des Öfteren Überfälle von Piraten?«, erkundigte sich Henri.

Arturo starrte ihn verwundert an. »Wusstet Ihr nicht, dass das Mittelmeer schon immer deren bevorzugtes Jagdrevier gewesen ist?«

»Doch«, erwiderte Henri. »Aber ich dachte, dass die Macht der Piraten seit den Zeiten der Römer längst vorüber sei. Denn ein berühmter Römer mit Namen Pompeius soll mit Seeräubern kurzen Prozess gemacht haben.«

Uthman wollte sich auch als Kenner der Piraterie im Mittelmeer zeigen. »Sogar Gaius Julius Caesar geriet in die Gefangenschaft der Seeräuber. Sie ließen ihn erst gegen ein nicht geringes Lösegeld frei.«

»So ist es bis heute geblieben«, sagte Arturo. »Aber Ihr glaubt doch wohl nicht, dass in den vielen Jahren seit dieser Zeit nicht auch andere auf die Idee gekommen wären, Schiffe zu überfallen und Lösegelder zu fordern? Das ist immerhin eine recht einträgliche Geldquelle!«

Henri äußerte noch eine Sorge. »Dieses Mädchen hier könnte doch zu einer Gefahr werden. Denn vielleicht gibt sie Piratenschiffen Zeichen, wenn eine besonders kostbare Ladung an Bord ist.«

»Sie wird sich hüten«, mischte sich jetzt auch noch der andere Wachmann ein. »Denn sie ist die Tochter eines Advokaten und mit dem Anführer einer Seeräuberbande durchgebrannt. Sobald das Piratenschiff mit ihrem Geliebten in Sichtweite ist, halten wir ihr ein Messer an die Kehle. Wenn der Anführer der Piraten seinen Schatz unversehrt zurückerhalten will, muss er wohl oder übel auf jede andere Ware verzichten.«

»Der Advokat wäre sogar bereit, ein ansehnliches Lösegeld für seine Tochter zu bezahlen. Aber sie weigert sich. Denn noch immer brennt die Liebe lichterloh.« Arturo lachte.

»Wie könnt ihr denn erkennen«, fragte Henri, »ob es sich um das Schiff ihres Liebhabers handelt? Es könnte ja dieses Schiff da sein!« Er fröstelte, weil eine Böe ihn kühl streifte. Verblüfft sah er im Halbdunkel, dass der Abstand zu den Verfolgern beträchtlich größer geworden war. Fast schon war das Kriegsschiff nicht mehr zu sehen.

»Der Pirat Valentino da Pisa ist nicht nur eitel, sondern auch auf seine Sicherheit bedacht. Je neuer der Schiffstyp, umso reichere Beute lässt sich machen. Das ist bei den Piraten inzwischen eine Binsenweisheit. Valentino hat sich darum eine Schaluppe bauen lassen, einen Typ, den es noch nicht lange gibt. Übrigens mit dem Gold, das die Tochter des Advokaten mitgebracht hatte. Keiner der Piraten hat es bisher zu einer solchen Schaluppe gebracht. Diese Schiffe sind außergewöhnlich wendig und haben nur einen geringen Tiefgang.«

Inzwischen war es ganz dunkel geworden. Die Matrosen zogen die Segel ein und warfen einen Stockanker, der an einer schweren Eisenkette hing. Henri und Uthman holten sich ihre Essensration in der Kochkombüse und gingen damit zurück an Deck.

»Hier können wir ungestörter miteinander reden«, meinte Henri. »Ich glaube nämlich, dass wir mit unseren Verdächtigungen dem Kapitän Unrecht tun. Mit den Franzosen jedenfalls hat er nichts zu schaffen, vor denen hat er selbst Furcht, und nicht uns will er statt einer Ware den Piraten anbieten, sondern dieses Mädchen, dessen Vater sehr vermögend zu sein scheint.«

»Vielleicht gibt er uns noch als eine Dreingabe dazu«, sagte Uthman scherzhaft. Aber er hatte es nicht als Scherz gemeint.

Henri schaute in den umwölkten Sternenhimmel. »Die Nacht scheint ruhig zu werden. Da, warum auch immer, das Kriegsschiff uns nicht mehr folgt, werde ich dir, wenn du nicht zu müde bist, weiter von meinen Abenteuern in Jerusalem berichten.« Sie streckten sich auf den hölzernen Planken aus und legten sich eine Taurolle unter den Kopf.

»Damals hatte ich es nicht so bequem wie jetzt«, begann Henri seinen Bericht. »Sie lösten meine Ketten und stellten mich aufrecht in ein Erdloch. Einer ergriff den nun leeren Eimer und stülpte ihn mir über den Kopf. ›Wenn du nicht willst«, sagte er, ›dass wir eine hungrige Ratte dazusetzen, die dir das Gesicht zerbeißt, dann rufe laut und deutlich: Ich tue alles, was ihr verlangt.‹ Du kannst dir denken, wie laut ich gerufen habe.«

Uthmans Stimme klang heiser vor Abscheu und Entsetzen. »Ich habe von dieser Foltermethode gehört. Bisher hat sie noch niemand überlebt.«

»Auch ich hatte mit meinem Leben abgeschlossen. Aber sie gaben mir noch eine Überlebenschance. ›Höre jetzt genau zu!«, sagte der Mann mit dem Eimer. ›Ich erkläre dir nur einmal, was du zu tun hast.‹

›Nimm mir den Eimer vom Kopf!«, rief ich von Furcht gepackt. ›Ich kann dich ja sonst nicht verstehen.‹

Er folgte meiner wirklich verzweifelten Aufforderung. Ich sah in mehrere grinsende Gesichter. Offenbar hielt er es für selbstverständlich, dass ich von dem berühmten Mamelucken-Sultan Baibars gehört hatte. Ich wusste, dass er im Jahre 1270 Jerusalem erobert hatte. Aber ich wusste nicht, dass er sieben Jahre darauf gestorben war. Der Mann mit dem Eimer schäumte vor Wut, als er mir berichtete, alle Mamelucken seien sich sicher, dass Baibars umgebracht worden sei.

Ich hatte keine Ahnung, wen sie verdächtigten. Gewundert hätte es mich ja nicht, weil Baibars selbst als Emir den

damaligen Mamelucken-Sultan *Qutuz* umgebracht hatte. Ich war froh, dass man von mir keine Antwort erwartete. »Es waren die verfluchten Ismailiten«, schrie der Mann. »Das sollen sie büßen!« Nun hatte ich zwar davon gehört, dass die ismailitische Lehre als häretisch galt, weil die Schiiten den Ali als einzig rechtmäßigen Kalifen betrachten und sie trotz ihres kriegerischen Charakters ganz eigene Wege zu eurem Allah suchen, die im Wesentlichen auf der Grundlage von Versenkung und Nachsinnen beruhen. Von Baibars wurde diese Lehre jedenfalls hartnäckig bekämpft. Nichts Geringeres forderten sie von mir, dass ich den Anführer der Ismailiten in Jerusalem ausfindig machen und ihnen ausliefern solle. Denn nach dem Mord an Sultan Baibars habe er sich nach Al-Qudz zurückgezogen.«

»Davon habe ich noch nie etwas gehört«, sagte Uthman.

»Mir schien das auch ein Hirngespinnst zu sein. Aber ich musste auf die Wahnideen der Mamelucken eingehen. Darum sagte ich, dass auch wir Tempelritter die mystische Bedeutung von Zahlen und Buchstaben kennen würden. Auf diesem Umweg sei es mir wahrscheinlich möglich, in den inneren Geheimzirkel der Ismailiten einzudringen. Ich könnte dann den Anführer entführen und ihnen ausliefern. Der Mann mit dem Eimer lachte höhnisch. Das genau sei der Grund, warum ihre Wahl auf mich gefallen sei.

Ich konnte mir die fanatische Verehrung Baibars nicht so recht erklären. Nun gut, er hatte die Mosaiken an der Außenfassade des Felsendoms von Jerusalem erneuern lassen. Aber Sultan *Qalawun*, sein Nachfolger, hatte mindestens so viel, wenn nicht mehr für die Blüte Jerusalems getan. Diesen Eindruck gewann ich jedenfalls später.«

Uthman sah nachdenklich vor sich hin. »Baibars hat den mameluckischen Sklaven zur Freiheit verholfen, und das ist

mehr als jedes architektonische Prachtwerk. Wann haben dich diese Wahnsinnigen denn freigelassen?»

»Kurz nachdem sie ihre Forderungen gestellt hatten, aber unter Drohungen, dass sie mich stets beobachten ließen, wohin ich mich auch wenden würde. Meine einzigen Gedanken richteten sich von nun an darauf, wie ich ihrer Verfolgung entkommen könnte. Zum Abschied gaben sie mir, um meinen Eifer anzustacheln, noch einmal die Peitsche zu schmecken. Auf allen vieren kroch ich die Treppe aus dem Verlies hinauf ins Freie.«

»Sicher war dir dieses schmerzhaftes Erlebnis eine gute Lehre. Denn ich kenne dich gar nicht so leichtsinnig«, sagte Uthman.

Henri nickte zustimmend. »Von dieser Stunde an bin ich niemals mehr undurchschaubaren Vorschlägen gefolgt, die ich nicht sorgsam vorher geprüft habe. Ich hatte stets an das Gute im Menschen geglaubt. Aber ich musste mich leidvoll eines Besseren belehren lassen. Seit dieser Zeit habe ich auch ein untrügliches Gefühl für einen drohenden Hinterhalt entwickelt. Aber leider habe ich gleichzeitig die absolute Notwendigkeit abgelegt, stets und wo auch immer die zehn Gebote zu erfüllen, die Moses uns von unserem Herrn überbracht hat.«

»Das kann ich mir kaum vorstellen«, bezweifelte Uthman.

»Doch, als erstes missachtete ich das Gebot: Du sollst nicht stehlen! Draußen, hinter dem Wachturm, befand sich zwischen den Trümmern ein kleines Stück Grasland. Dort weideten die Pferde der Mamelucken. Wie sollte ich ohne Reittier nach Jerusalem kommen? Vielleicht *per pedes apostolorum*, wie wir Templer das scherzhaft nannten. Ich legte mich zunächst hinter einen Felsbrocken, teils, um mich notdürftig zu erholen, teils, um abzuwarten, ob einer der Mamelucken auftauchen würde. Aber niemand zeigte sich. Zu meiner Ausbildung bei den Templern gehörte auch die Fähigkeit, ohne Sattel und Zaumzeug zu reiten. Ich traf keine große Auswahl, sondern

sprang auf den Rücken einer Stute, die mir am nächsten stand. Als ich davongaloppierte, spürte ich sogleich, dass zwischen dem Pferd und mir eine Beziehung bestand, die es mir leicht machen würde, Verfolger abzuschütteln und Jerusalem zu erreichen.«

»Not kennt kein Gebot«, deklamierte Uthman und billigte mit diesem Ausspruch den Diebstahl.

Sie hatten sich ein Lager an Deck bereitet, um den Sternenhimmel und den zunehmenden Halbmond zu betrachten, der sich silbern im bleischwarzen Meer spiegelte. Aber gegen zwei Uhr in der Nacht wachten sie von einem heftigen Knall auf. Ein Windstoß war in die Takelage gefahren und hatte das Segel wie einen offenen Sack aufgebläht. Weder der Mond noch die Sterne waren zu sehen – über ihnen wölbte sich ein undurchdringlich schwarzer Nachthimmel, der sich immer tiefer neigte, um sich dann wie ein riesiges Tuch über das Schiff zu breiten. In der Ferne zuckten grelle Blitze am Horizont, und das Grollen des Donners rückte von Mal zu Mal näher. Noch war kein Tropfen Regen gefallen, aber hohe Wellen rollten mit Getöse heran und spritzten ihre Gischt auf das Deck, das sich seitwärts geneigt hatte.

»Komm mit in die Unterkunft!«, rief Henri. Aber sie hatten noch nicht den Zugang zum Deckaufbau erreicht, als ein prasselnder Regen auf die herabstürzte und in Sekundenschnelle durchnässte. Daran wäre auch nichts zu ändern gewesen, wenn sie die Unterkunft eher erreicht hätten. Denn im Inneren stand das Wasser schon bald knöcheltief. In dem schmutzigen lehmgelben Wasser, das der Sturm vom Untergrund des Meeres nach oben gespült hatte, schwammen Näpfe und zerbrochenes Geschirr.

Jetzt verstanden Henri und Uthman, warum der Kapitän plötzlich so unbesorgt gewesen war. Als erfahrener Seemann hatte er beim Blick in den Himmel die Zeichen des kommenden Sturmes wohl erkannt und gewusst, dass das schwerfällige französische Schiff sämtliche Segel einholen musste, wollte es nicht Gefahr laufen, in dem Gewitter unterzugehen. Ernesto di Vidalcosta konnte sich ausrechnen, dass man seine Kogge weder überholen noch entern würde. Der Sturm hatte Henri und Uthman das Leben gerettet. Beide schickten einen stillen Dank an ihren Gott. Welche Gefahren lauerten noch auf sie? Was, wenn der Kapitän tatsächlich mit den Piraten unter einer Decke steckte und ganz eigene Gründe hatte, die Truppen des Königs zu fürchten?

Die Matrosen hatten ihre Unterkunft verlassen und versuchten mit allen Kräften, am Reff die Segelfläche zu verkleinern, um dem Wind weniger Angriffsfläche zu bieten. Zu spät! Eine Sturmböe fegte über das Meer heran und zerriss mit gewaltigem Zischen das Tuch aus Hanf und Baumwolle. Der Mast neigte sich bis auf die Meeresoberfläche. Noch hielt er stand, aber ein Geräusch des Berstens wäre ohnehin nicht hörbar gewesen. Denn das Gewitter war näher gerückt, und ein Donnerschlag folgte auf den anderen. Einige Matrosen hatten sich darangemacht, Wasser aus dem Rumpf zu schöpfen, um die Schiefelage der Kogge einigermaßen aufzuheben.

Jetzt tobten die Elemente. Schwere schwarze Regenwolken rasten über den Himmel, Blitze zerrissen die Finsternis. Es donnerte, und der wilde Wind brüllte. Das Schiff ächzte und schwankte, wurde von den Wogen in die Höhe gestemmt und fiel gleich darauf in ein tiefes Wellental. Überall war Wasser – von oben peitschte es herab, von den Seiten schwappte es ins Schiff, von unten drückte es durch die Planken. In das Donnern und Brüllen, in die harten Rufe der Seeleute und das beängstigende Flattern der von Böen gerüttelten Segelreste

mischte sich das Kreischen der Möwen, die aufgeregt um die Masten kreisten. Wie weiße Gespenster leuchteten sie grell auf, wenn es blitzte. Durch Wolkenfetzen schien immer wieder der fahle Mond.

»Verfluchtes Meer!«, schrie Uthman zornig gegen den Lärm des Sturms an. »Warum sind wir nicht an Land geblieben?« Noch war das letzte Wort dieser Verwünschung nicht gesprochen, als, zusammen mit einem ohrenbetäubenden Donnerschlag, ein berstendes und splitterndes Geräusch ertönte.

»Der Mast!« rief Uthman laut. »Wie sollen wir ohne Segel und Mast jemals nach Menorca kommen?« Er erhielt keine Antwort. Ein Matrose stürzte mit einer Axt in der Hand in die Unterkunft. »Wir mussten den Mast fällen!«, rief er laut. »Sonst wären wir gekentert.«

Es war nicht abzusehen, ob die Seeleute mit dieser Maßnahme vielleicht voreilig gehandelt hatten. Denn in der Morgenfrühe verzogen sich Sturm und Gewitter ebenso schnell, wie sie herangekommen waren. Nur die Wellen blieben noch mehrere Stunden meterhoch, sodass die Matrosen den Landratten dringend davon abrieten, auf das Deck zu kommen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, über Bord gespült zu werden.

Erst am nächsten Morgen ließ sich das vollkommene Bild der Zerstörung erkennen. Der Sturm hatte das Segeltuch mit sich gerissen, und der Mast war, trotz der verzweifelten Bemühungen der Matrosen, über Bord gespült worden. Man müsse noch froh sein, erklärten die Seeleute, dass der Mast nicht gegen die Bordwand geschleudert worden sei. Denn dort hätte er mit Sicherheit ein Leck geschlagen.

Gegen Mittag waren die Wellen so niedrig, dass der Kapitän den Entschluss fasste, die Mannschaft an die Ruder zu befehlen. Er hatte zuvor die Seekarte studiert und festgestellt,

dass es möglich sein müsste, in einigen Stunden eine Bucht zu erreichen.

»Es handelt sich um mehrere kleine Felseilande, die Pityusen oder Pinieninseln. Die Karte merkt an, dass sie sehr schroffe und steile Ufer haben. Falls eine der Inseln bewaldet ist, werden wir einen geeigneten Baum für einen neuen Mast fällen.«

»Und ein Segel? Wo sollen wir das herbringen?«, fragte Uthman, der über den Kapitän ziemlich aufgebracht war.

»Im Rumpf unserer Kogge lagert für solche Fälle immer ein Ballen Baumwolle, aus dem wir ein Ersatzsegel anfertigen können. Meine Matrosen sind in dieser Arbeit sehr geübt. Zuvor muss indes die Baumwolle trocknen.« Uthman enthielt sich jeder weiteren Meinungsäußerung. »Vielleicht wäre es nicht dumm«, sagte er zu Henri, nachdem der Kapitän weggegangen war, um seine Befehle zu erteilen, »wenn wir den Matrosen für ihre zusätzliche Arbeit Geld zustecken würden. Ich möchte nicht, dass sie uns als unnötigen Ballast auf der Insel zurücklassen. Außerdem kenne ich die Pityussai von Büchern her«, fügte er flüsternd hinzu. »Mag sein, dass wir an einem unbewohnten Inselchen ankommen, aber insgesamt sind es nicht mehr als vier, fünf Eilande, und zwei davon, Ibosim und Frumentaria, sind groß genug, um auf jeden Fall bewaldet zu sein, und sie sind ganz sicher bewohnt. Soweit ich weiß oder soweit meine Bücher das wussten, gehörten sie bis vor kurzem uns Arabern. Vielleicht ist das noch so, auf jeden Fall aber töten die strengen Herrscher jeden Christen. Der Kapitän lügt uns an!«

»Vielleicht wäre es dann tatsächlich besser«, meinte Henri, »wenn wir unsere Hilfe anbieten. Das Trocknen der Baumwolle kann doch nicht so schwer sein. Und je schneller wir nach Menorca kommen und von diesem Schiff gehen können, desto besser für uns.«

Inzwischen hatten sich die Wolken verzogen. Die Sonne brannte unbarmherzig vom Himmel, und die Ruderer schwitzten und fluchten. Erst nach mehreren Stunden erreichten sie die Bucht, die der Kapitän auf der Karte ausfindig gemacht hatte. Der würzige Geruch von Sträuchern stieg ihnen in die Nase. Auf der kleinen Insel gab es kein Hinterland, und in dem niedrigen Gestrüpp boten sich nur wenige Bäume an, um daraus einen Mast zu zimmern. Am Horizont sahen sie zwei große Inseln als blasse Silhouetten.

Der Kapitän gönnte seinen Leuten keine Ruhe. »An die Arbeit, Männer!«, rief er barsch und befahl einem Matrosen, die Äxte aus der Gerätekammer zu holen. Vier von ihnen hieften den nassen Baumwollballen aus dem Schiffsrumpf an Deck und warfen ihn möglichst weit in Ufernähe ins Wasser. Mit Mühe rollten sie das tiefende Tuch auf den nassen Sand.

Henri betrachtete den Ballen. »Es wird nicht leicht sein, das nasse Tuch auseinander zu rollen. Wir helfen gern.«

Die Seeleute machten Gesichter, als ob sie ausdrücken wollten, dass sie auf diese Hilfe verzichten könnten. Wahrscheinlich würden diese beiden doch nur im Weg herumstehen. Aber der Kapitän nahm das Angebot ohne Zögern an. Er ließ sogar die förmliche Anrede fallen und ging zum Du über, als ob Henri und Uthman zu seiner Mannschaft gehörten. »Rollt den Ballen auf und hängt ihn stückweise an die Äste der wenigen Bäume hier. Wenn ihr euch geschickt anstellt, müsste sich auf diese Weise der Ballen lösen lassen.«

Uthman beobachtete, dass die Matrosen grinsten. Sie würden sich wundern! Er dachte an die Überfahrt von Antiochia nach Zypern. Damals hatte ihn der Kapitän rücksichtslos an Bord arbeiten lassen. Nur Henris empörtem Eingreifen hatte er es damals zu verdanken, dass er nicht auch noch für eine schlechte Arbeit mit Schlägen bestraft worden war. »Also,

packen wir es an!«, ermunterte er Henri, der sich das nicht zweimal sagen ließ.

Ab und zu unterbrachen die Matrosen ihre Arbeit und ließen die Äxte sinken. Sie hatten schon öfter Gäste an Bord gehabt: den Besitzer der Olivenbäume, den Inhaber der Ölpresse oder den Eigentümer der Lagerhallen. Aber keiner dieser feinen Herren hatte jemals einen Finger krumm gemacht. Diese beiden aber standen den Seeleuten an Kraft und Geschicklichkeit nicht nach. Das waren ja wahre Arbeitstiere.

Der Kapitän hatte erlaubt, dass sie alle zum Schlafen an Bord zurückkehren durften. Denn die Sonne hatte die hölzernen Aufbauten weitgehend getrocknet. Der Wachmannschaft hatte er befohlen, die Unterkünfte aufzuräumen. Denn er wollte, dass sie bewaffnet an Bord blieben, um an diesem unbekannten Gestade nach verdächtigen Bewegungen Ausschau zu halten.

Als die Matrosen ihre Äxte beiseite legten, weil einer der Stämme ungefähr die Form eines Mastes angenommen hatte, hing die Baumwolle ausgebreitet an den Ästen der Uferbäume. Der Kapitän nickte seinen Gästen zu und forderte sie auf, an der abendlichen Mahlzeit teilzunehmen. Das war wohl das höchste Lob, das er ihnen zukommen lassen konnte. Uthman erlaubte sich daraufhin, mehr als die ihm zustehende Ration zu sich zu nehmen, während Henri auf einen Teil seiner Ration verzichtete.

»Morgen wartet viel Arbeit auf uns«, mahnte Henri. »Wir werden unseren Schlaf brauchen. Du wirst zu müde sein, um die Fortsetzung meiner Geschichte zu hören, und ich bin heute nicht mehr fähig, lebhaft von meinem Ritt nach Jerusalem zu erzählen.«

»Einverstanden«, murmelte Uthman, ehe ihm die Augen zufielen. Noch war ihre Zukunft ungewiss, aber sie waren – fürs erste – immerhin in Sicherheit.

Die Baumwolle war über Nacht getrocknet. Henri und Uthman machten sich an die Arbeit, ein Segeltuch auf die vorgeschriebene Größe zu schneiden. Der Kapitän blieb neben ihnen stehen und sah ihnen wortlos zu. Er hielt die Hände auf dem Rücken verschränkt und warf ab und zu einen Blick auf die Matrosen, die den Versuch unternahmen, den Mast aufzurichten.

»Verfluchte Dreckskerle! Elende Versager!«, rief plötzlich der Steuermann voller Wut. »Wer von euch hat diese Stümperei veranstaltet?« Unter den Matrosen erhob sich Geschrei. Denn natürlich wollte keiner für das falsche Maß verantwortlich sein.

»Sebastiano, dieser Idiot, hat die Axt falsch angesetzt!«

»Was sagst du da? Soll ich dir das Maul stopfen?«

»Wer hat denn den Stamm ausgesucht? War das nicht Matteo, der doch zu gar nichts taugt?«

»Ich, wie kannst du so etwas behaupten, sporca canaglia?«

»Wer hat denn dem Koch eine Axt in die Hand gegeben? Der kann ja nicht einmal eine Bohnensuppe kochen!«

»Va fai in culo!«, erwiderte der italienische Koch und machte eine entsprechende Geste.

Als die ersten Messer in der aufgehenden Sonne blitzten, sprang der Kapitän erstaunlich behände zwischen die Streithähne. Er schwang seinen Stock mit der elfenbeinernen Krücke, den er zum Zeichen seiner Würde immer bei sich trug. Die Schläge prasselten auf alle Köpfe, ob sie nun zu den Streitenden gehörten oder nicht.

»An die Arbeit, verdammte Bagage! Noch heute Abend will ich auf Deck einen neuen Mast sehen. Wehe dem, der sich eine Nachlässigkeit zuschulden kommen lässt. Ich werde ihn für den Rest der Fahrt in den Block schließen. Morgen früh stechen wir in See. Der Wind steht günstig.«

Die Matrosen eilten im Laufschrift dem Wald zu und suchten nach mehreren erregten Debatten einen Stamm aus, der ihnen passend erschien. Ernesto di Vidalcosta näherte sich gemessenen Schrittes mit hoch erhobenem Haupt Henri und Uthman. »So muss man leider mit diesen Männern umgehen«, sagte er wie zu seiner Entschuldigung. »Jetzt werde ich auch unter dem Wachpersonal Ordnung schaffen müssen. Wie mir Arturo sagte, ist euch nicht entgangen, dass wir eine Frau an Bord haben. Das bringt Unglück. Ich werde sie in die Küche schicken.« Nach einigem Zögern watete er durch das niedrige Wasser und benutzte die Strickleiter, um an Bord zu gelangen.

Die beiden sahen hinter ihm her und bestaunten die Geschicklichkeit, mit der er sich an der Strickleiter hochzog. »Das macht der nicht zum ersten Mal«, meinte Henri. »Ob er nicht doch Abmachungen mit den Piraten getroffen hat? Warum schickt er das Mädchen in die Küche? Doch sicher, um sie besser unter Aufsicht zu haben.«

Uthman bezweifelte die Kochkunst der reichen Advokatentochter. »Als Seeräuberbraut versteht sie wahrscheinlich etwas vom Segelsetzen. Aber einen Kochlöffel hat dieses Mädchen bestimmt noch nie in der Hand gehabt.«

»Schlimmer als bisher kann es nicht werden«, tröstete ihn Henri.

Noch vor Eintritt der Dämmerung ragte der Mast kerzengerade in den Himmel. Die Abendsonne spendete gerade genügend Licht, um die Segel zu setzen. Von keiner Seite hatte es eine Beanstandung gegeben. Der Kapitän hatte beifällig genickt, als die Arbeit des Zurrens reibungslos

vonstatten ging. Als besondere Vergünstigung hatte er Henri und Uthman zum Abendmahl gebeten, das er in der Kapitanskajüte für sich und seine Gäste auftragen ließ.

Das Gericht erwies sich leider als völlig ungenießbar. Uthman würgte an dem gesalzenen Fisch, der ungekocht geblieben war. Henri, der nicht unhöflich erscheinen wollte, kaute auf den trockenen Bohnen herum, die ihm im Halse stecken blieben und ihn zum Würgen brachten. Aus der Unterkunft der Matrosen ertönte wütendes Geschrei. »Arturo, gib deiner Schlampe eine Tracht Prügel!«, ertönte die Stimme des Steuermanns. Aber die anderen waren für eine Strafe, die ihnen selbst Vergnügen bereiten könnte. »Liefere sie uns aus! Wir werden es ihr schon zeigen!«

Der Kapitän fand erneut einen Anlass, um einzuschreiten, ehe es zu Übergriffen auf das Mädchen kam. »Man schaffe mir Brunella her!«, brüllte er zornig. Seine Stirnadern waren geschwollen, denn er fühlte sich vor seinen Gästen bloßgestellt. Arturo, der seine Geliebte nur mit Mühe vor den wütenden Seeleuten in Sicherheit gebracht hatte, zerrte Brunella vor den Kapitän, der sich erhob und dem Mädchen zwei kräftige Ohrfeigen verpasste.

Heulend warf sich Brunella vor ihm auf die Knie. »Schlagt mich nicht, Herr! Niemand hat mich in der Kunst des Kochens unterwiesen.«

Uthman befürchtete, dass der Kapitän das Mädchen mit seinem Stock traktieren würde. »So schlecht war das Essen doch gar nicht. Mir hat es geschmeckt.« Die Lüge ging ihm glatt von den Lippen.

Der Kapitän drehte sich zu ihm um und sah ihn verdutzt an. »Aus welchem Lande stammt denn ihr, wo man Gerichte zu sich nimmt, die wir nicht einmal einem Hund vorwerfen würden?«

Henri, der nicht wollte, dass sich Uthman vor dem streng katholischen Kapitän zum Islam bekannte, mischte sich ein. »Mein Freund wurde früh von seiner Familie getrennt und musste mit dem vorlieb nehmen, was Fremde ihm vorsetzten.«

Uthman blitzte ihn aus funkelnden Augen an. Später würde Uthman ihn zur Rede stellen, warum er seine muslimische Familie verschweigen musste. Mit Sicherheit würde er dies als ehrenrührig und beschämend empfinden.

Aber die Situation schien mit dieser Notlüge bereinigt. Ernesto di Vidalcosta hatte sich beruhigt und wandte sich Arturo zu. »Nimm das Mädchen mit dir auf den Wachturm! Dort kannst du mit ihr machen, was du willst. Wenn du eine Tracht Prügel für angebracht hältst, dann schlage kräftig zu! Wenn du es ihr aber auf andere Art geben willst, dann sei auch nicht zu zahm!« Der Kapitän lachte zufrieden über seine eigene spaßhafte Bemerkung.

Das Mädchen warf Uthman einen dankbaren Blick zu, den er mit einem Lächeln erwiderte. Bei allen Heiligen, dachte Henri, geht das schon wieder los mit den Weibergeschichten?

»Morgen soll der Koch uns wieder eine genießbare Mahlzeit vorsetzen!«, rief der Kapitän dem eilends entschwindenden Pärchen nach. »Und Sorge dafür, dass er uns für heute eine Flasche von dem guten andalusischen Wein bringt. Das wird die Herren für die entgangenen Genüsse entschädigen.«

Die beiden wagten nicht, den Genuss des Weines zu verweigern, denn sie wollten mit einer Ablehnung nicht erneut den Zorn des Kapitäns hervorrufen. Es blieb jedoch nicht bei dem einen Glas. Obwohl Uthman den Wein immer wieder ausspuckte, wenn er sich unbeobachtet fühlte, um ja nichts herunterzuschlucken, fühlten sie sich leicht schwindelig, als sie sich lange nach Mitternacht ein Lager auf den Planken des Decks bereiteten.

Uthman ließ sich fallen. »Wenn unserem Imam diese Ausschweifung zu Ohren gekommen wäre, hätte man mich für die Übertretung der Gesetze des Heiligen Korans zur Verantwortung gezogen. Fünfzig Peitschenhiebe wären mir sicher gewesen.«

»Gar so schlimm wäre es mir nicht ergangen«, bekannte Henri. »Es gab Vergehen, die als sehr viel strafwürdiger galten: zum Beispiel der Verlust des Ordensgewandes oder auch Veruntreuung von Ordensgütern, vor allem aber auch das Töten christlicher Kaufleute. Vergehen dieser Art wurden durch die Justiz der Templer verurteilt. Die Strafe bestand darin, dass die Verurteilten durch die Straßen gepeitscht wurden und dabei immerzu schreien mussten: Sehet hier die Gerechtigkeit, die das Haus an diesen bösen Männern übt. Je nach der Schwere des Falls wurden sie danach lebenslänglich in das Verlies der Pilgerburg geworfen.«

»Schrecklich«, seufzte Uthman. »Da ziehe ich die Bastonade vor, obwohl sie eigentlich in diesem Fall gar nicht sein dürfte. In der Sure An-Nahl, die Biene, im 69. Zeichen, wird Alkohol noch als bekömmlicher und heilender Trank bezeichnet. Es war nur verboten, betrunken zum Gebet zu gehen. Dann hieß es, dass Alkohol nutzen oder auch schaden könne. Erst später, in der Sure Al-Mâedah, der Tisch, im 90. Zeichen, wurde dann der Alkohol als Werk des Satans verdammt, der die Gläubigen von ihren religiösen Pflichten ablenken will. Unsere Gelehrten glauben, dass Gott so im Anfang den Ungläubigen die Annahme des wahren Glaubens erleichtern wollte, später dann, als ihr Wissen um Gott gefestigt war, wurden seine Gebote strenger.«

»Vielleicht aber treffen alle Gebote zu«, gab Henri ein abschließendes Urteil ab. »Jeder muss das für sich selbst entscheiden.«

Nach einem tiefen Schlaf, der von wirren Träumen beschwert war, wurden sie von lauten Kommandotönen geweckt. Der Steuermann scheuchte die Matrosen in die Takelage, um das Schiff zum Aussegeln vorzubereiten. Der Kapitän kam mit verquollenen Augen aus seiner Kajüte an Deck. Nachdem Henri und Uthman gegangen waren, hatte er sich offensichtlich noch eine zweite Flasche von diesem vorzüglichen andalusischen Wein genehmigt.

»Warum sind wir noch nicht ausgelaufen?«, schnauzte er seinen Steuermann an, der sich zu Unrecht beschuldigt fühlte. »Weil das Recht vorschreibt, dass nur der Kapitän den Befehl zum Auslaufen erteilen kann«, rechtfertigte der sich.

»Dann erteile ich hiermit den Befehl. Bummelt nicht unnötig herum!«

Wenige Minuten später lag die Kogge unter dem Wind. Die Segel blähten sich, die Unterkante des Kiels pflügte sich leicht durch die Wellen, die unablässig an den Bordwänden vorbeirauschten. Am Himmel war kein Wölkchen zu sehen, und die Matrosen begannen zu singen. Jeder an Bord war froh, dieses Unwetter überstanden zu haben.

Henri und Uthman hatten sich im Achtersteven niedergelassen. »Heute ist der richtige Tag, von deiner Ankunft in Jerusalem zu erzählen«, sagte Uthman. »Ich hoffe, dass es keine weiteren Störungen gibt.«

Aber die erste Störung verursachte Matteo, dem stets nach rüden Scherzen zumute war. Er hatte die beiden hinter den Aufbauten entdeckt und kam grinsend näher. »Was habt ihr und der Kapitän in der vergangenen Nacht denn mit der armen Brunella gemacht? Ich konnte gar nicht schlafen, weil ich sie immerzu weinen hörte.«

»Nichts!«, antwortete Uthman kurz angebunden. Er ärgerte sich, dass mit dieser dummen Frage Henris Erzählung verzögert wurde.

Matteo gab keine Ruhe. »Es könnte doch sein, dass Arturo die Piratenschlampe an euch weitergereicht hat.«

Uthman erhob sich. Er überragte den Matrosen um Haupteslänge. »Verschwinde, oder ich werde dir Beine machen!«

»Warum verstehst du keinen Spaß?«, fragte Matteo mit kläglichlicher Stimme. »Wenn ihr Brunella nicht zum Weinen gebracht habt, dann wird es ihr Arturo selbst besorgt haben. Schade! Ich hatte gehofft, dass man sich diese Piratenhure ab und zu ausleihen könnte.«

Uthman versetzte dem aufdringlichen Matrosen einen Tritt, der ihn bis zum Mast schleuderte. »Lass dich hier nicht mehr sehen, sonst könnte ich dich ein paar Meter höher befördern.«

Matteo machte eine obszöne Handbewegung und verschwand in der Mannschaftsunterkunft. Henri schüttelte den Kopf. »Hoffentlich haben wir uns da keinen zum Feind gemacht. Das können wir absolut nicht gebrauchen.«

»Keine Sorge«, erwiderte Uthman. »Mit Leuten dieser Art muss man rücksichtslos umspringen. Eine andere Sprache verstehen sie nicht. Aber nun beginne bitte mit deiner Erzählung!«

»Ich war also den Häschern in Haifa entkommen. Aber ich nahm mir Zeit für meinen Ritt nach Jerusalem«, begann Henri. »Ab und zu hielt ich an, suchte ein Versteck und beobachtete die Richtung, aus der ich gekommen war. Aber niemand folgte mir. Nach und nach fühlte ich mich sicherer und bezweifelte, dass meine Entführung etwas mit den Ismailiten zu tun haben könnte. Eher handelte es sich doch wohl um einen Racheakt, der sich auf meinen unbarmherzigen Kampf in Akkon bezog.

Als ich dann Jerusalem, die Heilige Stadt, vor mir liegen sah, sprang ich vom Pferd und kniete nieder. Dies war der Augenblick, in dem ich Louis verzieh, dass er mich an die

ehemaligen Wirkungsstätten der Kreuzritter zurückgelockt hatte.

Ich führte meine Stute am Zügel und wandelte gleich einem Träumer durch diese Stadt. Wie ein glänzendes Juwel zog mich das neue Dach der al-Aksa-Moschee an, das Sultan Qualawun in Auftrag gegeben hatte. Überwältigt stand ich auf der großen Terrasse, die sich rings um den Felsendom zog. Mit beiden Händen schöpfte ich das kristallklare Wasser aus dem Brunnen, und ich ließ mich im Schatten der Arkaden an der Westseite des Tempelberges nieder.

Bis zu diesem Tag hatte ich nicht gewusst, dass es in Jerusalem zahlreiche Medressen gab, in denen euer koranisches Recht gelehrt wurde, dass unter der Herrschaft der Sultane Bäder und Märkte, Brunnen und Kanäle für die Wasserversorgung entstanden waren. Jerusalem war zu einer Stadt eures Propheten geworden, und an diesem Tag hätte man bei all dieser Pracht vergessen können, dass Jesus Christus hier gelebt und gelitten hatte.

Zu meinem Erstaunen stieß ich auf eine Synagoge, die sich *Ramban* nannte. Ein Jude, mit dem ich ins Gespräch kam, sagte mir, dass die allerdings kleine jüdische Gemeinschaft unter besonderen Auflagen sogar Grundeigentum besitzen und Handel treiben dürfe.

›Gilt das auch für die Christen?‹, fragte ich. ›Leben sie in einem besonderen Viertel? Wo könnte ich sie finden?‹

›Die Christen müssen zwar Abgaben zahlen, und zwar nicht zu knapp, aber ansonsten lässt man sie weitgehend in Ruhe, jedenfalls vorläufig. Man kann ja nie wissen, ob plötzlich ein Stimmungsumschwung entsteht. Das hängt von dem jeweiligen Herrscher ab.‹

Ich begab mich zu den Pilgerstätten, die es angeblich immer noch geben sollte, ›Bist du ein Christ?‹, wandte ich mich an einen Mann, der bewundernd die Mosaiken an der

Außenfassade des Felsendoms betrachtete. Er nickte und sah sich nach allen Seiten um, ehe er mir antwortete. »Es gibt immer noch Christen in Jerusalem. Aber die Pilger werden gezwungen, sich gegen eine Gebühr von mameluckischen Dolmetschern begleiten zu lassen. Angeblich sollen diese auch als Geleitschutz wirken. Darüber magst du denken, wie du magst.«

Er betrachtete mich von oben bis unten, ob er mir vertrauen könne. Mit meiner zerrissenen Kleidung und meinem zerschlagenen Gesicht sah ich wie ein Straßenräuber und nicht wie eine vertrauenswürdige Gestalt aus.

Der Pilger wandte sich schon zum Gehen. Ich fürchtete, dass er eine mameluckische Ordnungsmacht rufen würde. Aber plötzlich wandte er sich zurück und flüsterte mir zu: »Man hat den Franziskanern seit Jahren versprochen, dass sie auf dem Berg Zion ein Kloster errichten dürften. Einige Mönche, allerdings nicht in ihrer Ordenstracht, haben sich dort niedergelassen, um für ihre Sache zu kämpfen. Dort könntest du Auskunft erhalten.«

Ich folgte seinem Rat, obwohl ich den Verdacht hegte, dass unsere Unterhaltung beobachtet worden war. Einer der Mamelucken, die am Felsendom für Ordnung sorgten, löste sich aus dem Schatten der Arkaden und näherte sich mir. Ob das einer der Beobachter war, die man mir im Verlies von Akkon angedroht hatte? Ehe er ein Pferd satteln konnte, sprang ich auf den Rücken meiner Stute und galoppierte davon. Ich hoffte, dass man den Pilger nicht festnehmen und unter Folter dazu bringen würde, den Inhalt unseres Gespräches zu verraten.«

»Entsprachen denn seine Auskünfte der Wahrheit?«, fragte Uthman. »Oder bist du wieder in eine Falle gegangen? Warum hast du nicht schleunigst Jerusalem verlassen?«

»Nein, als Falle konnte man es eigentlich nicht bezeichnen, obwohl der Besuch bei den Franziskanern zu unerwarteten Verwicklungen führte. Die Beantwortung deiner zweiten Frage ist schwieriger. Jerusalem, mit seiner wechselvollen Geschichte, übt eine Faszination aus, die ich dir mit Worten nicht beschreiben kann. Freiwillig wird wohl niemand die Heilige Stadt verlassen.«

Zu Henris Erstaunen verzichtete der immer hungrige Uthman darauf, seine Essensration in der Kochkombüse abzuholen. Das Mittelmeer breitete sich fast wie ein See vor ihnen aus. Nichts erinnerte mehr an den vergangenen fürchterlichen Sturm. Die Kogge bewegte sich ruhig durch die flachen Wellen. Ab und zu machten sich einige Matrosen am Reff zu schaffen, um die Segelfläche zu vergrößern oder zu verkleinern. Sie verstanden ihr Handwerk, denn der wechselnde Wind fand immer die richtige Angriffsfläche.

Uthman hielt ein Eigenlob für berechtigt. »Unser Segel tut gute Dienste. Ohne uns säßen wir immer noch in der Bucht fest.«

Die Mittagssonne brachte das Meer zum Glitzern, sodass sie ihre Augen schließen mussten. Am liebsten hätten sie es wie die Matrosen gemacht, die mit nacktem Oberkörper in der Takelage arbeiteten. Aber Henri fürchtete, dass man die Spuren der vergangenen Folter an seinem Körper entdecken könnte. Uthman, der beobachtet hatte, dass der Kapitän ein Hemd trug, hielt es für angebracht, ebenfalls würdig aufzutreten. Auch Muhammad, der Gesandte Allahs, hatte sich niemals nackt gezeigt. Nicht einmal in der glutheißen Wüste.

Sie suchten sich einen Schattenplatz, wo die Hitze durch einen leichten Windhauch gemildert wurde. »Erzähle weiter!«, bat Uthman. »Wie ist es dir bei den Franziskanern ergangen?«

»Nach meinen schlechten Erfahrungen in der Vergangenheit wollte ich kein Risiko eingehen. So benutzte ich nicht den

bequemen Reitweg, der sich in Serpentinien nach oben schlängelte, sondern einen mit Gestrüpp bewachsenen Pfad, von dem aus ich jede Biegung einsehen konnte. Meine Vorsicht erwies sich als unbegründet. Niemand folgte mir oder kam mir von oben entgegen, um mir den Weg zu versperren. Nicht einmal die Franziskaner hatten mich vom Gipfel aus bemerkt.«

»Das hört sich gut an«, meinte Uthman.

»Der Empfang war allerdings sehr merkwürdig«, fuhr Henri fort. »Die Mönche hatten sich aus Felsgestein eine notdürftige Unterkunft gebaut. Von dem Beginn eines Klosterbaus war nichts zu bemerken. Sie saßen um eine Feuerstelle, auf der sie sich eine grünlich aussehende Suppe gekocht hatten. Obwohl ich mich als ehemaliger Kreuzritter zu erkennen gegeben und die bei den Templern üblichen Grußworte gesprochen hatte, luden sie mich nicht ein, an ihrem kargen Mahl teilzunehmen. Stattdessen unterzogen sie mich einer strengen Befragung.«

»Am besten wäre es gewesen«, warf Uthman ein, »ohne Verzögerung diese gastliche Gesellschaft zu verlassen.«

Henri lächelte. »Hinterher ist man immer klüger als vorher. Sie stellten mir Fragen, die nur jemand beantworten konnte, der als Templer an der Eroberung Jerusalems teilgenommen hatte oder dem man zumindest davon erzählt hatte:

Welche Kreuzfahrer 1099 Jerusalem erobert hätten?

Ob ich von dem Kreuzfahrer Tankred gehört hätte, der aus dem Felsendom alle Schätze geraubt habe?

Wer das Blutbad am zweiten Tag nach der Eroberung verschuldet habe?

Ob ich davon gehört hätte, dass damals das Blut, das von den Felsen herabströmte, bis zu den Zügeln der Pferde gereicht habe?

Ob man mir berichtet habe, dass nach der Eroberung der Heiligen Stadt kein Ungläubiger mehr in Jerusalem gelebt habe, der nicht Sklave der Christen gewesen sei?

Ob ich der Meinung sei, dass sich so ein Verhalten christlich nennen ließe?»

»Diese Befragung ist mir rätselhaft«, warf Uthman kopfschüttelnd ein. »Mir kommt es so vor, als ob diese Mönche deine Feinde und nicht etwa christliche Brüder gewesen seien.«

»Auch ich konnte ihre fast feindselige Haltung zunächst nicht verstehen. Das hatte mit einem verständlichen Misstrauen nichts mehr zu tun. Erst später wurde mir klar, dass sich diese Männer, die vielleicht gar keine Franziskaner, sondern Abenteurer waren, bei den mameluckischen Herrschern einschmeicheln wollten, weil sie hofften, die Reglementierung der Pilger übernehmen zu können. Vielleicht erhofften sie sich sogar einen Anteil an den Gebühren.«

»Dies war doch der letzte Zeitpunkt, um sich zu verabschieden«, meinte Uthman.

»Vielleicht war es das. Aber als ich ihre Fragen mehr oder weniger zufriedenstellend beantwortet hatte, änderten sie ihr Verhalten. Sie boten mir von ihrer Suppe an, gegen deren Geschmack Brunellas Bohnengericht geradezu ein Festessen war. Aber wahrscheinlich war dieses Grünzeug das Einzige, was auf dem Tempelberg wuchs. Jedenfalls bedankte ich mich. Am Ende der Mahlzeit sprach einer der angeblichen Mönche ein Gebet, von dem ich nicht ein einziges Wort verstand.«

»Wahrscheinlich türkisch oder ägyptisch«, mutmaßte Uthman.

»Ich habe es nicht klären können. Aber ich wurde unruhig, als einer der Männer meine Stute fortführte, angeblich auf ein Weideland, das aber höchstens die Größe einer Satteldecke aufweisen konnte. Denn ringsum sah ich nur Felsgestein.

»Wir erwarten Besuch«, teilte mir der Älteste in dieser Gruppe mit. »Ihr werdet freudig überrascht sein. Denn es handelt sich um einen Eurer besten Freunde.« Wer mochte das sein? Vielleicht einer der Tempelritter, der keinen Platz mehr auf einem Boot gefunden hatte, das als letztes nach Zypern ausgelaufen war. Ich hatte davon gehört, dass es im Koran eine Sure gab, in der es hieß: Es sei kein Zwang im Glauben. Darum hielt ich es für möglich, dass auch ein ehemaliger Tempelritter als Christ in einer arabischen Stadt leben konnte. Einigermmaßen beruhigt sah ich dem Besuch meines Freundes entgegen. Ich verstieg mich sogar zu dem Gedanken, dass ich für eine Weile bei diesem Freund wohnen könne.«

»Vor allem wärest du dort sicher vor deinen Verfolgern gewesen«, hoffte Uthman.

»Das dachte ich auch bis zu dem Augenblick, in dem der angekündigte Besuch eintraf. Schon von weitem hörten wir das Klappern der Hufe auf dem Serpentinengeweg. Offenbar handelte es sich um einen einzelnen Reiter. Einer der Männer hatte auf der äußersten Klippe des Berges, nahe dem felsigen Abgrund, einen Beobachtungsposten bezogen. »Er kommt!«, rief er uns zu. Ich hatte mich erhoben, um meinem Freund entgegenzugehen. Schon konnte ich das Schnauben seines Rosses hören, als der Reiter noch hinter dem letzten Ginstergebüsch verborgen war. Aber endlich wurde er sichtbar. Das war allerdings eine Überraschung, aber keine gute.

Es war Louis, der Verräter, der mich den Mamelucken ausgeliefert hatte. »Allah akbar!«, rief er den angeblichen Franziskanern zu. Mit Schwung hatte er sich aus dem Sattel gleiten lassen und trat auf mich zu. »Für dich habe ich einen besonderen Willkommensgruß, nämlich diesen.« Er zog mir seine Reitpeitsche durch das Gesicht, sodass meine Wangen aufplatzten und das Blut herabströmte.«

»Nun warst du doch wieder in die Gewalt dieses gemeinen Menschen geraten. Aber wie ich dich kenne, bist du ihm auch diesmal entkommen. Sonst wärest du heute nicht hier.«

»Ja, und meine Befreiung verdanke ich einem Mitglied deiner Sippe. Das ist eine lange Geschichte, die ich dir morgen erzählen werde. Der Kapitän hat uns soeben ein Zeichen gegeben. Vielleicht bittet er uns wieder zu einer exzellenten Mahlzeit.«

Uthman lachte. »Das hoffe ich nicht. Du wirst es mir kaum glauben: Deine Erzählung war so aufregend, dass mir jeder Hunger vergangen ist. Nun spielt auch noch ein Mitglied meiner Sippe eine entscheidende Rolle. Dass er dich retten konnte, darauf bin ich richtig stolz.«

Der Kapitän hatte, wie er sich ausdrückte, eine schlechte Nachricht. Wohl deswegen war er zu der förmlichen Anrede zurückgekehrt. Er drückte sich nämlich sehr höflich aus. »Es tut mir sehr Leid, meine Herren, dass ich Euch wieder eine Verzögerung zumuten muss. Einer unserer Matrosen ist schwer erkrankt. Wir müssen ihn, so schnell es uns möglich ist, zu einem Arzt bringen. An Bord haben wir leider keinen Medicus, der helfen könnte.«

»Handelt es sich um eine ansteckende Krankheit?«, fragte Henri besorgt.

»Ich weiß es nicht«, antwortete der Kapitän. »Es gehört zu meinen Pflichten, jedes Risiko auszuschalten. Darf ich Euch bitten, mit mir gemeinsam die Seekarte zu studieren?«

Henri fühlte eine innere Alarmglocke schrillen. Was steckte hinter dieser übertriebenen Höflichkeit? Warum hatte er nicht schon früher die ernsthafte Erkrankung des Matrosen erwähnt? So etwas kam doch nicht von heute auf morgen!

Ernesto di Vidalcosta deutete auf einen winzigen Punkt. »Wir befinden uns zur Zeit an dieser Stelle. Es besteht die Möglichkeit, unser Reiseziel Menorca vorläufig fallen zu lassen und stattdessen von Süden her Mallorca anzulaufen. Dort soll es ein ausgezeichnetes Hospital geben.« Der Kapitän hatte zwar nur von einer Möglichkeit gesprochen, aber er schien fest entschlossen, diese neue Route zu wählen.

»Kannst du dir diesen Sinneswandel erklären?«, fragte Uthman, als sie wieder ihren Platz auf dem Achterdeck eingenommen hatten.

Henri erbat sich Bedenkzeit, ehe er zu dieser Frage Stellung nehmen wollte. »Es könnte immerhin sein, dass einer der Seeleute krank geworden ist. Sobald wir in einen Hafen auf Mallorca eingelaufen sind, müssen wir beobachten, ob ein kranker Matrose das Schiff verlässt oder ob ein Medicus an Bord kommt. Vielleicht aber gibt es einen völlig anderen Grund. Es ist ja möglich, dass Ernesto di Vidalcosta beabsichtigt, illegale Ware an Bord zu nehmen, die er ohne Wissen seiner Reederei auf eigene Faust verkaufen will. Jedenfalls ist erhöhte Aufmerksamkeit angebracht.«

Am Abend führte der Kapitän wieder eine Orts- und Meeresbodenbestimmung mit dem Eisenkegel durch, schüttelte unzufrieden den Kopf und gab den Befehl, den Anker zu werfen.

Uthman äußerte leise seine Zweifel an der Rechtschaffenheit des Kapitäns. »Mir kommt es so vor, als ob diese erneute Verzögerung irgendeine taktische Maßnahme wäre, die wir nicht durchschauen. Wäre es nicht am besten, wenn wir in Mallorca das Schiff verließen?«

Henri fand diesen Vorschlag vernünftig. »Wir wären zwar auf Menorca sicherer gewesen. Aber es mag auch auf der Insel Mallorca für uns die Hoffnung geben, dass wir dort unerkant bleiben. Hast du in der Bibliothek von Cordoba etwas gelesen, das uns helfen könnte?«

»Schon immer haben Piraten die einsam gelegenen Buchten überfallen. Aber nachdem ein Römer mit dem Namen *Quinto Cecilio* eine Strafexpedition gegen die Piraterie durchgeführt hatte, besetzten 3000 römische Soldaten die Insel.«

»Das hört sich gut an«, sagte Henri. »Aber wann war das?«

»Vor... vor etwa 1500 Jahren«, erwiderte Uthman kleinlaut.

Henri verbiss sich das Lachen. »Gibt es nicht eine Nachricht aus neuerer Zeit?«

»Doch, aber dann lässt es sich nicht vermeiden, dass ich wieder Cordoba erwähne. Ein reicher arabischer Kaufmann hatte nämlich den König von Cordoba überredet, die Balearen zu besetzen. Aber um das Jahr 393 verlor Cordoba die Kontrolle über die Insel, und Mallorca wurde dem arabischen Königreich in Südspanien zugeordnet.«

Henri errechnete im Kopf das Jahr der Fleischwerdung Christi – 1015. »Blieb Mallorca arabisch?«, fragte er dann. »Das wäre wichtig zu wissen.«

»Zunächst ja! Der zweite König von Mallorca ließ die Mauern der Madina Mayurqa, der Stadt von Mallorca, die heute Ciutat oder Palma heißt, errichten. Sie sollten die Angriffe der Christen abwehren. Leider nahm auch die Piraterie wieder Überhand, die bis heute nicht ausgerottet wurde.«

»Die Piraten stellen für uns also die größte Gefahr dar. Vielleicht sollten wir uns mit Brunella näher befassen«, schlug Henri vor. »Du hast sie doch verteidigt, als der Kapitän sie wegen ihrer mangelhaften Kochkunst schlagen wollte.«

Uthman war über diesen Vorschlag begeistert. Seit seiner Liebschaft mit der königlichen Kammerzofe in Philipps Stadtpalais fürchtete er, Henri könne ihn wegen seiner Vorliebe für das weibliche Geschlecht tadeln. Denn der Anschlag auf Philipp war eigentlich nur deshalb misslungen, weil diese Zofe aus Eifersucht Henris Plan durchkreuzt hatte. Nun aber schlug Henri selbst vor, dass er sich der Piratenbraut nähern solle. Uthman strahlte. Er zeigte sich gut gelaunt, obwohl es ihm nicht so recht ins Konzept passte, was er zur Vervollständigung seines Berichtes liefern musste.

»Unsere Herrschaft nahm leider in der Zeit der Kreuzzüge ein Ende. In der zweimonatigen Schlacht bei Santa Ponsa wurden wir besiegt.«

»Blieb Mallorca von da an christlich?«, erkundigte sich Henri.

Uthman unterdrückte trotz seiner guten Laune nur mit Mühe einen Seufzer. »Bis zum heutigen Tag. Das christliche Königreich Mallorca wurde von einem der Könige gegründet, die sich alle Jaime nannten. Bis auf ein kurzes Zwischenspiel unter Alfons III. herrschten sie – ich muss es leider sagen – erfolgreich und fruchtbringend über Mallorca.«

»Bravo!«, rief Henri. »Deine Zeit in der Bibliothek von Cordoba war nicht vergeudet. Du hast wirklich etwas gelernt. Auch mir hast du heute neue Kenntnisse vermittelt.«

»Wie man Mädchen behandelt, wirst du allerdings nie lernen«, behauptete Uthman. »Aber du hast eben freiwillig das Gelübde der Keuschheit abgelegt, das du niemals brechen wirst.«

Henri schwieg. Er wollte über seine Gelübde nicht sprechen und liebte auch keine Scherze über die Regeln und Gesetze der Tempelritter.

Uthman bemerkte, dass Henri über die Wendung des Gesprächs verstimmt war. Darum wechselte er das Thema. »Ich sollte vielleicht noch anfügen, dass vor kurzem die berühmte Festung *El Castell de Bellver* erbaut wurde. Vielleicht könnte sie uns als Versteck dienen.«

»Ja, vielleicht«, erwiderte Henri. Aber Mallorca schien ihm nicht der richtige Zufluchtsort zu sein. Vor allem beunruhigte ihn ein Gerücht, der König von Mallorca habe sich dem französischen König nicht widersetzen können und auch damit begonnen, Templer zu verhaften.

Uthman spürte die sorgenvollen Gedanken seines Freundes.

»Bist du in der Stimmung, mir zu erzählen, wie es dir weiter in Jerusalem erging?«, fragte Uthman möglichst rücksichtsvoll.

Henri legte seinen Arm um die Schulter seines Freundes. »Ich breche doch meinen Bericht nicht ausgerechnet an einer

Stelle ab, wo einer aus deiner Sippe eine wichtige Rolle spielen wird!

Man hatte darauf verzichtet, mich in Ketten zu legen. Zuerst fürchtete ich, dass Louis mich ohne lange Vorreden in die Schlucht stürzen würde. Ich nahm mir aber fest vor, diesen Verräter mit mir zu nehmen. Denn noch fühlte ich genügend Kraft, um mich anzuklammern. Sie banden mich nicht allzu fest an einen Baum. Als sie zu dem Seil griffen, war ich mir fast sicher, dass sie mich kurzerhand aufknüpfen wollten. Ich war bereit, in Jerusalem zu leiden und zu sterben.«

»Ich weiß auch warum«, unterbrach ihn Uthman.

Henri ging auf diese Bemerkung nicht weiter ein, sondern fuhr in seiner Erzählung fort. »Louis hatte sich im Kreis der angeblichen Franziskaner niedergelassen. Er wirkte ziemlich aufgeregt und sprach hektisch auf die anderen in jener Sprache ein, die ich auch in Akkon schon nicht verstanden hatte. Plötzlich sprang er auf und nahm den Beobachtungsposten am Anfang des Serpentinpfades ein. Lange Zeit blieb er dort reglos stehen. Mir schenkte er keinerlei Beachtung mehr.

Es mochten Stunden vergangen sein, bis am Fuße des Berges zunächst leiser Hufschlag zu hören war, der nach und nach in ein lautes Pferdegetrappel überging. Mindestens drei Reiter schienen sich zu nähern. Louis ging ihnen einige Schritte entgegen. Meine Befürchtung, bei den Reitern könne es sich um seine Kumpane aus Akkon handeln, erwies sich zum Glück als unnötig.

Als Erster zeigte sich ein Lanzenträger. Sein Pferd war mit Federbüschen geschmückt, und am Sattelknopf wehte eine Fahne mit den Farben des Emirs von Al-Qudz. In gebührendem Abstand folgte ein herrliches Ross, ein Araberhengst, der sich seiner Würde bewusst war und in gleichmäßigem Schritt ohne Mühe die letzte steile Wegstrecke überwand. Der Sattel war, das ließ sich nicht übersehen, aus

edelstem Leder gefertigt, das Zaumzeug mit goldenen Nägeln beschlagen. Der Reiter selbst war mit einer schillernden Burda bekleidet, deren Saum mit glänzenden Edelsteinen eingefasst war. Auf dem Kopf trug der Reiter einen weißen Turban, unter dem schwarze Locken zum Vorschein kamen. Da sich der Emir niemals herabgelassen hätte, zwielichtige Franziskaner aufzusuchen, musste diese edle Erscheinung zumindest ein hoher Beamter am Hofe des Emirs sein.

Louis war an das Ross herangetreten, um den Steigbügel zu halten – eine absolute Gebärde der Demut. Die anderen Kerle hatten sich sogar hingekniet und die Köpfe gesenkt. Der Abgesandte des Emirs, als solchen sollte ich ihn nämlich später kennen lernen, trat auf mich zu und betrachtete mich mit starrem Blick. »Ist dies der Tempelritter, den du für unsere wichtige Mission ausgesucht hast?« – »Ja, Herr«, antwortet Louis. Um seine Macht zu zeigen, erhob er die Peitsche. »Wenn sich dieser elende Christ störrisch zeigen sollte, werde ich ihn schnell gefügig machen.« Der Würdenträger verzog zornig sein Gesicht. »Dir steht es nicht zu, einen Gefangenen zu züchtigen. Das ist Sache meines Lanzenträgers. Morgen soll dieser Tempelritter dem Emir Nadjm Ghazi vorgeführt werden und seine Befehle entgegennehmen. Ich wünsche nicht, dass ich unserem Gebieter ein Häufchen Brei anbieten muss. Binde den Mann los!«

»So ist dir das Glück wieder einmal treu geblieben«, sagte Uthman und seufzte erleichtert. »Weißt du, was ich jetzt meine? Diese hochgestellte Persönlichkeit war einer aus unserer Sippe.«

»Richtig geraten!«, erwiderte Henri. »Die angeblichen Franziskaner wagten keine Widerrede. Wie ich später erfuhr, erhofften sie sich als Gegenleistung für meine Auslieferung die Erlaubnis, den Besuch der Pilgerströme zu reglementieren.«

»Das hätte ja mit einem furchtbaren Gemetzel geendet«, befürchtete Uthman. »Aber was wollte dir der Emir für einen Auftrag geben? Woher wusste er überhaupt von deinem Herkommen und von irgendwelchen Kenntnissen, die ihm von Nutzen sein konnten?«

»Das habe ich mich zunächst auch gefragt. Louis liebedienerte vor dem Abgesandten auf eine Art, die geradezu ekelhaft war. Unter seinen Gefährten war ein Gemurmeln entstanden, das man, je nachdem, als Protest oder als Zustimmung auffassen konnte. Der Würdenträger befahl, dass man mir mein Pferd holen solle. Er nahm jedoch nicht zur Kenntnis, dass es ungesattelt war. Einer der Lanzenträger ritt voran. Mir gab man nicht die Ehre, gleich hinter ihm reiten zu dürfen. Ich wurde von zwei weiteren Lanzenträgern eingerahmt, die hinter der nächsten Biegung gewartet hatten. Ich war froh, dass sie mich nicht wie einen Verbrecher vor sich auf den Sattel gelegt hatten oder gar an einem Strick zu Fuß hinter sich herzerzten. So nahm ich Abschied vom Berg Zion.

Natürlich erhielt ich keine Unterkunft im Haus meines Retters und erst recht nicht im Palast des Emirs. Man brachte mich in eine Kammer mit vergitterten Fensterluken, verzichtete darauf, mich zu fesseln, postierte jedoch einen bewaffneten Mamelucken vor der eisernen Tür. Ich tröstete mich damit, dass dies immerhin sehr viel besser war als der Baum auf dem Tempelberg, an den man mich gebunden hatte. Offensichtlich hatte der Würdenträger seinen Leuten untersagt, mich zu schlagen. Aber das dürftige Stroh, das sie auf den Boden geschüttet hatten, war nass und roch nach Pferdemist. Sie hatten es wohl aus dem Stall nicht nach draußen in den Hof, sondern hierher getragen. Ich hoffte, dass wenigstens meine Stute auf sauberem Stroh stehen durfte und dass man sie getränkt und gefüttert hatte. Ich erhielt nichts, weder einen Schluck Wasser noch ein Stück Brot.«

Uthman wusste, dass ein Hadith, ein Ausspruch des Propheten, der sorgsam über Generationen überliefert worden war, erzählte, wie Muhammad – Gott segne ihn und schenke ihm Heil – eine Frau zurechtwies, die ihre Katze eingesperrt hatte, ohne sie zu füttern: Du wirst nach *Dschahannam* kommen, in die Hölle! Und Anas Ibn Malik, der Diener Muhammads, berichtete nach dem Gelehrten Buhari, der Prophet habe gesagt: »Kein Muslim pflanzt eine Pflanze, von der Menschen und Tiere essen, dem dies nicht als Almosen angerechnet wird.« Welche Sünde war es allein schon gewesen, das Pferd nicht zu füttern! »Warum hat dir dein Retter nichts bringen lassen?«, fragte er schließlich, besorgt, sein Vorfahr könnte gefehlt haben.

»Weil er zu der Zeit noch nicht wusste, dass ich einem aus seiner Sippe das Leben gerettet hatte. Für ihn war ich nur ein Gefangener, dessen Kenntnisse man ausnutzen wollte.«

Uthman hätte gar zu gern noch mehr über den hohen Beamten erfahren. Aber Henri machte ihn darauf aufmerksam, dass die Matrosen soeben dabei waren, den Anker zu lichten. Der Kapitän hatte befohlen, die Segel zu setzen. Der Wind sei günstig, hatte er behauptet.

Henri machte den Vorschlag, sie sollten unauffällig nachzählen, ob alle Matrosen an Deck erschienen waren, um in die Takelage zu klettern. Nicht einmal der unerbittliche Kapitän Ernesto di Vidalcosta würde einem Schwerkranken diese Arbeit zumuten.

»Es fehlt keiner«, stellte Uthman fest. »Was soll nur das ganze Gerede von einem Schwerkranken?«

»Ich weiß es im Augenblick auch noch nicht. Aber ich werde in der kommenden Nacht meine eigenen Messungen im Hinblick auf den Polarstern machen. So lässt sich feststellen, ob wir wirklich in Richtung auf die Balearen segeln. Vielleicht

wäre es besser gewesen, wenn wir im Hafen von Le Grau du Roi über diesen Kapitän Erkundigungen eingezogen hätten.«

»Um dann von unseren französischen Verfolgern eingeholt und arretiert zu werden!«, höhnte Uthman.

Henri hielt an seinem Plan fest, die Fahrtrichtung durch den Polarstern zu erkunden. Der klare, wolkenlose Nachthimmel begünstigte sein Vorhaben. Unter allen Sternen, mit denen der Himmel übersät war, leuchtete der Polarstern heller als alle anderen. Außerdem war er der Nabel, um den sich alle anderen Sterne drehten. Henri hatte während der Fahrt aufmerksam die Möglichkeiten der Navigation beobachtet. In klaren Nächten war es möglich, die vorgesehene Richtung einzuhalten, wenn der Mann am Steuerruder das Schiff in einem bestimmten Winkel zum Polarstern hielt. Wichtig war es, die Abfahrtszeit so zu wählen, dass beim morgendlichen Verblenden des Polarsterns die Richtung unverändert blieb. Henri, der sich Grundkenntnisse in der Astronomie angeeignet hatte, wollte sein Wissen in dieser Nacht praktisch zur Anwendung bringen.

Er suchte sich einen Platz, an dem er von dem Wachhabenden nicht beobachtet werden konnte. Der Kapitän, so hoffte er, schlief seinen Rausch aus, nachdem er wieder dem andalusischen Wein zugesprochen hatte. Henri legte seinen Kopf in den Nacken, richtete den Blick zum Polarstern und versuchte, den Winkel auszurechnen.

Aber plötzlich schreckte ihn eine Stimme auf. »Ich wusste gar nicht, dass Ihr ein Nachtschwärmer seid! Was fesselt Euch denn so sehr am Firmament, dass Ihr unbeweglich die Sternenwelt beobachtet?«

Ernesto di Vidalcosta legte ihm freundschaftlich seinen Arm um die Schultern, drehte ihn seitwärts und wies auf ein Sternbild. »Diese Gruppe hier nennen wir den Großen Wagen. Wenn man genau hinschaut, lässt sich die Deichsel sehr gut erkennen.«

Henri äußerte seine Bewunderung, obwohl dieses Sternbild für ihn nichts Neues war. Aber es war ihm aufgefallen, dass der Kapitän ihn auffällig aus der Sicht des Polarsterns wegdrehen wollte. Auch die freundschaftliche Fürsorglichkeit des Kapitäns stimmte ihn bedenklich. »Die Nachtluft ist feucht, und man unterschätzt die Kühle der ersten Frühlingsnächte auf See. Ich möchte nicht, dass Ihr Euch eine Influenza zuzieht. Es ist vernünftiger, wenn Ihr die Unterkunft aufsucht!« Er gab ihm einen leichten Stoß in die Richtung der Aufbauten.

Henri gab sich fügsam und dankte für die guten Ratschläge. Ganz offensichtlich wollte der Kapitän in dieser Nacht keine Zeugen irgendwelcher Machenschaften. Aber welcher? Noch konnte Henri diese nächtliche Begegnung nicht einordnen.

»Hast du unsere Richtung herausfinden können?«, fragte Uthman hoffnungsvoll, als sein Gefährte zu ihm zurückkehrte.

»Leider nein«, bedauerte Henri und berichtete von seiner Begegnung mit dem Kapitän. »Ganz offensichtlich wollte er mich loswerden.«

»Wir dürfen ihn in dieser Nacht nicht aus den Augen lassen«, sagte Uthman. »Es gibt im Vorderstegen ein kleines Beiboot. Ich kann mir vorstellen, dass es dazu dient, in unzugänglichen Häfen Waren oder Personen an Land zu bringen. Ich werde mich darin verbergen und mit der darin liegenden Persenning zudecken. Einen besseren Beobachtungsposten kann ich mir nicht vorstellen.«

»Sei vorsichtig!«, wollte Henri seinem Freund noch raten.

Aber Uthman hatte sich im Schatten der Aufbauten schon davongeschlichen. Der Kapitän lehnte an der hölzernen Brüstung und beobachtete den Himmel. Mit dem Polarstern hatte seine Aufmerksamkeit jedenfalls nichts zu tun. Warum auch? Er konnte seine Navigation jederzeit durchführen, ohne

Zeugen fürchten zu müssen. Es war sogar seine Pflicht, die eingeschlagene Richtung der Kogge zu überprüfen.

Eine Weile geschah nichts. Ernesto di Vidalcosta verharrte unbeweglich wie eine hölzerne Galionsfigur. Uthman blieb geduldig unter der Persenning versteckt und fürchtete nur, er könne einschlafen. Nach etwa einer Stunde wechselte der Kapitän seine Stellung und begab sich zum Bug des Schiffes. Uthman vernahm ein leises Flügelschlagen. Während der bisherigen Seefahrt hatte er noch keine Möwen zu Gesicht bekommen. Sie hielten sich wohl eher in Ufernähe auf.

Vorsichtig hob er die Persenning ein winziges Stück hoch. Der Kapitän bemerkte ihn nicht. Er war mit dem Vogel beschäftigt, der soeben über das Meer herangeflogen war. Neben ihm auf der hölzernen Brüstung saß eine grauweiße Taube. Er lockte sie mit etwas, das er auf der ausgestreckten Hand hielt, zu sich heran. Die Taube gurrte leise und ließ sich willig greifen. Ernesto di Vidalcosta barg sie unter seinem Hemd und ging in seine Kajüte.

Uthman hätte beinahe einen lauten Freudenruf ausgestoßen, den er gerade noch verschlucken konnte. Jetzt bin ich ihm auf die Schliche gekommen, dachte er triumphierend. Er empfängt seine Nachrichten durch Brieftauben.

Seit seiner frühesten Jugend wusste er, dass die Abbasiden-Kalifen einen Brieftaubendienst eingerichtet hatten, um wichtige Nachrichten zu übermitteln. Auch Schiffe hatten schon damals Brieftauben mit sich geführt, um von verschiedenen Orten aus Meldung geben zu können. Vor allem hatten sich berühmte Herrscher nach einer Schlacht die Nachricht über den Ausgang des Gefechts durch eine junge Taube in ihren Palast bringen lassen. Sehr begüterte Leute hatten sogar, während einer Abwesenheit von ihrer Heimat, auf diese Weise mit ihren Frauen und Geliebten korrespondiert. Das hatte Uthman am besten gefallen. Darum hatte er auch

einen Vers des gelehrten Dichters Ibn Hazim behalten:
»Dereinst hat Noah sie erwählt, und seine Hoffnung trog ihn nicht, da sie zurück zu ihm mit froher Kunde flog.«

Ob diese Kunde eine frohe für uns ist, wage ich stark zu bezweifeln, dachte Uthman. Ich muss sofort Henri meine Entdeckung mitteilen. Henri ist klug und mit einem scharfen Verstand begabt. Er wird sich einen Reim auf diese nächtliche Botschaft machen können.

»Ich gebe zu, dass ich an eine solche Nachrichtenübermittlung gedacht habe«, bekannte Henri.
»Wer sendet ihm diese Taube? An wen schickt er sie zurück? Falls es uns nicht gelingt, in den Besitz dieser Botschaft zu gelangen, sind wir Ernesto di Vidalcosta völlig ausgeliefert.«

»Du glaubst auch nicht, dass es sich bei dieser Nachrichtenübermittlung um eine Spielerei handelt?«, fragte Uthman.

»Nein, wohl kaum! Warum sollte er dann ein Geheimnis daraus machen? Außerdem: Warum sollte er dann seinen Kurs verschweigen, nur um an einen Ort zu kommen, den die Taube finden kann? Denke daran, dass er trotz ruhiger See hat Anker werfen lassen. Denn natürlich finden Tauben immer nur zu ihrem Schlag zurück. Ein Schiff auf dem Meer werden sie kaum ausmachen können, es sei denn, es befindet sich an einem festgelegten und anerzogenen Ort.«

Uthman wusste, dass die Papiere mit den wichtigen Nachrichten unter den Flügeln der Taube angeheftet wurden.
»Wenn wir es nicht schaffen sollten, eine Brieftaube abzufangen oder in der Kajüte des Kapitäns einen Zettel zu finden, der noch den Geruch des Vogels an sich trägt, sollten wir in Mallorca von Bord gehen.«

»Der Meinung bin ich auch«, bestätigte Henri.

Am folgenden Morgen beschäftigten sie sich damit, auf eine passende Gelegenheit zu warten, um heimlich in die Kajüte des

Kapitäns schleichen zu können. Aber Ernesto di Vidalcosta ließ sich nicht sehen.

Uthman wurde ungeduldig. »Ich werde ihn jetzt unter einem Vorwand aufsuchen. Vielleicht entdecke ich wenigstens die Taube.«

Henri war jedoch anderer Meinung. »Falls du wirklich die Taube siehst, darfst du dir nichts anmerken lassen. Denn wenn der Kapitän auch nur die leiseste Ahnung hat, dass wir ihn beobachtet haben, werden wir nie das Geheimnis lüften können, im Gegenteil – wir könnten in Gefahr geraten.«

»Du bist wieder einmal klüger als ich«, gab Uthman zu. »Den Besuch in der Kapitänskajüte möchte ich dir überlassen.«

Henri begab sich zu dem Kapitän. Er wollte ihn etwas Bedeutungsloses fragen, ob er vielleicht zur Erinnerung ein Stück von dem baumwollenen Segeltuch haben könne. Aber als er nach einem kurzen Anruf eintrat, zuckte der Kapitän erschrocken zusammen und schob ein Stück Papier unter eine Seekarte. Die Taube saß in einer dunklen Ecke und gurrte leise vor sich hin.

Henri spielte den völlig Ahnungslosen und plauderte unbefangen darüber, welche Freude es ihm gemacht hätte, bei der Anfertigung des Segels mitzuhelfen. Er spürte deutlich, wie gern der Kapitän ihn möglichst schnell losgeworden wäre. »Nehmt von dem Ballen, so viel Ihr wollt, solange noch genügend Baumwolle für ein neues Segel übrig bleibt.« Ernesto di Vidalcosta wartete darauf, dass sich Henri wieder entfernte.

Aber Henri setzte zu weitschweifigen Dankesreden an, bis der Kapitän ihn fast unhöflich verabschiedete. »Ich habe wichtige Navigationsaufgaben zu erledigen. Das werdet Ihr sicher verstehen. Denn von meiner Schiffsführung hängt unser aller Leben ab. Guten Morgen, mein Herr!«

Das war eine deutliche Verabschiedung.

»Ich hatte keinen Erfolg«, berichtete Henri über seinen Besuch in der Kapitänskajüte. »Das müssen wir anders anpacken. Einer von uns beiden muss versuchen, den Kapitän abzulenken, und der andere durchsucht seine Papiere. Ich hatte den Eindruck, dass er soeben ein Antwortschreiben entworfen hat. Eine Taube war jedenfalls noch da.«

»Sollten wir nicht versuchen, heute Abend die Taube abzufangen? Oder vielleicht sogar den zwielichtigen Kapitän über Bord werfen?«

»Das eine ist genauso unmöglich wie das andere. Du weißt besser als ich, dass Brieftauben immer in ihren heimatlichen Schlag zurückkehren. Und was glaubst du, was das für einen Aufruhr gibt, wenn wir Ernesto in das Meer befördern? Zumindest der Wachhabende wird Zeuge sein und uns anschwärzen. Außerdem: Wer soll das Schiff denn danach führen? Der Kapitän hat sich die Navigation immer selbst vorbehalten.«

»Schade!«, seufzte Uthman. »Ich hatte mir das so schön vorgestellt. Vielleicht können wir ihn wenigstens in Mallorca in irgendeinem Hafenkanal versenken.«

»Ach Uthman!«, ermahnte Henri seinen Freund. »Nicht immer lassen sich Schwierigkeiten durch Gewalttaten regeln. Manchmal genügt schon eine List oder doch in der höchsten Not ein Gebet.«

»Wenn du mir schon nicht gönnst, den Kapitän den Fischen zum Fraß vorzuwerfen, dann erzähle mir wenigstens weiter, wie es dir in Jerusalem erging!«

»Ich verbrachte eine schlechte Nacht auf dem nassen Stroh, das man beim Ausmisten der Ställe, als unzumutbar für die Pferde, unter ihren Leibern entfernt hatte. Zu hungern hatte man mir schon in frühester Jugend im Templerorden beigebracht. Aber ich litt entsetzlichen Durst.

Am Morgen riss einer der Mamelucken ungestüm die Eisentür auf und trieb mich in den Hof. Ich fürchtete, dass man mich nun endgültig massakrieren würde. Aber zu meinem Erstaunen stand meine Stute gesattelt vor der Stalltür. Noch durfte ich allerdings nicht aufsteigen. Ein hochgewachsener Mann in einer prachtvollen Burda stand abseits, betrachtete mich von oben bis unten und gab einem seiner Untergebenen einen Wink. »In solch einem erbärmlichen Zustand können wir diesen Burschen nicht zu Abu Hassan al-Masudi führen. Reinigt diesen Dreckskerl im Brunnen und bekleidet ihn mit einem sauberen Baumwollhemd und einer Sirwal, die nicht zerrissen ist!«

Einige Mamelucken packten mich und warfen mich in einen Brunnen. Mehrmals tauchten sie mich unter. Es schien ihnen große Freude zu bereiten. Denn sie konnten gar kein Ende finden, bis ihr Vorgesetzter mit scharfer Stimme Einhalt gebot. Schlotternd vor Kälte stand ich da und wartete darauf, dass sie irgendwo Kleidungsstücke für mich auftreiben würden. Sie ließen sich Zeit.

Endlich durfte ich meine Stute besteigen. Ich war so starr gefroren, dass es mir beinahe nicht gelungen wäre, mich in den Sattel zu schwingen. Nur die Angst vor einer neuen

Demütigung half mir, mich mit Hilfe der Steigbügel nach oben zu ziehen.«

»Sprich zu den Gefangenen in euren Händen: ›Wenn Allah Gutes in euren Herzen erkennt, dann wird Er euch Besseres geben als das, was euch genommen wurde, und wird euch vergeben. Denn Allah ist allvergebend, barmherzig.«, rezitierte Uthman still aus dem Koran. Wie konnten sich denn wahre Gläubige so frevlerisch verhalten? Aber er wollte hören, wie es Henri weiter ergangen war. »Wenn man dich neu eingekleidet hat, wollte man dich mit Sicherheit nicht in ein Verlies werfen, foltern oder gar umbringen«, meinte er.

»Das hoffte ich auch«, erwiderte Henri. »Und meine Hoffnung erfüllte sich. Wir hielten vor einem prächtigen Palast, der aus der Zeit der christlichen Könige stammen musste. So verstand ich, warum man mich nicht in meiner zerrissenen Kleidung, nach Pferdemist stinkend, hier vorführen wollte. Der Mamelucke, der mich begleitete, zerrte mich ziemlich grob zu einem Nebeneingang hinter den Stallungen. Ein breiter Gang tat sich auf, der rechts und links von Kriegern gesäumt war, die ihre Schwerter wie eine Sperre gekreuzt hatten. Mein Begleiter rief ihnen etwas zu, und sie hoben ihre Waffen, unter denen wir gebückt weitergehen durften. In allen Räumen, die wir durchschritten, saßen in seidenen Kleidern Männer, die uns mit ernsten Gesichtern musterten.«

»Seidene Gewänder?«, rief Uthman verächtlich. »Bei uns weiß doch jeder anständige Muslim, dass Männer nur dann seidene Gewänder tragen dürfen, wenn sie die Krätze haben.«

»Das mag vielleicht eine sarazenische Sitte sein«, lehnte Henri diese Missachtung der Seide ab. »Aber auch der hohe Staatsbeamte, der mich in einem der prunkvollen Säle empfang, trug einen seidenen Umhang.

Er machte mir nicht den Eindruck, als ob er von der Krätze befallen sei!

Mein mameluckischer Begleiter gab mir von hinten einen Tritt in die Kniekehle, sodass ich, ob ich es nun wollte oder nicht, in die Knie sank. Vor mir saß an einem Tisch aus reinem Gold mein Lebensretter vom Berg Zion. Ich hätte die Augen senken müssen, aber ich konnte meinen Blick nicht von diesem Tisch lösen. Denn das musste der sagenhafte Tisch des Königs Salomo sein, von dem ich wahre Wunderdinge gehört hatte. Ich wusste jedenfalls, dass König Salomo viel Kraft und erhebliche Mittel auf den Bau prächtiger Gebäude und deren Innenräume eingesetzt hatte.

Der hohe Würdenträger gab dem Mamelucken einen Wink, dass er sich zurückziehen solle. Gerne ging der nicht. Das sah ich genau.«

»Wollte er vielleicht keine Zeugen eures Gesprächs?«, fragte Uthman. »Wenn er dich aus den Fängen dieser so genannten Franziskaner errettet hatte, musste es sich doch um ein sehr wichtiges Anliegen handeln.«

»Das war es in der Tat. Abu Hassan al-Masudi schwieg lange, als ob er sich nicht entschließen könne, mir etwas anzuvertrauen. Als er sich endlich überwunden hatte, mich in seine Pläne einzuweißen, öffnete er vorher noch die Tür und vergewisserte sich, dass sich draußen kein unerwünschter Zuhörer befand. Er senkte die Stimme zu einem Flüstern. ›Ich habe über dich Erkundigungen eingezogen. Stimmt es, dass du in Akkon als Knappe auf der Seite der Tempelritter gekämpft hast?‹

Ich bejahte das durch ein stummes Nicken.

›Stimmt es, dass du im Bluttausch viele eurer Feinde getötet hast?‹

Auch diesen Vorwurf musste ich bestätigen.

›Stimmt es, dass du einem feindlichen Kämpfer mit Namen Umar ibn al-Mustansir aus meiner Sippe das Leben gerettet hast?‹

Wie gerne bejahte ich diesmal seine Frage! Aber Abu Hassan wollte noch mehr wissen.

›Stimmt es, dass Umar dir eine Münze schenkte, die für ihn selbst hohe Bedeutung hatte, weil ihm dieser Talisman mehrfach das Leben rettete?‹«

Endlich kam Henri zu der Stelle in seiner Erzählung, auf die Uthman mit Spannung gewartet hatte. »Ich zeigte dem Würdenträger aus der Sippe deines Vaters deutlich meine Freude und Dankbarkeit und zog mein Medaillon an dem Lederband hervor. Die Mamelucken hatten es, in ihrem Eifer, mich mehrfach unterzutauchen, zu meinem Glück übersehen. Abu Hassan betrachtete zufrieden die Münze und prüfte sie mit den Zähnen auf ihre Echtheit. Seine Stimme wurde noch leiser. ›Dann weißt du auch, dass unsere Sippe in Syrien beheimatet ist. Wir Syrer sind keine Mamelucken. Vor allem wirst du jetzt begreifen, warum ich dich aus den Händen dieser zwielichtigen Franziskaner gerettet habe. Diese Leute sind gefährlich.‹«

»Das kann man allerdings bestätigen«, meinte Uthman. »Hoffentlich sind sie aus deinem Leben verschwunden.«

»Leider nein«, seufzte Henri. »Auch nicht aus dem Leben von Abu Hassan. ›Ich bin nicht nur Syrer‹, erklärte er mir feierlich, ›sondern auch ein gläubiger Anhänger unseres Propheten. Du aber bist Christ. Und doch soll dieser Unterschied zwischen uns keine Gültigkeit haben. Sieh mich als deinen Bruder an! Ich möchte dir ein Bündnis vorschlagen.‹«

»Welch wunderbare Wendung hat dein Aufenthalt in Jerusalem genommen!«, rief Uthman und klatschte vor Begeisterung in die Hände. »Sind nicht auch wir beide zu Brüdern geworden?«

»Ja«, bestätigte Henri. »Durch die Erlebnisse, die wir miteinander durchgestanden haben, sind wir weit mehr als

Gefährten. Damals in Jerusalem war ich froh, wenigstens einen brüderlichen Beschützer gefunden zu haben. Aber es endete so, dass nicht er mich, sondern ich ihn beschützen musste!

Als Abu Hassan al-Masudi mich in die Intrigen am Sultanshof einweihte, da wusste ich, dass sich mein Aufenthalt in Jerusalem nicht nur als schwierig, sondern auch als gefährlich entwickeln würde.«

»Wie bei uns«, sagte Uthman. »Was uns zusammenschweißte, waren der Mord an König Philipp und der Giftanschlag auf den Papst. Es endete mit einer Flucht auf dieses Schiff. Ob uns die Kogge heil nach Menorca bringen wird, wage ich inzwischen zu bezweifeln. Aber in welche Gefahren gerietest du mit Abu Hassan?«

»Hast du schon einmal von Saladin gehört?«, fragte Henri. »Die Gefahren, in die wir gerieten, hingen mit Saladin zusammen, so merkwürdig das auch klingen mag. Manchmal haben augenblickliche Schwierigkeiten ihre Wurzel in längst zurückliegenden Ursachen.«

»Willst du mich beleidigen?«, rief Uthman empört. »Wer von uns würde nicht Saladin kennen! Für uns stellt Saladin das Vorbild des frommen und gerechten Sultans dar.«

»Das sehe ich etwas anders«, erwiderte Henri. »Denn sein ritterlicher Geist, den ich ihm nicht absprechen will, wurde durch seinen religiösen Starrsinn wieder zunichte gemacht. Sein Reich umfasste Ägypten, Syrien und den Jemen, und all diesen Untertanen predigte er den Heiligen Krieg, den *Dschihad*, gegen die Kreuzfahrer. Aber eigentlich muss doch nach euren Gesetzen dem *Dschihad* eine Aufforderung zur Bekehrung vorangehen! Tatsächlich war es jedoch Saladin gelungen, Türken, Kurden und Araber unter seinem Banner zu vereinigen, ehe er durch seinen Sieg bei Hattin dem Kreuzfahrer-Königreich von Jerusalem ein Ende bereitete.«

»Das ist mir nicht unbekannt«, warf Uthman ungeduldig ein. »Ich weiß auch, dass ihr Kreuzfahrer Saladin verächtlich als *Kurden* bezeichnet habt, obwohl er doch die prächtige Dynastie der Aijubiden begründet hat und sich zu Recht Sultan Salah ad-Din al Aijubi nennen durfte.«

Henri machte eine Handbewegung, die von dieser Auseinandersetzung ablenken sollte. Aber er konnte es doch nicht lassen, auf die Grausamkeit Saladins hinzuweisen, der sich nach seinem Sieg bei Hattin unversöhnlich gezeigt hatte. »Er händigte damals die Gefangenen seinen unbarmherzigen Kriegern aus. Was war der Erfolg? Zweiunddreißig Templer wurden geköpft.«

Henri hätte gut daran getan, dieses Thema vorzeitig zu beenden. Denn nun fühlte sich Uthman berechtigt, einiges aus seiner Sicht darzustellen. »Saladin war, wie jeder weiß, von Natur aus großzügig. Aber er war empört darüber, mit welcher Brutalität die Kreuzritter viele Jahre lang unschuldige Rechtgläubige behandelt hatten. Außerdem war die Wahl des Lagers durch euren anscheinend völlig unfähigen Großmeister Gerhard von Ridfort denkbar schlecht geplant. Da war Saladin bei weitem klüger. Er ließ die umliegenden Büsche in Brand stecken, und die Christen, die dem Feuersturm entkommen wollten, stürzten den felsigen Abhang herab oder verbrannten bei lebendigem Leib. 150 000 Männer fielen Saladin in die Hände. Schande über euren unfähigen Großmeister!«

Was sollte Henri dazu sagen? Die Niederlage der Kreuzfahrer bei Hattin war eine Katastrophe. Wohl hatte Saladin Ridfort verschont. Doch zu welchem Zweck? Hatte er doch die Hinrichtung der Templer und Johanniter mit einer Bemerkung gerechtfertigt, die Henri empört Uthman vorwarf. »Dein verehrter Saladin sagte: ›Ich will die Erde von diesen sonderbaren Organen reinigen, deren Handeln ohne Nutzen ist,

die niemals ihre Feindschaft aufgeben und keinen Dienst als Sklaven leisten werden.« Für so unnütz hielt er uns.«

Uthman zögerte, ehe er Stellung nahm. »Nimm es mir nicht übel, Henri. Aber genau dasselbe, nur mit anderen Worten, sagte der Alte vom Berge, wie man das Oberhaupt der syrischen Assassinen nannte. Er hielt es nämlich für unnütz, seine Zeit damit zu vergeuden, die Großmeister der Ritterorden umbringen zu lassen. Denn es würde ja sogleich ein neuer gewählt, ohne dass dieses den Zusammenhalt des Ordens beeinträchtigen würde.«

Henri gefiel diese Einschätzung des Templerordens in keiner Weise. »Der Grund dieser außergewöhnlichen Milde Saladins war doch nur, dass er Nutzen daraus ziehen wollte. Denn er ließ Gerhard von Ridefort aus Damaskus herbeischaffen, damit er den Templerbesatzungen in der Umgegend befehlen solle, sich zu ergeben.«

»Ha ha!«, lachte Uthman. »Ausgerechnet Ridefort hat er dazu ausersehen? Jeder wusste doch, dass dieser unfähige Befehlshaber den Ausgang einer Schlacht als Gottesurteil ansah, oder doch zumindest als ein Schachspiel, bei dem man alles auf einmal in die Waagschale wirft und sich allzu schnell schachmatt setzen lässt, statt vorher noch eine andere Figur einzusetzen.«

Henri übergang diesen Angriff auf einen Befehlshaber der Templer. Er hatte erkannt, dass diese Auseinandersetzung zu entgleisen drohte. »Wolltest du nicht hören, was Saladin mit den Schwierigkeiten von Abu Hassan zu tun hatte?«

»Ach ja«, gab Uthman zu, der sich zwar stets allzu schnell ereiferte, aber ebenso schnell wieder beruhigte. »Saladin war schließlich anfangs nur ein Offizier der Armee des türkischen Emirs von Mossul, mein Blutsverwandter Abu Hassan al-Masudi war dagegen ein hoher Beamter des Sultans von Al-Qudz.«

»Er fiel in Ungnade und geriet in die Hände seiner Gegner«, berichtete Henri, um mit seiner Erzählung bei der Sippe Uthmans zu bleiben. »Das war der Augenblick, in dem ich beweisen musste, dass ich als sein Bruder treu zu unserem Bündnis stand. Aber davon erzähle ich dir morgen.«

Henri unterbrach die Erzählung plötzlich. Soeben war der Kapitän auf dem Deck erschienen und kam mit einem heuchlerischen Lächeln auf sie zu. »Wir sollten über den vergangenen Gefahren nicht unsere jetzige Lage vergessen«, flüsterte er Uthman ins Ohr.

»Guten Abend, meine Herren. Ich hoffe, Ihr seid wohlauf. Hier an Bord ist etwas Seltsames geschehen. Eine Taube hat sich zu uns verirrt. So etwas kommt eigentlich nur in Küstennähe vor. Also hoffe ich, dass wir uns Mallorca nähern. Schaut nur, wie ängstlich dieses Tier ist! Ich werde es fliegen lassen. Man sagte mir, dass Tauben immer ihren heimatlichen Schlag wieder finden.«

Lügner! Heuchler! Kanaille!, dachte Uthman. Aber laut bat er: »Darf ich auch einmal das weiche Federkleid dieses Vögelchens berühren?«

Dem Kapitän war deutlich ein Erschrecken anzumerken. Er trat drei Schritte zurück und deckte die Taube mit zwei Händen zu.

»Dieses Täubchen ist sehr verstört. Ich möchte es nicht noch mehr verängstigen. Vielleicht wird es dann nicht mehr von seinem Schwarm aufgenommen, wenn seinen Federn ein fremder Geruch anhaftet.«

Aha, dachte Henri. Unter den Flügeln ist bereits die Botschaft verborgen. Darum will Ernesto di Vidalcosta das Tier nicht aus seinen Händen lassen. Er wird vor unseren Augen am helllichten Tag die Brieftaube zu dem Empfänger entsenden. Dass ich die Taube gesehen habe, ist ihm nicht verborgen geblieben. Aber er hat eine Lösung gefunden, kein Geheimnis

daraus zu machen. Wir sind diesem raffinierten Menschen unterlegen.

Der Kapitän trat an die hölzerne Reling. »Kommt, meine Herren, und verpasst nicht das wunderschöne Schauspiel, wenn dieses Vögelchen der Sonne entgegenfliegt.« Er öffnete seine Hände. Die Brieftaube entfaltete ihre Schwingen und flog über das Meer so eilig davon, als ob sie die verlorengegangene Zeit einholen müsste.

»Hoffentlich findet sie wirklich ihre Heimat wieder«, sagte Uthman scheinheilig. »Von Brieftauben weiß man ja, dass sie immer zu ihrem Besitzer zurückfinden. Aber bei dieser jungen, unerfahrenen Taube, die sich verirrt hat, kann man das nicht wissen.«

Der Kapitän sah Uthman starr in die Augen, antwortete jedoch nicht. Obwohl Henri seinen Freund warnend anblickte, konnte Uthman sich nicht enthalten, noch eine Bemerkung anzufügen. »Vielleicht ist die nahe Küste gar nicht Mallorca, sondern irgendein anderes Land. Wer weiß, welchen weiten Weg dieses arme Tier schon zurückgelegt hat. Es wirkte jedenfalls ziemlich erschöpft. Gibt es keine Möglichkeit, seinen Flug zu bestimmen, oder wenigstens seinen Abflugort festzustellen?«

Der Kapitän hatte sich zwar gefasst, aber er konnte seine schlechte Stimmung nicht verbergen. »Leider nein! Wie sollte so etwas auch möglich sein?« Er zog sich in seine Kajüte zurück.

Henri mochte Uthman nicht tadeln. Er wollte ihm jedoch klarmachen, dass Vorsicht angebracht war. »Es ist ungeschickt, den Menschen, dem wir ausgeliefert sind, unnötig zu provozieren. Denn er hat längst Verdacht geschöpft, dass wir ihm auf die Schliche gekommen sind.«

»Bitte erzähle weiter!«, bat Uthman. »Ich brauche Ablenkung. Denn ich kann meine Wut kaum noch zügeln.«

»Ich habe Verbannung und Gefangenschaft von Abu Hassan al-Masudi vorweggenommen«, begann Henri. »Vor diesem bösen Ende aber lag unsere gemeinsame Arbeit, die aus uns tatsächlich brüderliche Freunde machte.

Abu Hassan sprach noch leiser als zuvor. »Ich werde dich jetzt in alles einweihen, was mich bedroht und wozu ich deine Hilfe benötige. Du hast doch die wunderschönen Mosaiken bewundert, die den Felsendom schmücken. Leider haben sie in den vergangenen Kämpfen gelitten. Darum hat mich der Emir beauftragt, die Säuberung und Wiederherstellung zu überwachen.«

»Das ist doch eine sehr ehrenvolle Aufgabe«, sagte ich.

»Es könnte eine ehrenvolle Aufgabe sein, wenn ich nicht viele Neider hätte. Das Schlimmste ist, dass Christen und Rechtgläubige gemeinsame Sache machen, wenn es darum geht, einen hohen Beamten zu stürzen.

Es werden falsche Anschuldigungen erhoben, und bestochene Zeugen treten auf. Noch aber sind dies nur Gerüchte.«

»Was kann ich für dich tun, um dir zu helfen?«, fragte ich.

Als Abu Hassan die mir zugedachte Aufgabe erläuterte, wurde mir klar, dass ich mich in einen argen Zwiespalt begeben und nur von Feinden umgeben sein würde. Beide Seiten, sowohl die Christen als auch die Anhänger des Propheten, würden mich letztendlich als Verräter bezeichnen.

»Was ich von dir erbitte, ist allerdings nicht einfach«, gab Abu Hassan zu. »Mache dir Freunde in beiden Lagern. Horche auf das, was sie miteinander bereden! Sorge dafür, dass sie dir vertrauen! Vor allem achte auf ein Gerücht, in dem behauptet wird, dass ich mich von Christen bestechen lasse, die Koranverse im Felsendom zu verfälschen! Berichte mir täglich alles, was du erfahren hast! Aber komme nur bei Dunkelheit, und verrate niemandem, dass du in Akkon auf Seiten der Tempelritter gekämpft hast!«

Mir war nicht wohl zumute. Eine innere Stimme warnte mich, auf diese Bedingungen einzugehen. Abu Hassan verlangte nicht mehr und nicht weniger von mir, als Menschen zu täuschen, die mich als Freund betrachteten und mir vertrauten. Aber konnte ich überhaupt ablehnen? Mit Sicherheit würde ich dann dort landen, wo ich gerade hergekommen war. Bei den falschen Franziskanern auf dem Berg oder auf nassem Stroh in einem Verlies. Also stimmte ich widerwillig zu, obwohl ich mich deswegen schämte.

Der hohe Beamte des Emirs, der sich mein Bruder nannte, hatte an alles gedacht. Er stattete mich mit würdiger Kleidung aus, vergaß auch nicht ein Schwert, das mir allerdings stumpf vorkam, und wies mir eine Kammer in der Unterkunft seiner Untergebenen zu. Er hatte auch daran gedacht, mir ein anderes Pferd aus seinen Stallungen zu überlassen. Denn an der Stute könne man mich vielleicht erkennen, fürchtete er.

Eigentlich hatte ich vorgehabt, ihm von dem merkwürdigen Ansinnen der falschen Mönche zu berichten. Vielleicht hätte Abu Hassan Näheres über den Tod des Sultans Baibars gewusst. Ich hätte ihn auch gerne gefragt, ob die Ismailiten auf irgendeine Weise an Baibars Tod beteiligt gewesen waren oder ob diese Sekte immer noch in bestimmten Kreisen Einfluss hätte. Aber ein Gefühl, das ich nicht genau erklären konnte, hielt mich vor allzu großer Vertrauensseligkeit zurück. Schließlich gehört deine Sippe, wie die Ismailiten auch, zu den Anhängern des Kalifen Ali, den die anderen Sarazenen ablehnen.

›Wo soll ich mit meinen Nachforschungen anfangen?‹, erkundigte ich mich also ziemlich ratlos. Die Antwort von Abu Hassan half mir auch nicht weiter. ›Das bleibt deinem Einfühlungsvermögen überlassen‹, sagte er. Aber nach kurzem Zögern fügte er noch hinzu: ›Am besten wäre es wohl, wenn ich dich morgen mit zum Felsendom nehme, um dir den Stein

des Anstoßes zu zeigen. Als Templer hast du den besseren Überblick, welche der Mosaiken meinen Gegnern eine Handhabe bieten könnten, um mich zu verleumden.«

Uthman hob die Hand. »Bevor du von deinem Besuch im Felsendom erzählst, beantworte mir bitte noch eine Frage: Warum hast du von Saladin so ausführlich berichtet? Gibt es da einen besonderen Grund?«

»Wenn dir dieser Zusammenhang unverständlich geblieben ist, habe ich mich ungenau ausgedrückt. Saladin wollte eigentlich, als er Jerusalem eroberte, jegliches Blutvergießen vermeiden. Darum ließ er die christlichen Einwohner gegen ein geringes Lösegeld abziehen. Was dann doch zu Schwierigkeiten führte, war der unüberbrückbare Unterschied zwischen uns Christen und euch Arabern. Denn wie ich schon sagte, war Saladin eigentlich großmütig. Aber sein ritterlicher Geist wurde von seiner religiösen Hartnäckigkeit übertroffen. Zwischen Christen und euch klaffte für ihn ein abgrundtiefer Spalt. Genau das war es, was mir meine Aufgabe fast unerfüllbar machte. Denn seit Saladins Zeiten hat sich daran nichts geändert.«

»Aber es war doch so«, wandte Uthman ein, »dass unsere Gesetze Abmachungen und Kontakte zwischen Rechtgläubigen und Christen nicht verhindert hätten.«

»Das schon«, gab Henri zu. »Aber der eigentliche Grund dieser Bündnisse war zumeist doch nur, einem anderen zu schaden. Das trifft auch auf den Sachverhalt zu, der Abu Hassan betrifft. Übrigens weiß man auch, dass manche eurer Herrscher zu ihrem Vorteil Verträge mit den Kreuzfahrern gegen ihre eigenen Glaubensbrüder schlossen. Es kam sogar vor, dass sie Seite an Seite miteinander gegen einen gemeinsamen Gegner kämpften. Aber eine friedliche Vereinigung, die den Glauben mit eingeschlossen hätte, lag dabei nie vor.«

»Na ja«, gab Uthman zu. »Auch ich habe mit dir gemeinsame Sache gemacht, um König Philipp ins Jenseits, nämlich in die Hölle, zu befördern und den Papst mit Hilfe eines Alchemisten von seinen irdischen Leiden zu erlösen. Aber ich bin und bleibe ein gläubiger Anhänger des Propheten, so wie du ein Christ bleibst.«

»So weit sind wir in unserem Glauben gar nicht voneinander entfernt«, meinte Henri versöhnlich. »Denn dein Glaube und das Christentum, wie ja auch das Judentum, kennen doch die gleichen Propheten. Wir beten alle keine Götzen an, sondern einen einzigen Gott.«

»Schau mal, wer da kommt!«, unterbrach Uthman die philosophische Diskussion. Brunella, die Piratenbraut, näherte sich ihnen mit einem Weidenkorb, in den sie die tägliche Essensration verpackt hatte. Uthman strahlte sie an und enthielt sich nur mühsam, dem Mädchen auf das Hinterteil zu klopfen. Brunella neigte sich ihm zu. »Auf dem Grund des Korbes findest du etwas Besonderes!«

»Ah, vielleicht ein Stück Braten!«, hoffte Uthman.

Trotz des Scherzes lachte sie nicht. »Etwas viel Wichtigeres als Genüsse, die du dir erhoffst. Achte auf ein Stück Papier! Es könnte für euch eine lebenswichtige Nachricht sein.« Sie stellte den Korb zwischen die beiden Männer und ging davon.

Henri schaute sich erst nach allen Seiten um, bevor er den zusammengefalteten Zettel entrollte. Hinter der vorgehaltenen Hand entzifferte er die kurze Mitteilung. »Versucht nicht, in der kommenden Nacht in die Kajüte des Kapitäns einzudringen! Er empfängt euch bewaffnet. Aber wartet um Mitternacht auf mich! Ich habe euch bedeutende Nachrichten zu überbringen.«

»Wenn sie das nicht mit den Nachrichten geschrieben hätte, käme es mir so vor, als ob Brunella eine Einladung zu einer Liebesnacht überbringen wollte«, sagte Uthman seufzend.

»Aber leider klingt die Botschaft ziemlich ernst. Schade! Mir wäre nach ein wenig Zärtlichkeit zumute gewesen.«

»Du wirst dich niemals ändern«, sagte Henri kopfschüttelnd.

»Warten wir ab, was das Mädchen uns zu sagen hat! Ich vertraue ihr.«

»Heute werde ich dir einmal etwas erzählen«, schlug Uthman vor, als sich der Mond am Himmel zeigte. »Wenn ich auch nicht so ein guter Erzähler bin wie du, so wird uns doch die Zeit bis Mitternacht nicht zu lang werden.«

»Wovon wirst du uns berichten?«, fragte Henri. »Von den Lehren des Propheten Muhammad?«

Uthman lachte vergnügt. »Nicht im Entferntesten. Ich werde dir eine Geschichte erzählen, die ich oft von meiner Mutter gehört habe, bevor mein Vater meine Erziehung übernommen hatte. In der fünfhundertachtunddreißigsten sowie der folgenden Nacht erzählte Schehrezâd dem König Schehjrâr von Sindbad, dem Seefahrer. Vielleicht hast du schon von den Erzählungen aus den Tausendundein Nächten gehört. Ich bin aber sehr gespannt, ob du auch die richtige Lehre für uns dieser Geschichte entnehmen kannst.«

»Das hoffe ich doch sehr«, erwiderte Henri.

»Dann fange ich jetzt an. Sindbad, der das Erbe seines Vaters verprasst hatte, wollte in fremde Länder reisen, um dort Handel zu treiben. In der Stadt Basra bestieg er mit anderen Kaufleuten ein Schiff. Sie segelten von Insel zu Insel, von Land zu Land. Eines Tages sighteten sie ein Eiland, das einem Paradiesgarten glich.«

»Da kann man nur hoffen, dass auch Mallorca einem Paradiesgarten gleicht«, warf Henri ein.

»Höre erst einmal, was das für eine Insel war!«, mahnte Uthman. »Die vermeintliche Insel war nämlich ein großer Fisch, auf dem sich Sand abgelagert hatte und Bäume

gewachsen waren. Der Kapitän hatte Anker werfen und die Kaufleute an Land gehen lassen.«

»Ich ahne Schreckliches«, flüsterte Henri.

»Zu Recht siehst du unangenehme Überraschungen voraus. Denn als die Kaufleute ein Feuer entzündet hatten, um sich in der Glut eine Mahlzeit zu bereiten, spürte der Fisch die Hitze und bewegte sich. Die Kaufleute blieben ahnungslos, aber der Kapitän, der an Bord geblieben war, schrie plötzlich mit lauter Stimme: ›Ihr Leute, rettet euer Leben! Was ihr für eine Insel haltet, ist ein großer Fisch, der bald in der Tiefe verschwinden wird. Lasst eure Sachen im Stich, und kommt an Bord, so schnell ihr könnt! Bringt euch in Sicherheit, ehe das Verderben über euch kommt!«

»Man kann nur hoffen, dass dieser Sindbad alle seine Waren liegen ließ, um das Schiff noch zu erreichen«, sagte Henri.

Aber Uthman schüttelte den Kopf. »Warum auch immer! Sindbad war unter denen, die mit dem Fisch und allem, was darauf war, in tosendem Wasser und brandenden Wogen versank.«

»Das ist doch nicht etwa das Ende der Geschichte?«, fragte Henri besorgt.

»Nein, es fehlt noch die Lehre, die dir diese Geschichte vermitteln soll. Der Kapitän hatte nämlich inzwischen Segel setzen lassen und war mit denen davongefahren, die sich an Bord gerettet hatten. Er dachte überhaupt nicht daran, sich um die Ertrinkenden zu kümmern.«

»Aha!«, sagte Henri, mehr nicht.

»Nun folgt das, was du sicher erwartet hast«, fuhr Uthman fort. »Denn Allah, der Erhabene, behütete Sindbad und rettete ihn vor dem Tod des Ertrinkens. Er schickte ihm nämlich einen großen hölzernen Zuber, in dem die Kaufleute auf der Insel zuvor ihre Sachen gewaschen hatten. Sindbad klammerte sich an ihn, setzte sich rittlings darauf und ruderte mit seinen

Beinen im Wasser. In dieser Lage verbrachte er einen Tag und eine Nacht. Aber dann trieben ihn günstige Winde zu einer Insel mit einer hohen Steilküste.«

»Wahrscheinlich kam ein großer Vogel über das Meer, an dessen Beinen er sich anklammern und an Land retten konnte«, mutmaßte Henri.

»Kennst du einen Vogel, der einen Menschen tragen kann?«, fragte Uthman fast ärgerlich. »Ich nicht! Aber Äste ragten über das Wasser heraus. An diesen Zweigen konnte sich Sindbad festhalten, entlangklettern und schließlich auf die Insel springen, obwohl seine Füße von Fischen zerbissen waren. So entkam Sindbad dem Tod.«

Uthman schwieg und blickte über das Meer, in dem sich der Mond spiegelte, sodass die Wellenkämme silbern leuchteten, um gleich darauf in einem dunkelblauen Tal zu verschwinden.

»Ich glaube, dass ich die Lehre dieser Geschichte verstanden habe«, sagte Henri nach einer geraumen Weile des Schweigens.

»Dann lasse mich hören, was deiner Meinung nach Schehrezâd dem König Schehjrâr und damit auch uns sagen wollte!«

»Ich denke doch, dass du diese Geschichte erzählt hast, um einen Bezug zu unserer Seefahrt herzustellen. Wenn das so ist, sollten wir vermeiden, dass Ernesto di Vidalcosta uns auf einer Insel an Land setzt, von deren Schönheit er uns vorschwärmt. Später stellt sich nämlich dann heraus, dass dieses Eiland für uns nicht etwa paradiesisch, sondern höchst gefährlich ist.«

»Richtig!«, rief Uthman begeistert.

»Aber das ist noch nicht alles«, fuhr Henri fort. »In entscheidenden, nämlich lebensbedrohenden Augenblicken sollte man nicht an Reichtum und materielle Güter denken. Sie erweisen sich für gewöhnlich als völlig unnötig, wenn es um das nackte Leben geht.«

»Richtig!«, rief Uthman und fügte hinzu: »Das sollte auch für deinen Tempelerschatz gelten.«

»Damit magst du nicht ganz Unrecht haben«, gab Henri zu. »Aber das Wichtigste an dieser Geschichte ist Gottes Hilfe, den du Allah nennst. Ohne den Beistand des allmächtigen himmlischen Vaters wäre Sindbad elend ertrunken. Oft aber können wir einen solchen Zauber nicht wahrnehmen. Wir erkennen nicht, dass er ein Werkzeug Gottes zu unserer Rettung ist.«

Uthman sah nachdenklich vor sich hin. »Daran hatte ich noch gar nicht gedacht. Dann wäre der tiefe Sinn dieser Geschichte, stets auf Allah zu vertrauen. Er wird uns auch auf dieser Seereise helfen und uns in jeder Gefahr zur Seite stehen.«

»Darum werde ich beten«, schloss Henri die Unterhaltung.

Der Mond war ein gutes Stück am Himmel weitergewandert und hatte sich hinter dem Segel versteckt. Der silberne Glanz auf den Wogen war verschwunden. Die Wellen wirkten jetzt wie dunkle Berge und Täler, die in Bewegung geraten waren. Der Wind hatte aufgefrischt, und die beiden suchten die Wärme der hölzernen Planken, die noch ein wenig von dem Sonnenlicht gespeichert hatten.

»Mitternacht muss doch schon lange vorüber sein«, meinte Uthman. »Wo bleibt denn nur Brunella?«

»Ich fürchte, dass sie in dieser Nacht gar nicht mehr kommen wird«, äußerte Henri seine Bedenken. »Sieh mal, wer die Wache übernommen hat!«

Uthman stand auf, um in der Finsternis besser sehen zu können.

»Verflucht sei Satan, der seine Hände im Spiel hat! Das ist Arturo, der Brunella als seine Beute ansieht. Ob er etwas von ihren Absichten erfahren hat? Was wollte sie uns wohl mitteilen?«

»Vielleicht werden wir das morgen erfahren«, tröstete Henri.

»Morgen kann alles viel zu spät sein«, zischte Uthman, der seine Wut nur mühsam unterdrücken konnte. »Ich schlage vor, dass wir Arturo unschädlich machen.«

Henri legte den Finger auf die Lippen, weil Uthman in seinem Zorn viel zu laut gesprochen hatte. »Was stellst du dir denn unter *unschädlich machen* vor?«

»Genau das, was ich schon am liebsten mit Ernesto di Vidalcosta gemacht hätte, nämlich den Fischen zum Fraß vorwerfen.«

»Du kennst genauso gut die Gründe«, entgegnete Henri ärgerlich, »warum das nicht möglich ist. Jeder wird wissen, wer diese Tat verübt hat. Im Mittelmeer gibt es kein geheimnisvolles Meeresungeheuer, das Arturo über die Reling ins Meer reißen könnte. Ebenso wenig wird man glauben, dass einer der heidnischen Götzen oder ein Dämon den Wogen entstiegen ist, um Arturo zu sich zu holen.«

»Warum verhöhnst du mich?«, klagte Uthman. »Ich suche ja nur nach einem Ausweg.«

»Der einzige Ausweg zeigt sich darin, Geduld und Wachsamkeit zu üben«, erwiderte Henri. »Und bitte lass dir nicht einfallen, heimlich auf die oberen Deckaufbauten zu klettern, um Brunella mit Gewalt herabzuholen.«

»Kannst du Gedanken lesen?«, fragte Uthman und musste lachen.

Henri lächelte. »Das nicht, aber ich kenne dich inzwischen!«

Auch in der nächsten Nacht ließ sich Brunella nicht sehen. Arturo hatte wieder die Wache in den Stunden um Mitternacht übernommen. Darum schlug Henri vor, am besten auf einen günstigen Zufall zu warten, der es ermöglichte, mit Brunella zu sprechen.

»Du könntest uns die lange Zeitspanne des Wartens verkürzen, wenn du weiter von deinen Abenteuern in Jerusalem erzählen würdest«, bat Uthman. »Abu Hassan wollte

dir den Felsendom zeigen, unseren *Qubbet as-sacra*. Für uns ist dieser Felsen der heiligste Platz in Jerusalem, weil von dort der Prophet in die Himmel gereist ist. Ich kann es kaum erwarten, was du mir darüber berichtest.«

Uthman dachte sehnsuchtsvoll an die Gnade, die dem Propheten an diesem Ort gewährt worden war. »Alsdann«, so berichtete Muhammad selbst in einem gut bezeugten *Hadith*, »brachte mich der Engel Dschibril, Gabriel, nach Jerusalem, wo wir mit den Engeln gemeinsam das Gebet verrichteten. Dort waren die Seelen der Propheten versammelt, um den Herrn zu lobpreisen.« Gabriel führte Muhammad durch die Himmel; mit Abraham hatte der Prophet dort gesprochen, mit Moses und Jesus. Als ihr Vorbeter pries er zusammen mit ihnen den Allerhöchsten. Schließlich erblickte er die Herrlichkeit und das Licht Gottes. »Das Gleichnis Seines Lichts«, hieß es in der Sure An-Nur, »ist wie eine Nische, worin sich eine Lampe befindet. Die Lampe ist in einem Glas. Das Glas ist gleichsam ein glitzernder Stern – angezündet von einem gesegneten Baum, einem Ölbaum, weder vom Osten noch vom Westen, dessen Öl beinahe leuchten würde, auch wenn das Feuer es nicht berührte.

Licht über Licht. Allah leitet zu Seinem Licht, wen Er will.«

»Ein wenig musst du dich noch gedulden«, riss Henri Uthman aus seinen Gedanken. »Denn aus dem Besuch des Felsendoms wurde vorerst nichts. In aller Frühe wurde ich zu Abu Hassan gerufen. Deutlich konnte man ihm seine Sorge anmerken. Seine Stimme klang erregt.

›Der Emir hat mich zu sich befohlen, und zwar solle ich mich ohne Verzögerung bei ihm einfinden. Ich fürchte, dass er mich wegen der Verleumdungen zur Rede stellen will. Es geht jetzt darum, alle seine Bedenken zu zerstreuen. Was mich aber vor allem beunruhigt, ist sein Befehl, du sollest ebenfalls vor ihm erscheinen.<

Auch ich erschrak. Was hatte dieser Befehl zu bedeuten? Woher wusste der Emir überhaupt von meiner Anwesenheit in Jerusalem? Gab es Zuträger, die ihm von der Ankunft eines ehemaligen Kreuzritters berichtet hatten? Bestanden irgendwelche Querverbindungen zwischen den falschen Franziskanern und treuen Anhängern des Emirs? Ich vermochte nicht, alle diese Gedanken in eine vernünftige Ordnung zu bringen. ›Wie muss ich mich verhalten?‹, fragte ich ein wenig ratlos.

Abu Hassan legte die Hand über die Stirn. ›Darüber habe ich reiflich nachgedacht, nachdem mich der Befehl des Emirs erreicht hatte. Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass wir möglichst nahe bei der Wahrheit bleiben sollten.‹

›Ist das nicht zu gefährlich?‹, gab ich zu bedenken. ›Ich habe in Akkon gegen die Mamelucken gekämpft, und, um es zu gestehen, habe ich mich in einem solchen Bluttausch befunden, dass ich alle Feinde niedergemetzelt habe, die mir vor die Klinge kamen.‹

Der Würdenträger rieb sich mehrmals über den Kopf, als ob diese Bewegung ihn zu einem besseren Gedanken führen könnte. ›Ich sagte *möglichst nahe*, mehr aber auch nicht. Ich stelle dich wahrheitsgemäß als einen Verwandten aus meiner Sippe vor, der in seiner frühesten Jugend von den Kreuzrittern zu einem falschen Glauben verführt wurde, dem er aber nun abgeschworen hat. Als Kenner der Symbole der Christen wollest du mir nun bei der Renovierung der Mosaiken im Felsendom zur Seite stehen, damit man alles, was nicht dem wahren Glauben entspricht, ausmerzen könne.‹

Ich hatte verstanden, was *mein Bruder* von mir verlangte, um seine eigene Haut zu retten. Meinen Glauben sollte ich verleugnen, vielleicht sogar an einer Christenverfolgung teilnehmen, im allerschlimmsten Fall sogar meine Gelübde brechen, die ich beim Eintritt in den Orden gelobt hatte. Ich

war nahe daran, mich in das Verlies der falschen Franziskaner zurückschicken zu lassen. Aber dir, Uthman, der du mein Freund und ein tapferer Kämpfer bist, gestehe ich voller Scham, dass ich an meinem Leben hing. Darum schlug ich in die Hand Abu Hassans ein, um dieses unheilvolle Bündnis erneut zu besiegeln.

Der Palast des Würdenträgers hatte sich mir in einer Pracht gezeigt, die für mich nicht mehr zu überbieten war. Wie armselig erschienen mir in meiner Erinnerung die Komtureien des Templerordens! Wenn ich daran dachte, dass wir oft zu zweit auf einem Pferd saßen, kam ich mir jetzt auf dem geschmückten Araberhengst wie ein reicher Sultan vor. Ich weiß nicht, ob ich damals käuflich war und langsam Geschmack an dem Wohlleben fand, das mir in Aussicht stand.

Dem Emir hatte es gefallen, jene königlichen Gemächer in Besitz zu nehmen, in denen sich einst die Residenz König Balduins befunden hatte. So glaubte er wohl, an Ansehen zu gewinnen, weil Jerusalem trotz des großartigen mameluckischen Sieges gegen die Mongolen zunächst von Gouverneuren verwaltet wurde. Wie Abu Hassan mir auf dem Weg zu dem Palast des Emirs verriet, fühlte sich der Emir in seinem Stolz verletzt, weil er dem Vizekönig von Damaskus unterstellt war.

Du kannst dir denken, dass ich das Gefühl hatte, in einen Wust von Intrigen, Verleumdungen und scheinheiligen Freundschaften eingesponnen zu sein. Ich bin ein gläubiger Tempelritter, der sich fest in die Regeln des Ordens eingebunden fühlt, und ich kam mir damals gegenüber diesen Machenschaften wehrlos vor.«

»Ich gebe es nicht gerne zu«, bekannte Uthman, »aber wir Menschen aus dem Orient sind Meister der Verstellung. Nicht jeder, der dir freundschaftlich die Hand reicht, ist auch ein wahrer Freund zu nennen. Dich aber achte ich gerade

deswegen, weil du einem Freund niemals mit Arglist und Täuschung begegnen wirst.«

»Ich danke dir für die Worte, mit denen du unsere Freundschaft bekräftigst«, sagte Henri. »Aber auch bei uns Christen gibt es Menschen, die ihre Freunde verraten. In unseren biblischen Geschichten könntest du es nachlesen, wie Jesus Christus durch einen seiner Jünger verraten wurde.«

Uthman erhob sich von den Planken und stützte sich auf seine Ellenbogen. »Deinen letzten Worten entnehme ich, dass das Verhalten des Emirs dich in Unruhe versetzt hatte.«

»Allerdings«, bestätigte Henri. »Von Anfang an hatte ich das Gefühl, dass mir von diesem Mann trotz seines freundlichen Gebarens Gefahr drohte. Da saß dieser Emir in seinen kostbaren seidenen Gewändern in der ehemaligen königlichen Residenz und gab mir einen herrischen Wink, ich solle mich vor ihm niederknien.«

»Natürlich folgtest du diesem Wink?« Uthman hielt es für selbstverständlich.

»Es war das erste und das letzte Mal, dass ich mich vor dem Emir auf die Knie niederließ. Unsere späteren Begegnungen fanden Auge in Auge beiderseits bewaffnet statt; allerdings nur bis zu dem Tag, an dem wir Freunde wurden. Aber dazwischen lagen Wochen, in denen wir uns umkreisten und belauerten. Auch ich musste notgedrungen die Kunst der Verstellung lernen, um das eigene Leben zu retten. Damals, als wir zum erstenmal aufeinander trafen, glaubte der Emir, ein Wolf zu sein, dem ein junges Lamm als leichte Beute zufallen würde. So ähnlich fühlte ich mich auch. Dass diese Art der Beziehung für mich zu ändern sein könnte, wagte ich gar nicht zu hoffen. Und doch kam es später so, dass wir zu zwei gleich starken Wölfen wurden.«

Henri, der schon den Mund geöffnet hatte, um in seiner Erzählung fortzufahren, presste plötzlich die Lippen

aufeinander und beobachtete starr den Eingang zu den Unterkünften. »Da kommt auch so ein Wolf, der sich einbildet, mit solchen Schafen, wie wir es sind, könne er leicht fertig werden«, flüsterte er kaum vernehmbar.

Ernesto di Vidalcosta trat freundlich lächelnd näher. Auch so ein Meister der Verstellung, dachte Henri. Aber ich habe meine Lektion in Jerusalem gelernt.

»Nun werdet Ihr bald wieder festen Boden unter den Füßen spüren. Ich rechne damit, dass wir in drei Tagen in einer Bucht auf Mallorca anlegen können. Leider darf niemand von uns das Schiff verlassen, bevor nicht der Medicus an Bord war, um unseren Schwerkranken zu untersuchen. Hoffentlich verhängt er keine Quarantäne.

Dann würde es keinem von uns erlaubt sein, das Schiff zu verlassen. Aber diesen schlimmen Fall wollen wir doch gar nicht erst annehmen.« Der Kapitän nickte ermutigend und verließ seine beiden Gäste.

»Was diese neue Vorstellung sollte, ist mir rätselhaft«, sagte Uthman. »Jedenfalls wird er versuchen, uns an Bord festzuhalten. Aber warum?«

Henri richtete seine Blicke über das Meer. Am Horizont zeigte sich noch kein Küstenstreifen. »Vorläufig weiß auch ich nicht so recht, was ich von dieser neuen Maßnahme halten soll. Wenn er illegale Waren laden will, müsste er doch eigentlich froh sein, wenn wir an Land auf Nimmerwiedersehen verschwinden werden. Vielleicht fürchtet er die Gefahr, dass wir bei den Behörden eine Anzeige erstatten.«

»Das leuchtet mir ein«, bestätigte Uthman. »Aber dann dürfte er uns auch nicht in Menorca entkommen lassen.«

»Denkt man diese Auslegung zu Ende, kommt man zwangsläufig zu dem Schluss, dass uns zwischen Mallorca und Menorca ein unliebsamer Zwischenfall treffen wird. Da gibt es eigentlich nur zwei Möglichkeiten: Entweder er lässt uns durch

einige kräftige Kerle über Bord werfen, oder aber er hat einen Treffpunkt auf hoher See mit Piraten vereinbart, denen er seine illegale Ladung und auch uns als Dreingabe verkauft.«

»Doch wohl das Letztere«, meinte Uthman. »Denn ein Mord? Immerhin könnte es doch sein, dass ihm einige Männer der Besatzung nicht gut gesonnen sind und ihn am Ende der Fahrt bei der Reederei anzeigen.«

»Falls die meisten nicht auch noch mit ihm unter einer Decke stecken«, murmelte Henri argwöhnisch. »Aber wir wollen nicht gleich das Schlimmste annehmen.«

Der Himmel hatte sich bewölkt, und die schmale Mondsichel lag nun vollständig hinter den Wolken versteckt. Uthman wehrte sich gegen den Schlaf, seine Damaszenerklinge lag griffbereit neben ihm. Er hatte es übernommen, in den ersten Nachtstunden Wache zu halten, und starrte beharrlich ins Dunkle.

Später machte er sich bittere Vorwürfe, unaufmerksam gewesen zu sein. Plötzlich berührte ihn jemand im Nacken. Blitzschnell fuhr er herum, erhob die Damaszenerklinge und hätte zugestochen, wenn der vermeintliche Angreifer nicht einen leisen Schrei ausgestoßen hätte. Es war eine weibliche Stimme, und eine schlanke Gestalt warf sich ihm in den Schoß: Brunella, die Piratenbraut!

»Ich habe nicht viel Zeit«, flüsterte sie kaum hörbar. »Arturo ist nach zwei Nachtwachen nun endlich müde geworden. Aber er hört die Flöhe husten und könnte bald aufwachen.«

»Komm näher!«, bat Uthman. »Sonst kann ich dich nicht verstehen.« Er drückte sie an sich und nahm sie in den Arm. Aber sie entzog sich seinem Griff.

»Höre gut zu! Ich habe in Erfahrung gebracht, dass wir nicht in einer Bucht landen werden, die zu Mallorca gehört, sondern auf der vorgelagerten kleinen Insel Cabrera. Dort erwartet uns eine üble Gesellschaft, die dem Kapitän gestohlenen Gut

verkauft. Er lässt niemand von Bord gehen, der die Verkaufsverhandlungen beobachten könnte.«

Uthman versuchte, das Mädchen zu küssen. Aber sie schob ihn beiseite. »Dazu wird später vielleicht Gelegenheit sein! Merke dir lieber jedes Wort! In einer versteckten Bucht vor Menorca wartet in Ufernähe ein Piratenschiff. Bete zu Gott, dass es sich dabei um die Schaluppe meines Geliebten handelt! Er wird die Kogge entern, auf der wir uns jetzt noch befinden. Wenn es so ist, wie ich es mir erhoffe, werde ich euch ein Zeichen geben! Helft mir von Bord und lasst euch selbst gefangen nehmen. Ich schwöre dir bei der Jungfrau Maria und allen Heiligen, dass euch dann nichts geschehen wird. Vertraue mir!« Sie löste sich aus seinem Arm und huschte davon.

Henri, der es von Jugend an gewohnt war, auf das leiseste Geräusch zu achten, hatte die Unterhaltung verfolgt. Er richtete sich auf.

»Es bleibt uns nichts anderes übrig«, sagte er voller Kummer, »als ihr zu vertrauen. Ernesto di Vidalcosta plant mit Sicherheit, irgendwo an Land seine Ware zu verkaufen. Er wird uns als Zeugen dieser betrügerischen Aktion umbringen lassen.«

Uthman nickte. »Du hast Recht. Denn ich habe das Mädchen verteidigt und vor den Stockschlägen des Kapitäns geschützt. Auch unter Piraten gilt hoffentlich immer noch der alte römische Spruch: *Do ut des* – Ich gebe, damit du gibst.«

Zwei weitere Nächte vergingen, ehe am Horizont ein schmaler Strich Küste zu sehen war. »Jetzt könnten wir Joshua mit seiner Brille gebrauchen«, scherzte Uthman. »Sicher würde er uns genau sagen können, ob diese Insel so paradiesisch ist wie das Eiland, dem Sindbad der Seefahrer beinahe zum Opfer gefallen wäre.«

»Gerne hätte ich Joshua bei uns«, meinte Henri. »Aber seine Brille brauchen wir in diesem Fall nicht. Das könnte Menorca sein, falls wir an der südlichen Spitze dieser Insel vorbeisegeln.«

Uthman schlug mit der Faust auf die hölzerne Reling. »Wenn ich genau wüsste, dass wir uns kurz vor unserem eigentlichen Ziel befinden, würde ich von dem Kapitän verlangen, dass er uns mit dem Beiboot an Land rudern lässt. Dieses Wagnis sollte man eingehen.«

»Dann richte doch diese Bitte an unseren Kapitän. Denn Ernesto di Vidalcosta kommt eben auf uns zu. Sieh nur, wie er strahlt! Sicher haben die Brieftauben ihm gute Nachrichten überbracht.«

Der Kapitän wedelte mit einem Bogen Papier in der Luft herum. »Zur Erinnerung an diese Segelfahrt möchte ich Euch eine Seekarte überreichen. Ich hoffe, dass Euch diese von mir gefertigte Aufzeichnung auf vielen weiteren Reisen von Nutzen sein wird.«

Henri nahm die Karte mit einer angedeuteten Verbeugung entgegen.

»Auf dieser Karte ist vieles falsch eingetragen«, stellte er dann fest, nachdem der Kapitän sie verlassen und er das Papier

ausgiebig studiert hatte. »Glücklicherweise habe ich gelernt, mit Karten umzugehen. Ich habe mir die Seekarte, die er uns neulich gezeigt hat, sehr gut gemerkt. Auch die Sterne haben mir geholfen, Orientierungspunkte zu finden.«

»Ohne Zweifel will er uns irreführen«, stellte Uthman fest. »Vielleicht lässt sich aber gerade aufgrund der falschen Eintragungen die richtige Ortsbestimmung festlegen.«

Sie beugten sich beide über die Karte und waren sich einig, dass der schmale Landstreifen nicht Menorca sein konnte. Vielleicht handelte es sich sogar nur um eine Sandbank. Allzu bald verschwand die vermeintliche Küste wieder hinter dem Horizont. Aber die Nähe von Menorca beschäftigte sie weiter.

»Ich habe gelesen, dass die weite Ebene im südlichen Menorca von mehr als dreißig Schluchten zerschnitten ist. Diese Barrancs wurden früher, als die Insel noch mehr Wasser hatte, von Flüssen in den weichen Kalksandstein gewaschen.«

»Dann müssen wir aufpassen, dass uns der Kapitän nicht im Süden an Land setzt. Denn in der Ebene gibt es für uns kein Versteck, und die Schluchten lassen sich nur schwer überwinden.«

»Auch die Sumpfgebiete sollten wir meiden«, riet Uthman. »Dort gibt es Reiher, Flamingos und Störche. Das mag für Vögel ein idealer Ort sein. Aber für uns Menschen bergen Sumpfgebiete viele Gefahren.«

»Sobald wir also die Möglichkeit haben, in Menorca an Land zu gehen, werden wir uns nach Norden wenden. In Mallorca, falls wir es jemals erreichen sollten, bleiben wir jedenfalls an Bord. Denn Brunella hat uns dringend davon abgeraten, das Schiff dort oder auf der vorgelagerten Insel Cabrera zu verlassen.«

Henri dachte darüber nach, ob er jemals in einen ähnlichen Zwiespalt geraten war. Was hatten ihn die Gesetze der Templer gelehrt? In erster Linie einen festen Glauben. Aber

welche Strategie für einen Kampf, der vom Gegner nicht offen, sondern mit Hinterlist geführt wurde? Die Templerburgen waren nicht selten durch Verrat verloren gegangen. Ein weiterer Nachteil ergab sich jedoch daraus, dass die Kämpfe zu Land ihm zwar vertraut waren, aber auf See galten andere Voraussetzungen.

Er hatte mit einigen Kreuzfahrern gesprochen, die von weit her gekommen waren, zu Fuß und zu Pferd bis nach Italien, wo die Reise über das Mittelmeer begann. Es sollte eine Route gegeben haben, die von Jütland zum Sinfal in Flandern, von da über das Kap von Prawle in England und Pointe de Saint Mathieu, durch die Bretagne nach La Corulla, Lissabon, schließlich zur Straße von Gibraltar, an der Ostküste Spaniens entlang über Tarragona und Barcelona nach Marseille geführt hatte, um über Messina Akkon zu erreichen. Man hätte ihm genauso gut von China und Marco Polo erzählen können. Fast alle diese Städte waren für ihn Fremdwörter, die meisten kannte er nur von Karten. Während des siebten Kreuzzugs hatten Genua und Venedig die Seeherrschaft über das Mittelmeer an sich gerissen. Aber sie führten Kriege miteinander, und die Gewinnsucht ihrer Kaufleute hatten Wege zu Städten eröffnet, von denen er noch nie gehört hatte. So waren ihm Kenntnisse des Lebens auf See zum größten Teil verborgen geblieben.

Aber während er über diese Lücken in seiner Bildung nachgrübelte, fielen ihm Verse ein, die er einmal im Psalter gelesen hatte und die ihn in seiner Jugend begeistert hatten. Dieser Psalm trug die Überschrift: *Gebet um Errettung vor boshaften Feinden*. Er brauchte nicht lange nachzudenken, bis ihm die Verse wieder einfielen. Denn oft hatte er Gott mit diesen Worten angefleht: »Ergreife Schild und Waffen und mache dich auf, um mir zu helfen! Zücke den Speiß und schütze mich wider meine Verfolger! Sprich zu meiner Seele:

Ich bin deine Hilfe!« Er brauchte dann eine Weile, bis ihm der nächste Vers in den Sinn kam, doch beim Gedanken an Ernesto di Vidalcosta fielen sie ihm plötzlich ein. »Es müssen zu Schanden werden, die mir übel wollen. Ihr Weg werde finster und schlüpfrig, und der Engel des Herrn verfolge sie.« Gab es einen besseren Schutzschild gegen solche Menschen wie Ernesto di Vidalcosta? Er fühlte sich gestärkt und getröstet.

Uthman suchte im Koran nach einer Stelle, die ihnen vielleicht Hilfe im Kampf gegen den heuchlerischen Kapitän bieten konnte. In der Sure At-Tahrim, der Sure von der verbotenen Sache, hieß es im 9. Zeichen zwar: »O Prophet, setze dich gegen die Ungläubigen und die Heuchler ein und fasse sie hart an! Ihre Heimstätte ist die Hölle – welch ein schlimmes Ende!« Aber was hatten sie davon, wenn Ernesto di Vidalcosta eines Tages im Höllenfeuer seine Sünden büßen musste? Gar nichts! Den Betrügern und den Lügnern wurde in der Sure Al-Baqarah, die Kuh, eine *schmerzhafte Pein* angedroht. Die wollte er dem Kapitän gerne bereiten, obwohl er wusste, dass er diese Bestrafung Allah, dem Mächtigen und Weisen, überlassen müsse.

Sie hatten gedankenverloren vor sich hin gesehen und hoben wie auf Befehl ihre Köpfe, um ihre Blicke gen Himmel zu richten. Denn sie kannten sich so gut, dass der eine die Gedanken des anderen teilen konnte.

»Wir sind nicht nur Gläubige, jeder in seiner Religion«, ergriff Henri als Erster das Wort, »sondern wir sind vor allem Kämpfer, aber nicht von der Art, die wild darauf losschlagen, sondern solche, die ihr Vorgehen klug bedenken und dann danach handeln.«

»Ich habe dich verstanden«, stimmte Uthman zu. »Wir werden deine Worte in die Tat umsetzen, wenn uns die nächste Zukunft eine Möglichkeit gibt.«

»Das bedeutet, sobald die Insel Cabrera sichtbar wird, oder notfalls sogar erst, wenn wir dort anlegen werden. Ich schätze, dass dieser Zeitpunkt aufgrund meiner astronomischen Berechnungen in zwei Tagen sein wird. Aber ich werde zur Sicherheit diese Nacht noch einmal den Polarstern ins Visier nehmen.«

»Der Tag ist noch lang«, seufzte Uthman. »Du kennst mich. Mir wird es schwer, nicht schon jetzt den Kampf aufzunehmen. Erzähle mir weiter von deinen Erlebnissen in Jerusalem!«

Henri warf noch einmal einen Blick zu den Unterkünften, ob dort vielleicht eine verdächtige Bewegung zu erkennen war. Aber die Seeleute gingen ruhig ihren Arbeiten nach. Sie hatten die Segelfläche weit ausgebreitet, sodass der Wind ungehindert hineinfahren und die Fahrt beschleunigen konnte. Er glaubte nicht an die Nähe von Mallorca, das der Kapitän so eingetragen hatte, als erreichten sie die Insel in kürzester Zeit. Doch offenbar fuhr er einen Zickzackkurs, um möglichst lange außer Sichtweite des Landes zu bleiben. Noch ließ sich keine Möwe blicken. Aber ein Frachtschiff mit geblähten Segeln war am Horizont zu sehen. Henri entnahm der Entfernung, dass die Kogge sich abseits der üblichen Fahrtroute befand. Er ließ sich neben Uthman nieder und versuchte, die Gedanken auf jene Zeit zu lenken, die er damals in Jerusalem verbracht hatte.

»Ich hatte meinen Bericht an der Stelle unterbrochen, als ich mich im Palast des Emirs befand. Abu Hassan, der vorläufig noch das Vertrauen und die Achtung des Emirs genoss, kniete vor seinem Herrn. Seine Worte erschienen mir allzu demütig, beinahe sogar entwürdigend. ›Großmütiger Herrscher! Ich bitte um die Gnade, diesen jungen Mann, der meiner Sippe

entstammt und darum nach dem rechten Glauben strebt, als meinen Gehilfen einzusetzen.«

Der Emir schwieg und wartete auf weitere Erklärungen. Ich hielt die Lider gesenkt, um dem Emir nicht in die Augen schauen zu müssen. Lügen waren mir verhasst. Erst im Verlauf meines weiteren Lebens habe ich gelernt, Listen anzuwenden, die der Unwahrheit ziemlich nahe kommen.«

»Wie Allah die Lügner bestraft, könnte ich dir aus dem Koran zitieren«, warf Uthman ein. »Ihnen sind die Hölle und das ewige Feuer gewiss. Aber, wie du in der Sure Al-Maedah, der Tisch, im 119. Zeichen lesen könntest, werden die Wahrhaftigen für immer in den Gärten weilen, unter denen Bäche fließen. Das ist das Paradies.«

»Wie steht es denn mit dir?«, stellte Henri diese peinliche Frage. »Bleibst du stets bei der Wahrheit?«

Uthman sah zu Boden und schüttelte den Kopf. »Das ist nicht immer möglich.«

»Dann wirst du auch verstehen, dass ich mir stillschweigend die Geschichte von dem armen, fehlgeleiteten Jungen anhörte, die Abu Hassan dem Emir auftischte. Diese Notlüge, wie ich sie nennen möchte, hatte den erwünschten Erfolg. Der Emir war damit einverstanden, dass ich meinen Sippenbruder zum Felsendom begleitete, um dort meine Kenntnisse nutzbringend einzusetzen. Jetzt endlich durfte ich mich erheben und dem Emir in die Augen schauen. Seinem Gesichtsausdruck konnte ich entnehmen, dass er sich von meiner Mitarbeit Vorteile versprach. Aber damals wusste ich noch nicht, welchen Nutzen er sich von mir erhoffte.

Am nächsten Tag begaben wir uns zum Tempelplatz, dem heiligsten Ort in Jerusalem. Von meinen Ordensbrüdern hatte ich gehört, dass die Kreuzfahrer dem Felsendom den Namen *Templum Domini* gegeben hatten, um das Wirken unseres Herrn Jesu Christi mit diesem Bauwerk in Verbindung zu

bringen. Abu Hassan war aber hauptsächlich an der sarazenischen Tradition interessiert. Stolz wies er auf den Fußabdruck des Propheten Muhammad, den dieser bei seiner Nachtfahrt in die sieben Himmel auf dem Heiligen Felsen hinterlassen hatte. Er zitierte sogar den Anfang der Sure von der Nachtwanderung: »Preis dem, der seinen Diener des Nachts entführte, von der heiligen Moschee zur fernen Moschee, deren Umgebung wir gesegnet haben, um ihm unsere Zeichen zu zeigen. Siehe, er ist der Hörende, der Schauende.« Ich hatte gehört, dass sich auch Fußspuren von Jesus an dem Felsen befinden sollten. Aber Abu Hassan fand das nicht der Erwähnung wert.

Die Christen hätten den Tempelplatz vollständig verkommen lassen, klagte er. Erst die Anhänger des Propheten hätten die Stelle des Tempels wieder zu einer heiligen Stätte gemacht. Zu Recht hätte Kalif Omar I. darum den Patriarchen von Jerusalem bei der Säuberung durch den Staub kriechen lassen. Das sei eigentlich eine viel zu milde Strafe gewesen. Der Patriarch hätte sich zwar auf Jesus berufen, auf dem Tempelplatz werde kein Stein auf dem anderen bleiben, aber diese Verunglimpfung des heiligen Ortes hätte eine härtere Strafe verdient.

Abu Hassan kannte sich offensichtlich mit der Geschichte des Heiligen Felsens und der Entstehung des Felsendoms aus. Aber er fand es wohl unnötig, mich über etwas zu belehren, was nicht zu unserem Auftrag gehörte. Nur ganz nebenbei erwähnte er eine Stelle aus dem jüdischen Talmud, die besage, die Bundeslade habe auf dem Felsen gestanden.«

»Wieder einmal vermisste ich Joshua«, sagte Uthman. »Er hätte uns viel über die jüdischen Traditionen erzählen können.«

Henri nickte. »Das erste Buch der Könige in der Heiligen Schrift«, erklärte er, »berichtet nur, dass der König Salomo, als

er den Tempel zu Jerusalem einweihte, die Lade des Bundes von den Priestern an ihren Platz in den Chorraum des Tempels, in das Allerheiligste, unter die Flügel der Cherubim-Engel stellen ließ. Wo nun dieses Allerheiligste war, das kann man nicht mehr sehen, so gründlich wurde der Tempel zerstört, so viel ist mittlerweile dort gebaut worden. Aber es wird sich schon auf dem heiligen Fels befunden haben. Aber nun weiter in meinem Bericht: Leider schritt Abu Hassan so eilig voraus, dass ich ihm kaum folgen konnte. Er wies noch einmal darauf hin, dass die Kreuzfahrer bei der Eroberung der Stadt ein grauenvolles Blutbad angerichtet hätten, bei dem Tausende von sarazenischen Frauen, Männern und Kindern den Tod gefunden hätten.«

Uthman hob die Hand zum Zeichen dafür, dass er eine Bemerkung einwerfen wolle. »Im Gegensatz hierzu hat Saladin die Heilige Stadt nahezu unblutig eingenommen.«

»Das stimmt!«, bestätigte Henri. »Aber zur Entschuldigung der Christen möchte ich bemerken, dass sie eure Moschee nicht zerstörten, sondern nur in eine Kirche umwandelten – so wie auch ihr Kirchen in Moscheen verwandelt. Vielleicht hatten sie nicht bemerkt, dass die mit Mosaik eingelegten Koransprüche sichtbar blieben.«

»Was legte man denn Abu Hassan zur Last, wenn die Koransprüche sogar in der christlichen Zeit sichtbar geblieben waren?«, fragte Uthman.

»Ich sprach von den Neidern, die es überall gibt. Solche Neider gab es auch bei Abu Hassan. ›Wer es darauf anlegt‹, erklärte er mir, ›könnte vielleicht zwischen den arabischen Schriftzügen und der Lobpreisung Allahs irgendetwas entdecken, was uns als Darstellung verboten ist. Bitte achte vor allem darauf, ob nicht irgendwo ein Bildnis der Maria auftaucht, die ihr Muttergottes nennt.««

»Bist du dieser Aufforderung nachgekommen?«, wollte Uthman wissen.

»Ich befand mich in einem argen Zwiespalt. Konnte ich daran mitwirken, dass die Jungfrau Maria mit Hammer und Meißel zerstört wurde? Andererseits: Konnte ich zulassen, dass mein Erretter als Verräter bestraft würde? Ich konnte nur hoffen, dass es keine verbotenen Bildnisse gab.

Noch aber gab es für mich einen kleinen Aufschub. Aus irgendwelchen Gründen, die ich nicht durchschaute, wollte Abu Hassan zunächst ein Gebet in der Al-Aksa-Moschee verrichten. Später, als ich ihn genauer kennen lernte, habe ich erkannt, dass er außerordentlich strenggläubig war. Ich erfuhr, dass er sogar an einer Pilgerfahrt nach Mekka teilgenommen hatte.«

»Das zeichnet unsere Sippe aus«, warf Uthman ein.

Henri ließ sich nicht unterbrechen. »Abu Hassan führte mich zur Gebetsnische, dem *mihrab*. Die Templer hatten, als sie Herren der Stadt waren, eine Mauer vor der Gebetsnische errichtet und sie zu einem Kornspeicher gemacht. Abu Hassan behauptete, sie hätten diese heilige Stätte sogar dazu benutzt, um dort ihre Notdurft zu verrichten. Aber das glaubte ich nicht.«

»Möglich wäre es schon«, meinte Uthman. Henri nahm diese Bemerkung jedoch nicht zur Kenntnis.

»Wer mit Gott, Maria und unserem Herrn Jesus sprechen will, kann dies überall, auch in einer sarazenischen Gebetsnische. Ich flehte zu der heiligen Dreifaltigkeit, dass sie mir Kraft schenken möge, die mir aufgebürdete schwere Aufgabe zu meistern, ohne meinen Glauben zu verraten.«

»Hat Gott dich erhört?«, fragte Uthman und überhörte gnädig das schlimme Wort von der Dreigeteiltheit des einen Gottes. »Allah stellt unseren Glauben oft auf eine harte Probe.«

»Nicht anders ist es bei uns Christen«, sagte Henri.

Vielleicht wären beide in eine längere theologische Diskussion über den Sinn und die Vergeblichkeit eines Gebetes versunken, hätte sie nicht in diesem Augenblick ein lauter Ruf von der Spitze des Mastes aus dem Gespräch gerissen: »Land in Sicht!«

Alle Matrosen stürmten zum Vordersteven, drängten und schubsten sich, um das lang ersehnte Land sehen zu können. Weit hinten am Horizont erschien ein schmaler Streifen. Bemerkenswert schnell kam auch der Kapitän aus seiner Unterkunft, scheuchte die Besatzung beiseite und wandte sich an Henri und Uthman. »Ehe wir landen, müssen wir zunächst feststellen, ob uns dort nicht ein Riff droht, an dem unsere Kogge zerschellen könnte. Das bedeutet: Bevor ich nicht mit dem Bleikegel Tiefen und Untiefen ausgelotet habe, ist an eine Landung nicht zu denken. Es ist nicht einmal sicher, ob es sich bei diesem Streifen um Land oder vielleicht nur um einen vorgelagerten Felsen handelt.« Er hob den Arm und übertönte die Freudenschreie seiner Mannschaft mit einem laut gebrüllten Befehl: »Anker werfen!«

Niemand wagte, laut zu protestieren. Der Kapitän hätte nicht gezögert, einen Befehlsverweigerer bei Wasser und Brot in den Block schließen zu lassen. Die Ankerkette rasselte hinab, und der Kapitän teilte mit, dass es für das Auswerfen des Lotes zu spät sei. Dafür sei am nächsten Morgen immer noch Zeit.

Auch Henri und Uthman hatten gegen den Beschluss nichts einzuwenden. Die Nacht gab ihnen Gelegenheit, den Kapitän zu beobachten. Noch waren sie vom Land weit entfernt. Es gab für Ernesto di Vidalcosta keine Möglichkeit, Fremde an Bord zu lassen. Warum hatte er Anker werfen lassen und eine Landung auf den nächsten Tag verschoben? »Das Riff halte ich für eine Ausrede«, äußerte Henri seine Meinung.

Uthman war ein Gedanke gekommen. »Vielleicht will er noch hier bleiben, weil er auf eine Nachricht wartet, die ihm in

der kommenden Nacht durch eine Brieftaube übermittelt wird.«

»Das ist durchaus möglich«, bestätigte Henri. »Man wird ihm einen Treffpunkt nennen, wo er die Diebesware ungefährdet in Empfang nehmen kann.«

»Und der angeblich Schwerkranke? Was ist mit dem? Wozu hat er sich dieses Lügengespinst ausgedacht?« Für Uthman gab es bei diesem seltsamen Spiel noch viele ungelöste Fragen.

Henri nannte eine mögliche Lösung. »Um uns alle an Bord festzuhalten. Der angebliche Medicus ist gar kein Arzt, sondern einer seiner Kumpane. Er wird die Quarantäne über dieses Schiff verhängen, und wir liegen hier fest, solange es Ernesto di Vidalcosta beliebt.«

»Unter keinen Umständen werde ich mir irgendeine Medizin einflößen lassen«, sagte Uthman. Aber er wurde bei diesen Worten rot und schaute betreten zu Boden.

Henri war feinfühlig genug, um den Giftmordanschlag auf den Papst nicht zu erwähnen. Denn er selbst fühlte sich mitschuldig.

Sie hatten beschlossen, abwechselnd Wache zu halten. Ihre Ausdauer wurde belohnt. Kurz nach Mitternacht erschien der Kapitän auf Deck. Er trug einen dunklen Umhang, der ihn in der Schwärze der Nacht fast unsichtbar werden ließ. Aber da war noch eine zweite Gestalt.

»Das ist Arturo«, flüsterte Uthman. »Ich habe mir doch gleich gedacht, dass er mit dem Kapitän unter einer Decke steckt.«

Die beiden gaben sich nicht einmal Mühe, besonders leise zu sprechen. Manchmal lachten sie sogar ziemlich laut.

»Ich möchte gar nicht wissen, warum die beiden so fröhlich sind«, meinte Uthman. »Wahrscheinlich lachen sie über uns. Ich komme mir ziemlich dumm vor.«

Ihre Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt, bevor sie die schlagenden Flügel eines nahenden Vogels vernahmen. Die Dunkelheit verhinderte eine genauere Sicht, ob es sich um eine Taube handelte. Aber Ernesto und Arturo hatten anscheinend die Geräusche außerhalb des Schiffes überhört. Denn ihr Lachen war immer lauter geworden.

»Es ist die Briefftaube«, flüsterte Uthman, als der Vogel mit heftigem Flügelschlagen die Kogge umrundete, ohne sich auf der Reling niederzulassen. Sie wirkte von dem ungewohnten Gelächter erschreckt. Endlich waren auch die beiden Männer aufmerksam geworden. Der Kapitän streckte jedoch vergeblich seine Hand aus. Die Taube wagte nicht, sich bei ihm niederzulassen. Immer wieder umrundete sie das Schiff.

»Vielleicht kommt sie zu uns«, flüsterte Uthman. »Dann können wir die Botschaft annehmen.«

»Das wollen wir nicht hoffen«, entgegnete Henri möglichst leise. »Denn wenn der Kapitän das merken würde, wären wir unseres Lebens nicht mehr sicher. Arturo halte ich für äußerst gefährlich.«

Um diese Worte zu unterstreichen, gab Arturo sogleich eine Probe seines Zorns ab. »Komm an Bord, du blödes Vieh, oder ich werde dich mit einem Messerwurf herholen!«

Eine schallende Ohrfeige, die ihm der Kapitän verpasste, war die Antwort auf diesen Wutausbruch. »Bist du von Sinnen? Die Taube stürzt ins Meer, und damit ist die wichtige Nachricht an uns verloren.«

Die Botschaft erreichte zunächst ohnehin nicht mehr ihren Empfänger. Nach der fünften Runde um das Schiff nahm die Taube Kurs auf das offene Meer. Ernesto di Vidalcosta konnte seine Wut kaum bändigen, obwohl auch er nicht schuldlos an dem Verschwinden der Taube war. »Scher dich zum Teufel, Idiot!«, schrie er mit zitternder Stimme. »Und lass dich nachts

nicht mehr hier sehen. Bleibe bei deiner Brunella! Sie ist vielleicht gefügiger als die Briefftaube.«

Arturo entfernte sich wortlos. Er wusste aus Erfahrung, dass jede Gegenrede den Zorn des Kapitäns gesteigert und unabsehbare Folgen gehabt hätte.

»Wir können uns jetzt gefahrlos niederlegen und einige Stunden schlafen«, sagte Henri, als der Kapitän in den Aufbauten verschwunden war. »Aber morgen Nacht müssen wir wieder sehr aufmerksam sein.«

Henri und Uthmann lauschten dem sanften Plätschern der Wellen, und es dauerte noch einige Zeit, bis sie endlich Schlaf fanden. Irgendwo da draußen war eine Taube unterwegs, mit einer Botschaft, die sie nur zu gerne gekannt hätten.

Am nächsten Morgen erschien der Herr des Schiffes übel gelaunt mit verquollenen Augen auf dem Deck. Missmutig blickte er sich um.

»Er hat sich einmal wieder mit andalusischem Wein getröstet«, bemerkte Uthman ironisch.

Die Matrosen hatten sich darangemacht, den Anker zu lichten. »Wer hat euch den Befehl gegeben?«, schnauzte der Kapitän sie an. »Möchte irgendjemand von euch ausgepeitscht und in den Block geschlossen werden?«

Erschrocken ließen die Seeleute die Ankerkette los, die rasselnd wieder in den Wellen versank. »Wir bleiben an diesem Platz so lange, bis ich den Befehl zum Absegeln gebe«, schrie der Kapitän. »Oder gibt es hier jemand, der neue Sitten einführen will, vielleicht du, Steuermann?«

Niemand antwortete. Alle senkten ihre Blicke und scharrrten verlegen mit den Füßen. Auch der Steuermann hielt sich zurück. Er wusste, dass die Missachtung eines Befehls einer Meuterei gleichkäme und hart bestraft würde.

»Wenn mich nicht alles täuscht«, bemerkte Henri, »bedeutet dieser Auftritt, dass wir vorläufig hier verankert bleiben.«

»Natürlich«, stimmte ihm Uthman zu, »der Kapitän muss ja in der kommenden Nacht die Botschaft der Brieftaube abwarten. Wenn dir danach zumute ist, berichte mir weiter von deinen Erlebnissen in Al-Qudz.«

»Solange das viele Reden nicht zu einer Heiserkeit führt, tue ich das gern.«

Uthman lachte. »Vor der kühlen Nachtluft, die eine Influenza bewirken könnte, hat dich der Kapitän ja ausdrücklich gewarnt.«

Henri stimmte in das Lachen mit ein. »Wenn ich daran denke, wie viele Nächte ich im Freien verbracht habe, besteht diese Gefahr wohl kaum.«

Er bewies wieder einmal sein gutes Gedächtnis und setzte mit seiner Erzählung dort ein, wo er durch den Kapitän jäh unterbrochen worden war.

»Wir verließen die Gebetsnische, und nun gab es für Abu Hassan kein Halten mehr. Unterwegs unterrichtete er mich hastig, welche Bewandnis es mit den Mosaiken auf sich habe. Im alten Orient hätten die Mosaiken aus schlanken Tonkegeln mit rot, schwarz sowie weiß bemalten Enden bestanden. Man hätte diese Kegel in Lehm eingedrückt, und so wäre eine schöne Wandbeschichtung entstanden, die zugleich schützte.

Man kann immer noch dazulernen, dachte ich, als Abu Hassan auf unsere Zeit zu sprechen kam. »Heute haben wir natürlich andere Techniken. Die kleinen Mosaikteilchen wurden auf eine dreifache Schicht aus Kalk, Sand und Ziegenmehl oder auch Marmormehl aufgetragen. Die Seldschuken entwickelten eine Mosaiktechnik, bei der sie glasierte Kacheln verwendeten. Aber ich langweile dich sicher mit meinen langatmigen Ausführungen.«

»Nein, überhaupt nicht«, antwortete ich wahrheitsgemäß. Ob er mir diese Zusicherung abnahm, weiß ich nicht. Jedenfalls unterbrach er seine Erklärungen. »Das Beste ist, wenn du dir selbst ein Bild machst.«

Endlich stand ich vor den Mosaiken, die seinen Gegnern und Neidern Anlass gegeben hatten, dem hohen Beamten zu schaden. Ich sah auf winzige Mosaiksteinchen in den vorherrschenden Farben Grün und Blau. Sie waren in einen

goldenen Untergrund eingebettet. Einiges war durch Rot und Silber, Schwarz und Weiß hervorgehoben.

Ich hatte Mühe, mich von der Schönheit dieser Darstellung nicht überwältigen zu lassen. Denn meine Aufgabe war es doch, die bildliche Darstellung zu überprüfen. Ich sah auf Akanthusblätter, Palmen, Füllhörner, Lebensbaumotive und vor allem Lobpreisungen Allahs, Sprüche aus dem Koran und den stilisierten Namenszug eures Propheten. Nirgends konnte ich einen thronenden Christus, die Jungfrau Maria oder Johannes den Täufer entdecken, wie es die Ankläger behauptet hatten.

›Ich kann keinerlei christliche Motive sehen‹, beruhigte ich Abu Hassan, der mich ängstlich beobachtete. ›Deine Ankläger haben ein falsches Zeugnis abgelegt. Es gibt nicht einen einzigen Hinweis darauf, dass du von Christen bestochen wurdest, Fälschungen anzubringen.‹

Aber Abu Hassan war immer noch sehr besorgt. Er kannte ja die Infamie seiner Gegner besser als ich. ›Betrachte jene Stellen genau, die noch in Bearbeitung sind! Gibt es irgendeine Pflanze, deren Stängel oder Blütenblätter sich zu einem Kreuz umdeuten lassen könnten?‹

Ich starrte so lange auf die Blumen und Namenszüge, bis sich die Mosaiken unter meinem Blick zu einem Kaleidoskop verschoben. Schaute nicht hinter Blütenblättern das liebliche Antlitz der Jungfrau Maria hervor? War nicht jener Ast zu einem Kreuz verbogen? Könnte nicht diese Palme zur Darstellung einer Dornenkrone werden? Schimmerte nicht das Füllhorn in seinem Bett aus Blattgold wie eine Darstellung der Wiederauferstehung?

Ich geriet immer mehr in die Wahnidee, diese Mosaiken seien ein Spiegel unserer christlichen Lehre. Mir kamen Zweifel, ob Abu Hassan nicht doch Bestechungsgelder angenommen hatte, um die sarazenischen Darstellungen zu

verfälschen. Ich setzte mich auf die steinernen Stufen der Treppe und bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen.

Abu Hassan musste meinen verwirrten Zustand bemerkt haben. Er war drei Schritte auf mich zugegangen, als eine herrische Stimme seinen Namen rief. Ein grimmig aussehender Lanzenträger war vor uns aufgetaucht. »Ist dies der ehemalige Tempelritter, den Euch der Emir zur Mitarbeit bewilligt hat?« Er deutete mit der Spitze der Lanze auf mich, sodass ich zurückweichen musste, um nicht schmerzhaft berührt zu werden. Ich bemerkte, dass Abu Hassan erbleicht war. Er nickte stumm.

Der Lanzenträger ergriff meinen Arm, den ich abschüttelte, um meine Furchtlosigkeit und mein gutes Gewissen zu zeigen. Er packte erneut zu und hielt mich fest. »Der Emir befiehlt Euch, ohne Zögern vor ihm zu erscheinen. Ich bin bevollmächtigt, Gewalt anzuwenden, falls Ihr Euch widersetzt.« Das hatte ich allerdings in keiner Weise beabsichtigt. Die mameluckischen Lanzenträger kannte ich inzwischen zur Genüge. Aber als sich Abu Hassan anschickte, uns zu begleiten, verwehrte er ihm ein solches Ansinnen mit quer gestellter Lanze. »Nach dir ist nicht gefragt worden!«, brüllte er lautstark. Abu Hassan wich hastig zurück. Ich blickte mich noch einmal nach ihm um. Der hohe Beamte, der sich mein Bruder nannte, blieb starr auf einer Stelle stehen. Seine Blässe und sein grimassenhafter Gesichtsausdruck erschreckten mich. Er hatte keine Ähnlichkeit mehr mit dem Würdenträger, der mich aus den Fäusten der falschen Franziskaner errettet hatte. Das war das Letzte, was ich für lange Zeit von ihm sah.«

»Man wird doch nicht Abu Hassan aufgrund falscher Anschuldigungen hingerichtet haben?«, fragte Uthman entsetzt. »Konntest du ihm helfen, obwohl du inzwischen Zweifel an seiner Unbescholtenheit hattest?«

»Diese Zweifel waren nur entstanden, weil mich beim Anblick der Mosaiken ein Schwindel erfasst hatte. Ich glaube nicht an Geister. Sonst wäre ich in diesem Felsendom überzeugt gewesen, dass sie meine Sinne verwirrt hätten.«

»Vielleicht war es Iblis, der Schaitan, oder ein übel wollender Dschinn, der dich zu dem verstellten Blick verführte«, gab Uthman ernsthaft zu bedenken.

Aber Henri schüttelte den Kopf. »Die Verwirrung meiner Sinne war ganz allein meine eigene Schuld. Nach all den vorausgegangenen Erlebnissen hatte ich meine Konzentration verloren. So etwas muss man büßen.«

»Warum bist du immer so streng gegen dich selbst?«, fragte Uthman, ohne eine Antwort zu erwarten.

Henri übergang die Frage und fuhr in seiner Erzählung fort: »Der Emir empfing mich äußerst ungnädig und nahm stirnrunzelnd zur Kenntnis, dass ich nicht vor ihm niederkniete. Er überschüttete mich mit einer Flut von Fragen:

Ob ich denn wirklich dem christlichen Glauben abgeschworen und zum Islam übergetreten sei?

Ob ich ein Verwandter von Abu Hassan al-Masudi sei?

Ob ich Verbindung zu Franziskanern hätte?

Ob ich mit Juden und Christen in Al-Qudz gesprochen hätte?

Ob ich bereit sei, bei meinem Leben zu schwören, keinerlei christliche Symbole in den Mosaiken des Felsendoms entdeckt zu haben?

Wie sollte ich auf diese vielen Fragen antworten, ohne Abu Hassan und auch mich in Gefahr zu bringen?«

»Eigentlich hätte ein kurzes Ja oder auch Nein genügt«, gab Uthman sein Urteil ab.

»Eben, das war ja die Hürde, die es zu überspringen galt. So einfach war das nicht. Dem christlichen Glauben hatte ich niemals abgeschworen. Aber durfte ich das zugeben? Bei dem Gespräch mit dem Juden war ich ohne Zweifel beobachtet

worden. Das durfte ich nicht abstreiten, ohne Verdacht zu erregen. Ich entschloss mich, erst einmal mit einem klaren Nein auf die Fragen zu antworten, die ich guten Gewissens verneinen konnte. Nein, verwandt sei ich nicht mit Abu Hassan, sagte ich, und Verbindung zu Franziskanern hätte es von meiner Seite aus nicht gegeben, und ich sei bereit, einen Schwur zu leisten, dass ich keinerlei christliche Symbole zwischen den Mosaiken entdeckt hätte.«

»Damit sprachst du die Wahrheit!«, sagte Uthman und ließ seine Befriedigung erkennen.

»Ja, aber der Emir glaubte mir nicht. Seine Miene hatte sich verfinstert, wenn das überhaupt noch möglich war. Er klatschte in die Hände, und ein riesengroßer dunkelhäutiger Mensch erschien, den ich für einen nubischen Negersklaven hielt. Er warf sich vor dem Emir zu Boden. ›Welches sind deine Befehle, o Herr?‹ Ich sah, dass er zitterte. Eigentlich hätte ich dazu eher Anlass gehabt.

Der Emir schaute über ihn hinweg, während er ihm mit strenger Stimme seinen Befehl erteilte. ›Schaffe mir die Zeugen her, die im Nebenraum warten! Aber ich bitte mir Höflichkeit aus! Diese Männer sind ehrenwerte Leute. Wird sich auch nur ein einziger von ihnen beschweren, werde ich dich mit hundert Peitschenhieben bestrafen.‹«

»Das verstehe ich nicht«, unterbrach Uthman die Erzählung. »Warum hat er die Zeugen denn nicht durch einen seiner angesehenen Lanzenträger rufen lassen?«

»Die Maßnahmen der Könige, Sultane und Emire sind schwer durchschaubar und für uns weniger Erlauchte selten zu begreifen«, erwiderte Henri. »Auch ich konnte das früher nicht verstehen. Aber nachdem der Emir mein Freund geworden war, habe ich nach und nach ein Verständnis für die orientalischen Gepflogenheiten entwickelt. Er beabsichtigte, die so genannten Zeugen einzuschüchtern. Denn insgeheim

hoffte er, dass sich ihre Anklagen als Verleumdungen herausstellen würden.«

»Das soll nun unsereiner verstehen!«, rief Uthman. »Ich bin sehr gespannt, wie die Befragung ausging.«

»Der Emir brüllte, tobte und schrie. Aber die drei Zeugen ließen sich nicht einschüchtern. Sie alle bestätigten, sie hätten mit eigenen Augen gesehen, wie Abu Hassan viele Goldstücke von Christen empfangen hätte. Und nicht nur das! Sie hätten mit eigenen Ohren gehört, wie Abu Hassan ihnen versprochen hätte, die Mosaiken in christlichem Sinne zu verfälschen.

Ich hatte mich wohlweislich in den Hintergrund verzogen. Aber der Emir winkte mich mit einer herrischen Gebärde herbei. »Dieser junge Mann, der in frühester Jugend gegen seinen Willen bei den Tempelrittern erzogen wurde, ist ohne Zweifel ein Kenner christlicher Symbole. Er hat geschworen, dass in den Mosaiken des Felsendoms keinerlei christliche Bilder oder Zeichen zu entdecken seien.«

Einer der Zeugen brach in schallendes Gelächter aus.

»Ein verkappter Tempelritter?«, rief er. »Hat Euch niemand berichtet, erhabener Herrscher, wie die Tempelritter damals in der Heiligen Stadt gewütet haben, als ihnen die Eroberung gelungen war? Ein Blutbad haben sie angerichtet! Weder Frauen noch Kinder und natürlich kein rechtgläubiger Mann wurden von ihnen verschont. Den Keim zu ihren verbrecherischen Taten haben sie diesem jungen Mann schon in frühester Jugend eingepflanzt. Wie sollte er nicht ein Lügner und Betrüger sein!«

Ich beobachtete mit Sorge, dass der Emir schwankend wurde. »Geht und haltet Euch für weitere Befragungen bereit!« Mit diesen Worten entließ er die Zeugen. Ich fürchtete für Abu Hassan das Schlimmste. Und ich rechnete damit, dass man mich wieder in ein Verlies werfen würde.«

Uthman hielt den Atem an und wartete schweigend auf die Fortsetzung.

»Der Emir winkte mich herbei. ›Auch dir befehle ich, die Stadt nicht zu verlassen, ehe ich eine Entscheidung getroffen habe. Es täte mir Leid, wenn ich dich hart bestrafen müsste. Verlasse dich darauf, dass nach einer Bestrafung, die ich angeordnet habe, keiner mehr derjenige ist, der er vorher war.«

Ich hatte von vielen orientalischen Foltermethoden gehört. Ein junger Ordensbruder war in Gefangenschaft geraten, wurde aber zur Abschreckung der Templer von den Feinden zurückgeschickt. Sein Anblick war furchtbar. Ihm war es nur noch möglich, sich auf allen vieren fortzubewegen. Mit irrem Gelächter, das uns allen einen Schauer über den Rücken jagte, bewegte er sich durch unser Lager. Bis zu seinem Tod ließ ihn der Wahnsinn nicht mehr aus den Fängen. Nur seinen lallenden Wortfetzen konnten wir entnehmen, was sie mit ihm gemacht hatten. Mit Knüppeln hatten sie ihm so lange auf die Hüften geschlagen, bis die Knochen zerschmettert waren, und zwar nicht sofort mit einem Schlag, sondern langsam während mehrerer Tage.«

»Hör auf!«, rief Uthman. »Ein schneller Tod wäre gnädiger gewesen.«

»Gnade?«, erwiderte Henri. »Dieses Wort war für Mamelucken ein Fremdwort. Als mich der Emir mit einem mehr oder weniger gnädigen Wink entlassen hatte, trieb mich nur ein einziger Gedanke vorwärts. Ich musste meinen Bruder Abu Hassan retten. Ungeduldig beobachtete ich, wie einer der Stallknechte meine Stute sattelte. In jedem Augenblick fürchtete ich, dass der Emir einen Boten schicken würde, um mich zurückzuholen. Ich preschte ohne Rücksicht auf Pilgerströme durch die Straßen Jerusalems. Schimpfworte flogen mir nach, weil ich eine dichte Staubwolke hinterließ.«

»Wenn es um Leben und Tod geht, ist alles erlaubt«, bemerkte Uthman. »Hoffentlich kamst du noch zur rechten Zeit.«

»Leider nein! Vor den Mosaiken fand ich einige Arbeiter vor. Sie hatten ihre Werkzeuge niedergelegt und warteten auf einen Beamten des Emirs, der ihnen ihre Arbeit zuweisen würde. Von Abu Hassan war nichts zu sehen. Ich stieg sogar in die Höhle hinab, die sich unter dem Heiligen Felsen befand. Mein Ruf nach Abu Hassan hallte dumpf von den Mauern wider.«

»Vielleicht hatte man ihn schon in seinem Palast verhaftet«, fürchtete Uthman.

»Genau daran dachte ich auch. Ich benutzte wieder den Nebeneingang bei den Stallungen. Der lange Gang war unbewacht. Es war möglich, dass der Emir von Al-Qudz die Schwertträger als Eskorte abgezogen hatte, um Abu Hassan auf dem Weg zum Palast keine Gelegenheit zur Flucht zu geben. Erst vor den Privaträumen stieß ich auf eine Wache. Ich hätte ihn mit dem Schwert niedergestreckt, wenn er mir den Zugang verweigert hätte. Aber das tat er nicht. Zu meiner großen Überraschung verbeugte er sich, neigte seinen Mund zu meinen Ohren und flüsterte leise: ›Der Herr ist in Ungnade gefallen.«

Meine Phantasie reichte nicht aus, um mir vorzustellen, was das bedeutete. Vielleicht wollte der Emir ihn nur verhören. Aber es war auch möglich, dass man Abu Hassan einer schrecklichen Folter unterworfen hatte, sodass er Verbrechen gestand, die er niemals begangen hatte.

Die Privaträume meines Bündnisbruders waren unversehrt. Alles fand ich so vor, wie ich es beim ersten Mal gesehen hatte. Nichts deutete auf eine eilige Flucht hin. Er hatte es offenbar nicht für möglich gehalten, dass der Emir diesen falschen Zeugen Glauben schenken würde.

Ich zögerte nicht lange«, berichtete Henri und atmete schwer, als ob er den schnellen Ritt von damals erneut hinter sich bringen müsse. »Zu meiner Überraschung verweigerte der Emir mir nicht die Bitte, bei ihm vorgelassen zu werden. Dieses Mal hätte ich mich ihm beinahe zu Füßen geworfen und um Gnade für seinen hohen Beamten gebeten. Aber ich unterließ dennoch diese Demutshaltung. Denn damals glaubte ich noch an Gerechtigkeit.«

Uthman belächelte den Mangel an Erfahrung. »Und heute? Meinst du immer noch, dass es in der Welt gerecht zugeht?«

»Gott ist gerecht, wenn sich auch die Menschen ungerecht verhalten. Wie können wir wissen, welches Schicksal uns Gott in seiner Allmacht zugedacht hat?«

»In der Sure Al-Maedah, der Sure vom Tisch«, erwiderte Uthman, »kannst du im 42. Zeichen lesen, wer von Gott angenommen wird. Da heißt es nämlich: *Gott liebt die, die gerecht handeln*. Der Emir aber handelte nicht gerecht. Bezeichnest du es etwa als Liebe Gottes, wenn er zulässt, dass Unschuldige ins Verlies geworfen werden?«

Henri wollte diese Diskussion um die Eigenschaften Gottes nicht fortsetzen. »Es sind hier nicht die Zeit und der Ort, um diese Frage zu klären. Aber auch der Emir berief sich auf den Koran. Denn er sagte zu mir: ›Wenn ihr aussagt, dann seid gerecht, auch wenn es um einen Verwandten geht. Das steht in der Sure Al-Anan, der Sure vom Vieh, im 152. Zeichen.‹ Er war nicht davon abzubringen, dass Abu Hassan ein Verwandter von mir war, und eigentlich war er das auch seit unserem brüderlichen Bündnis.

Ich spürte, dass der Emir für mich Zuneigung empfand. Er wollte nicht, dass ich vom Strudel der Ereignisse mitgerissen wurde. Darum riet er mir: ›Vergiss deinen Verwandten, den du nicht retten kannst. Zu deinem eigenen Wohl werde ich dir nicht den Ort nennen, wo ich Abu Hassan einkerkern ließ.

Verlasse Jerusalem und komme nicht auf den Gedanken, den zu befreien, der mich schmäählich betrogen hat!«

Meinen Beteuerungen, Abu Hassan habe sich nicht von Christen bestechen lassen, schenkte er keinen Glauben, vielmehr hörte er mir gar nicht mehr zu. Er klatschte in die Hände. Der grobschlächtiqe Negersklave erschien, packte mich unsanft beim Kragen, schleppte mich zum Ausgang und beförderte mich mit so einem Tritt nach draußen in den Staub der Straße.«

»Das war das Ende dieser traurigen Geschichte«, seufzte Uthman.

»In keiner Weise«, erwiderte Henri. »Jetzt fängt sie eigentlich erst richtig an.«

Sie hatten verabredet, auch in dieser Nacht abwechselnd Wache zu halten. Henri hatte die ersten Stunden übernommen. Ihm fiel es nicht schwer, schlaflos zu bleiben. Aber auch der Kapitän hatte auf seinen Schlaf verzichtet. Unbewegt verharrte er im runden Bug der Kogge.

Auch Henri rührte sich nicht. Er beobachtete die leicht gewellte Wasseroberfläche des Mittelmeers. Im gelblich fahlen Mondlicht ähnelte sie der Wüste, die er damals mit der Kamelkarawane durchquert hatte. Aber im Gegensatz zu dem lauen Wind, der über das Schiffsdeck strich, war es in der nächtlichen Wüste bitterkalt gewesen. Auch die Geräusche waren andere: Ab und zu hatte eine Hyäne ihr unheimliches Geschrei ertönen lassen, oder eine Wüstenmaus, die neben dem Kopf vorbeihuschte, gab ein leises Pfeifen von sich. Das gleichmäßige Mahlen der kauenden Kamele hatte beruhigend gewirkt. Das Allerschönste in den Wüstennächten war jedoch der Sternenhimmel gewesen. Ihm war es so vorgekommen, als sei das Firmament wie von funkelnden Diamanten übersät.

Henri richtete seinen Blick zum Himmel. Ein Dunstschleier verhinderte einen ungetrübten Blick auf die Sterne. Der Mond versteckte sich immer wieder hinter schnell vorbeiziehenden Wolken, sodass der stete Wechsel von Dunkel und Helle eine dauernde Bewegung verursachte, die sich im Wasserspiegel zu wiederholen schien.

Aber plötzlich entstand in diesem Spiel von Licht und Schatten eine neue Bewegung. Wie von der Sehne eines Bogens abgeschossen näherte sich eine grauweiße Taube in großer Geschwindigkeit. Auch diesmal umkreiste sie

flügelschlagend die Kogge. Der Kapitän verharrte fast bewegungslos. Nur seinen rechten Arm hatte er mit der Handfläche nach oben ausgestreckt, die Taube lockte er mit einigen Körnern herbei. Sie setzte sich auf das Handgelenk des Kapitäns und ließ sich willig greifen. Henri konnte nicht unterscheiden, ob das leise Geräusch ein Gurren der Taube oder ein zufriedenes Gemurmel des Kapitäns war. Er barg die Taube unter dem Baumwollhemd an seiner Brust und ging mit vorsichtigen Schritten auf seine Unterkunft zu.

Henri unterließ es, seinen Gefährten zur Wachablösung zu wecken. Aber Uthman hatte die Ankunft der Taube beobachtet. »Hat der Kapitän diesmal die erwartete Nachricht empfangen?«, fragte er.

»Ob die Botschaft seinen Wünschen entsprach, werden wir spätestens morgen früh seinem Auftreten entnehmen können«, erwiderte Henri. »Ernesto die Vidalcosta ist kein Mensch, der seine Launen verbergen kann.«

Die Nachricht musste seinen Wünschen entsprochen haben. Denn der Kapitän forderte seine Besatzung mit geradezu honigsüßen Worten auf, möglichst schnell die Anker zu lichten. Er versprach den Männern sogar eine zusätzliche Essensration, wenn es ihnen gelänge, die Segel ohne irgendwelche Komplikationen zu setzen. Kurze Zeit später segelte die Kogge mit geblähten Segeln unter dem Wind.

Henri entblätterte die wahrscheinlich gefälschte Seekarte des Kapitäns und verglich sie mit seinen eigenen Berechnungen der vergangenen Nacht. »Falls wir diesen Kurs beibehalten, werden wir weder in einem östlichen noch in einem westlichen Hafen Mallorcas landen können. Wir laufen geradewegs auf die Südspitze zu.«

»Brunella hat von einer vorgelagerten Insel mit dem Namen *Cabrera* gesprochen. Es gibt keinen Grund mehr, ihr zu misstrauen.«

Ohne Zweifel beherrschte der Kapitän die Kunst der Navigation. Zuweilen ließ er die Segelfläche verkleinern, um die allzu schnelle Fahrt des Schiffes zu bremsen. Dann wiederum gab er dem Wind eine größere Angriffsfläche, sodass sich die Fahrt der Kogge beschleunigte.

»Es macht den Eindruck, als wolle er zu einer ganz bestimmten Zeit in Cabrera anlegen«, äußerte Henri eine Mutmaßung. »Wenn er wirklich etwas im Schilde führt, wird er die Dunkelheit ausnutzen.« Henri hatte den Plan des Kapitäns durchschaut. Aber es dauerte noch, ehe der Kapitän Anker werfen ließ.

Inzwischen war der zunehmende Mond fast zu einer vollständigen Rundung angewachsen. Deutlich war in seinem hellen Licht der weiße Sand einer Bucht zu erkennen. Im Hintergrund erhob sich ein dunkler Wald mit dickstämmigen Baumriesen, deren Zweige sich bis zum Boden neigten.

»Mir kommt es so vor, als ob diese Insel unbewohnt wäre«, meinte Uthman. »Was plant Ernesto di Vidalcosta in dieser unwirtlichen Gegend? Er wird uns doch nicht umbringen und verscharren wollen!«

»Es sieht nicht danach aus«, beruhigte ihn Henri. Er wies zum Ufer. Aus dem Dickicht des Waldes waren zwei Männer getreten, die ein hölzernes Boot zu Wasser ließen. Über den Strand näherte sich ein dritter Mann, der beim Einsteigen Hilfe benötigte und sich vorsichtig auf der Ruderbank niederließ. Mit kräftigen Schlägen trieben die zwei zuerst gekommenen Männer das Boot in die Nähe der Kogge. Sie gaben sich keine Mühe, unbemerkt zu bleiben, sondern legten mit lautem Zuruf längsseits an. »He, der Medicus ist da!«

Ernesto di Vidalcosta war herbeigeeilt und half dem Ankömmling an Bord. Jetzt erst ließ sich erkennen, dass der Medicus einen Folianten und mehrere Bögen Papier bei sich trug.

»Nicht einmal diese Ausstattung verleiht ihm ein würdiges Aussehen«, stellte Uthman fest. »In arabischen Ländern, die für ihre Kenntnisse in der Medizin und Alchemie berühmt sind, sehen Gelehrte jedenfalls anders aus.«

»Ich halte für möglich«, stimmte ihm Henri zu, »dass es sich bei diesem Kerl mit dem zottigen Haar und den zupackenden Fäusten um einen Spießgesellen unseres Kapitäns handelt. Was aber mag in der ledernen Tasche sein, die der so genannte Medicus krampfhaft festhält? Nach Heilmitteln und Instrumenten zum Schröpfen sieht das nicht aus. Falls er Anstalten macht, uns festhalten zu lassen, und das Schröpfungsmesser ansetzt, werde ich mich mit meiner Damaszenerklinge zur Wehr setzen.«

Der Kapitän und der angebliche Medicus verschwanden in den Aufbauten. Kurze Zeit später ertönte ein markerschütterndes Gebrüll. Henri musste Uthman festhalten, damit dieser nicht davonestürzte, um den Grund des Geschreis zu erkunden. Bald darauf erschien Ernesto di Vidalcosta und winkte den beiden Männern zu, die im Ruderboot geblieben waren. Behände wie Affen kletterten sie an der Bordwand hoch. An Deck wurden sie von dem Medicus empfangen, der ihnen einen Befehl zuflüsterte. Sie nickten wortlos und folgten den beiden anderen. Gleich darauf tauchten alle vier wieder auf. Die beiden Männer aus dem Ruderboot schleppten einen Mann zwischen sich, dessen Kopf wie der Klöppel einer Glocke hin und her schwankte. Seine Füße baumelten eine Hand breit in der Luft, als ob sie nicht zu seinem Körper gehörten. Einer der beiden Männer schlang ein Seil um die Hüfte des Leblosen und ließ ihn von oben in das Boot gleiten, wo der andere ihn ächzend in Empfang nahm.

Der Medicus blätterte in seinem Folianten, schrieb etwas auf einen Papierbogen und drückte es dem Kapitän in die Hand. »Das müsste genügen. Die Kogge steht wegen Pestverdacht

unter Quarantäne. Niemand darf das Schiff verlassen. Sage das eindringlich deinen allzu neugierigen Mitreisenden!«

Ernesto di Vidalcosta ging in seine Kajüte zurück und kehrte mit einem Leinensäckchen zurück. Er schüttete den Inhalt dem angeblichen Medicus in die geöffnete Hand. Das helle Mondlicht ließ keinen Zweifel aufkommen, dass es sich um Goldmünzen handelte, die der Medicus jetzt leise murmelnd nachzählte. Er schien zufrieden, denn er schüttelte dem Kapitän freundschaftlich die Hand und kletterte abwärts in das Boot, wo er dem leblosen Matrosen einen Tritt gab, um sich für seine Füße Platz zu schaffen. Eine Weile hörte man noch das Schlagen der Ruder, dann war der ganze Spuk vorüber.

Henri und Uthman blieben zunächst stumm zurück. »Was hat das zu bedeuten?«, fragte schließlich Uthman. »Warum will der Kapitän uns alle an Bord festhalten?«

Henri überlegte mit gerunzelter Stirn. »Ohne Zweifel sind wir nicht am Ende dieser Vorstellung angelangt. Die Bezahlung gilt nur für ein falsches Zeugnis. Nie und nimmer ist hier an Bord die Pest ausgebrochen. Irgendein armer Kerl muss als Schwerkranker herhalten. Ich hoffe nur, dass man ihn nicht umbringt. Falls man ihn zurückbringt und an Bord kein weiterer angeblicher Verdachtsfall auftritt, darf diese Kogge wieder auslaufen.«

»Wenn ich dich recht verstehe, ist vorläufig keine illegale Ware an Bord. Das eigentliche Geschäft, bei dem er keine Zeugen gebrauchen kann, hat der Kapitän noch nicht abgewickelt. Das wird wohl erst in einer der nächsten Nächte geschehen.«

»So meine ich es«, bekräftigte Henri.

»Magst du den langen Tag damit verkürzen, mir weiter von deinen Abenteuern in Jerusalem zu erzählen? Ich hoffe sehr, dass du Abu Hassan aus den Fäusten seiner Feinde befreien konntest.«

»So bald noch nicht«, erwiderte Henri. »Aber ich lernte einen Rabbi kennen, der mir einen wichtigen Hinweis verschaffte. Ich war noch einmal zum Felsendom zurückgekehrt. Denn ich konnte mir kaum vorstellen, dass Abu Hassan dort kein Zeichen hinterlassen hätte, wo er mich als Zeuge seiner Unschuld hingeführt hatte. Eine der Höhlen südlich des *Qubbet as Sakhra* hatte ich ergebnislos durchsucht. Aber da gab es noch eine zweite, die man als Salomos Steinbruch bezeichnete. Wo es viele Steine gab, musste es doch auch zahlreiche Möglichkeiten geben, Zeichen und Botschaften einzuritzen. Wichtig erschien mir auch, dass in dieser Höhle Zusammenkünfte einer geheimen Bruderschaft stattgefunden haben sollten. Auch den Oberen unseres Templerordens war angeblich die Mitgliedschaft nicht verwehrt worden.«

»Durftest auch du an diesen Versammlungen teilnehmen?«, fragte Uthman voller Spannung.

»Ich war damals noch zu jung. Aber als Templer wusste ich, dass mathematische Prinzipien bei der Konstruktion von Gebäuden eine wichtige Rolle spielten.

Die Mitglieder dieser geheimen Bruderschaft pflegten sich in Anspielungen und Symbolen auszudrücken, die sie der Baukunst entnommen hatten. Abu Hassan galt als Meister der Steinmetze. Darum hoffte ich, in diesem versteckten Mauerwerk eine Nachricht zu finden.«

»Hast du mit Abu Hassan einmal über diese Kenntnisse gesprochen?«, fragte Uthman.

»Zumindest habe ich es erwähnt. Darum entschloss ich mich, nach mathematischen Zeichen zu suchen. Ich vertiefte mich so sehr in meine Tätigkeit, dass ich nicht mehr meine Umgebung beobachtete. Als jemand eine Hand auf meine Schulter legte, erschrak ich zutiefst. Die Feinde Abu Hassans haben mich beobachtet, dachte ich zunächst. Sie werden mich bei dem

Emir *Nadjm Ghazi* anklagen, und ich werde dasselbe Schicksal erleiden wie mein Bündnisbruder.

Aber die Gestalt, deren Umrisse ich jetzt im Dunkel der Höhle an seinem Kaftan und dem Käppi erkannte, war ein jüdischer Schriftgelehrter. Er legte einen Finger auf die Lippen und begann zu flüstern. »Diese Mauern haben Ohren, so dick sie auch scheinen. Darum erwähne nicht den Namen des Mannes, dessen Botschaft du dir erhoffst! Wir beide gehören einer Bruderschaft an, die Muslimen, Christen und Juden in gleicher Weise offen steht.«

Ich fühlte mich zurückgesetzt und spürte ein Gefühl der Eifersucht. Aus welchem Grund hatte mich Abu Hassan nicht eingeweiht? Darum klang meine Frage aggressiv. »Könnt Ihr mir etwa sagen, wo ich nach einer geheimen Botschaft suchen soll?«

Der Rabbi blieb ruhig. »Es gibt unter uns ein Passwort. Wer an unseren geheimen Versammlungen teilnehmen will und das Passwort nicht sagen kann, ist dem Tod geweiht. Wenn du den Spuren Abu Hassans folgen und ihn finden willst, musst du dich mit diesem Passwort als einer der Unsrigen zu erkennen geben.««

Uthman machte eine verächtliche Handbewegung. »Das klingt zwar ganz wie Joshua, der uns half, dich aus dem Folterkerker zu befreien. Aber dieser Schriftgelehrte da spreizte sich mit seinem Wissen allzu sehr.«

»So unbedacht sollte man nicht urteilen«, erwiderte Henri. »Denn ohne die Hinweise, die er mir nun gab, hätte ich Abu Hassan niemals finden können.

Der Rabbi sprach noch leiser als zuvor. Ich musste mir Mühe geben, ihn zu verstehen, vor allem deswegen, weil mir die Materie unbekannt war, von der er sprach. »Hast du schon einmal von der Zahl *Pi* gehört?« Beschämt schüttelte ich den

Kopf, weil ich meine dürftigen Kenntnisse in der Mathematik erkannte.

Der jüdische Schriftgelehrte wunderte sich nicht über meine Unkenntnis und erklärte mir, was dieses *Pi* zu bedeuten hätte. »Die griechische Zahl *Pi* wurde schon im Altertum erwähnt, obwohl heute viele Gelehrte ihren Wert abstreiten. Aber bereits Archimedes beschäftigte sich mit ihr, er errechnete gar ihren ungefähren Wert.«

Nach diesen Ausführungen glaubte ich zu wissen, welches Wort die Bruderschaft als Erkennungszeichen benutzte.«

»Doch nicht einfach diese zwei Buchstaben?«, rief Uthman. »Das konnte doch jeder erraten.«

»An etwas Ähnliches hatte ich auch gedacht, vielleicht Kreis, Ellipse, Parabel oder Hebel. Denn Archimedes war nicht nur Mathematiker, sondern auch Physiker. Aber nichts von alledem galt als Passwort. Der Rabbi erzählte mir, dass einer, der in die Bruderschaft eindringen wollte und das Passwort nicht kannte, mit der Spitze eines Meißels erstochen werde.«

»Darfst du mir diese geheime Losung nennen?«, fragte Uthman. »Oder gilt das als Verrat?«

»Dir darf ich das Passwort sagen. Denn nach all den vergangenen Ereignissen giltst du mir als ein Bruder. Das Erkennungszeichen heißt: *Noli turbare circulos meos* – Störe meine Kreise nicht! Denn diese barschen Worte richtete Archimedes bei der Eroberung von Syrakus an einen römischen Soldaten, während er damit beschäftigt war, mathematische Formeln in den Sand zu malen. Obwohl der König befohlen hatte, das Leben dieses fähigen Menschen zu schonen, tötete ihn der Krieger.«

»Ich nehme an, dass der König die Forschungen des Archimedes für sich nutzbar machen wollte«, meinte Uthman.

»Na, und der Krieger war nur ein ungebildeter Tölpel, der sich

beleidigt fühlte, weil Archimedes im Sand saß und Anweisungen erteilte.«

»So muss es wohl gewesen sein«, bestätigte Henri und seufzte. »Diese Geschichte hat sich über zweihundert Jahre vor der Geburt unseres Herrn Jesu Christi zugetragen. Aber die Welt hat sich seitdem nicht geändert.«

Uthman äußerte Zweifel an der wirksamen Hilfe des jüdischen Schriftgelehrten. »Der Rabbi war offensichtlich sehr gelehrt, aber hatte er denn wirklich Verbindungen, die zu dem Aufenthaltsort von Abu Hassan führten?«

»Mehr, als du es für möglich hältst«, erwiderte Henri. »Die Bruderschaft dieser Bauleute hatte ein weit verzweigtes Nachrichtennetz aufgebaut. So war es ihnen gelungen, einen Boten abzufangen, der vom französischen König geschickt worden war. Einige Mitglieder hatten ihre besonderen Methoden in der Befragung solcher Boten. Sie erfuhren, als sie ihren schon mehrfach bewährten Meißel einsetzten, dass die Zeugen gegen Abu Hassan im Auftrag des französischen Königs handelten.«

Uthman schüttelte den Kopf. »Ich kann mir nicht vorstellen, dass die Macht des Königs bis nach Jerusalem reichte.«

»Da bist du im Irrtum. Der König plante durch diese Maßnahme, Jerusalem die Ordnung zu nehmen, den Emir zu verwirren, seine treuesten Anhänger zu entfernen, um dann einzumarschieren und Jerusalem zu beherrschen.«

»Ein wahnwitziges Unterfangen!«, rief Uthman, um dann triumphierend fortzufahren: »Nun haben wir dem französischen König ja für immer das Handwerk gelegt.«

»Der Rabbi erklärte mir die eigentlichen Ziele der Bruderschaft. Diese Vereinigung hatte es sich zur Aufgabe gemacht, die Bundeslade wieder zu finden, die von König David nach Jerusalem gebracht und von König Salomo im Allerheiligsten des Tempels aufbewahrt wurde. Warum es

denn so wichtig sei, diese Bundeslade wieder zu finden, fragte ich und erhielt zur Antwort, dass es nicht nur der materielle Wert sei, obwohl der Kasten aus Akazienholz mit Gold überzogen war, sondern deswegen, weil die Bundeslade ein Heiligtum sei, das alle israelitischen Stämme verbinde.

›Ich habe gehört‹, sagte ich, ›dass dieses Heiligtum schon vor undenklichen Zeiten bei der Eroberung von Jerusalem zerstört wurde.‹

›Eben daran zweifeln die Mitglieder unserer Bruderschaft‹, erwiderte mir der Rabbi. Zu diesen Zweiflern gehöre auch Abu Hassan. Vielleicht hätten ihn seine Gegner verschleppt, um seine Kenntnisse zu erpressen. Mir kam der Gedanke, dass auch ich als Templerbruder dazu benutzt werden sollte, die Geheimnisse der Ordensbrüder auszuplaudern. Denn im Orden ging das Gerücht, einige Kreuzritter hätten das Versteck der Bundeslade aufgespürt und als Beutegut mitgenommen. Ich erwähnte nichts von diesem Verdacht. Denn ich war misstrauisch geworden.

›Wo kann ich mit der Suche nach meinem Bündnisbruder Abu Hassan beginnen?‹, fragte ich, um erschöpfende Auskünfte zu erhalten. Der Rabbi trat nahe an mich heran und senkte seine Stimme zu einem verschwörerischen Flüstern. ›Bei Qumran am Toten Meer befindet sich eine Höhle, wo man eine Kupferrolle gefunden hat. Die Übersetzung der darauf angebrachten Schrift war nicht ganz einfach. Aber schließlich war es einem Gelehrten aus unserer Bruderschaft gelungen, die Schriftzeichen zu entziffern. Wir konnten dieser Kupferrolle entnehmen, wo sich der Tempelschatz befindet, den man verloren glaubte. Bisher wurde aber nichts gefunden. Darum halten sich immer noch einige Mitglieder unserer Bruderschaft in der Höhle auf. Sie können vielleicht Auskunft geben, wohin man Abu Hassan verschleppt hat.‹

Ich bedankte mich bei dem Rabbi und wandte mich schon zum Gehen, aber er zog mich am Ärmel zurück. »Es gibt noch etwas Wichtiges, das Ihr wissen solltet. Denn auch Emir Nadjm Ghazi will die salomonischen Schätze finden. Er ist überzeugt, dass Abu Hassan mehr weiß, als er zu erkennen gibt. Vielleicht lässt er auch Euch überwachen. Darum seht Euch vor, falls Ihr dem Emir auf Eurer Suche begegnet!« Du kannst dir denken, Uthman, dass mich alle diese Nachrichten in höchste Verwirrung stürzten.«

»Sogar sehr gut kann ich mir das vorstellen. Meiner Meinung nach waren nun das Wichtigste ein gut durchdachter Plan, ein schnelles Pferd und eine wirkungsvolle Bewaffnung.«

»Das war auch meine Überlegung. Was mich tröstete, war die Hoffnung, dass man Abu Hassan zunächst am Leben lassen werde. Denn welchen Nutzen hätten sie von ihm gehabt, wenn sie ihn umgebracht hätten? Von einer Leiche kann man nichts mehr erfahren. Was mir aber zu denken gab, war die Frage, welche Rolle der Emir Nadjm Ghazi in dieser verworrenen Sache spielte. Ehe ich das nicht geklärt hätte, würde ich ihm nicht vertrauen. Ich zögerte jedenfalls nicht länger und machte mich auf den Weg nach Qumran.«

Henri schwieg und betrachtete das Meer. Es wirkte dunkel und beinahe bedrohlich. Vielleicht bedrängten ihn deshalb düstere Gedanken. Immer hatte er sich in der Gemeinschaft seiner Ordensbrüder geborgen gefühlt, sogar in den schrecklichen Kämpfen von Akkon. Nie hatte er es damals für möglich gehalten, dass es unter den Templerbrüdern Ränke, Intrigen, falsche Anschuldigungen und schädliche Bündnisse geben könnte. Und doch war es so gewesen. Das aber hatte er erst viel später erfahren, als Outremer, die Besitztümer des Ordens im Heiligen Land, verloren gegangen war. Was er aber trotz

allem niemals verloren hatte, war sein starker Glaube an die göttliche Allmacht. Auch Menschen wie Ernesto di Vidalcosta konnten ihm nicht die Überzeugung nehmen, dass Gottes Schöpfung nicht schlecht sein konnte. In jedem Menschen musste ein guter Kern verborgen liegen.

Uthman brachte ihn jedoch in die Wirklichkeit zurück. »Welche Lügen mag er sich jetzt wieder ausgedacht haben?«, fragte er leise und deutete auf den Herrn des Schiffes, der sich ihnen näherte. Die kurze Ansprache des Kapitäns brachte ihnen keine Überraschung.

»Sicher habt Ihr den Abtransport unseres Schwerkranken beobachten können. Sein Zustand ist sehr bedenklich. Es besteht der Verdacht auf Pest. Ehe nicht uneingeschränkt feststeht, dass an Bord kein weiterer Verdacht auf Pest besteht, werden wir unter Quarantäne hier liegen bleiben müssen. Gemäß strenger ärztlicher Anordnung darf niemand das Schiff verlassen.« Er verzog sein Gesicht zu einer sorgenvollen Grimasse.

Uthman hatte Mühe, ein lautes Gelächter zu unterdrücken. Er senkte sein Gesicht, während Henri dem Kapitän starr in die Augen schaute. »Wir werden selbstverständlich den ärztlichen Anordnungen Folge leisten. Im Übrigen sieht dieses Eiland auch nicht sehr einladend aus.«

Ernesto di Vidalcosta wirkte erleichtert. »Ich hatte von Euch Vernunft und Einsehen erwartet. Es zeigt sich, dass Ihr kluge und gebildete Herren seid. Leider gibt es in der Mannschaft einige Schwierigkeiten. Vor allem dieses Mädchen will unbedingt frei herumlaufen. Arturo musste sie leider anbinden.«

»Das wundert mich nicht«, meinte Uthman, nachdem der Kapitän gegangen war. »Sie wollte natürlich zu uns, um uns irgendeine Botschaft zu überbringen.«

»Ich nehme an, dass Ernesto di Vidalcosta innerhalb der nächsten drei Tage irgendwelche Waren an Bord nehmen wird. Wir werden also weiterhin abwechselnd Wache halten.«

»Was versprichst du dir davon?«, äußerte Uthman seine Zweifel an dem Erfolg dieser Maßnahme. »Eingreifen können wir doch nicht.«

Henri zuckte mit den Achseln. »Das Leben hat mich gelehrt, dass es immer besser ist, über obskure Vorgänge unterrichtet zu sein, als ahnungslos von irgendetwas überrascht zu werden. Ich übernehme die erste Wache.«

Am folgenden Tag erschien der angebliche Medicus erneut und begab sich sogleich zu Ernesto di Vidalcosta. Entgegen Henris Rat schlich sich Uthman in die Nähe der Kapitänskajüte, um vielleicht einige Wortfetzen des Gesprächs aufzufangen. Aber die beiden flüsterten so leise, dass er nichts verstehen konnte. Auf dem Rückweg zum Achtersteven begegnete ihm Arturo, der ihn spöttisch angrinste. »Na, freut Ihr Euch schon auf Menorca?«

Was hatte diese Frage zu bedeuten? Doch wohl die versteckte Drohung, dass sie diese Insel niemals erreichen würden. Uthman hielt es für angebracht, eine Gegenfrage zu stellen. »Wie geht es denn dem Schwerkranken, der von Bord geschafft wurde?«

Arturo hatte sogleich eine Antwort parat. »Er ist verstorben. Aber zum Glück ist kein Verdachtsmoment auf einen neuen Pestfall aufgetreten. Jedenfalls bis jetzt noch nicht«, fügte er hinzu. »Man weiß aber nie, wen es noch erwischen könnte.«

Uthman legte die letzten Worte als eine deutliche Warnung aus. Wenn dieser obskure Medicus bei ihnen einen Verdacht auf Pest feststellen würde, wäre ein schneller Tod, bei dem man nachhelfen würde, nicht mehr weit entfernt. Er berichtete Henri von diesem unerfreulichen Gespräch. »Sollten wir nicht doch versuchen, dieses Schiff im Schutze der Dunkelheit zu verlassen?«

Aber Henri schüttelte den Kopf. »Wir kennen diese Insel nicht. Vielleicht gibt es in Cabrera kein Hinterland, wo wir uns verstecken könnten. Am besten ist wohl, wenn wir in der kommenden Nacht Wache halten. Vielleicht nimmt Ernesto

illegale Ware an Bord und lichtet die Anker. Meine Hoffnung richtet sich auf den Überfall der Piraten.«

Uthman lachte. »Das ist wirklich sehr merkwürdig, dass wir uns Hilfe von den Piraten erwarten. In Cordoba habe ich eine Geschichte von dem Seefahrer Odysseus gelesen. Er hatte bei der Fahrt durch eine Meerenge die Wahl, entweder an dem einen oder anderen Felsen zu zerschellen, an Skylla oder Charybdis. Skylla war ein Meeresungeheuer mit sechs langen Hälsen und zwölf Füßen, das in einer Höhle lebte. Jeweils sechs Seefahrer schnappte es sich von der Besatzung der Segelschiffe, die in seine Nähe kamen. In der gegenüberliegenden Felsenhöhle lebte das Meeresungeheuer Charybdis, das dreimal täglich die Flut einsog und wieder ausspie, sodass die vorüberfahrenden Schiffe kenterten.«

»Das hört sich ja schrecklich an«, sagte Henri. »Welches der beiden Seeungeheuer sollen wir nun bevorzugen?« Seine Frage klang wie ein Scherz, denn er glaubte nicht an Ungeheuer dieser Art.

Aber Uthman antwortete ernsthaft: »Wir werden eine dritte Meeresplage wählen, nämlich die Piraten.«

Sie hatten sich leise unterhalten und dabei immer den Eingang zu den Aufbauten im Auge behalten. Es dauerte nicht lange, bis Ernesto di Vidalcosta seinen Gast zur Strickleiter begleitete. Unten warteten diesmal zwei finster aussehende Burschen, die ihre Ruder schon ins Wasser tauchten, ehe der Medicus die letzte Sprosse erreicht hatte. Der Sprung in das Boot machte ihm offensichtlich keine Mühe. Aber er fluchte laut, während die beiden Männer schadenfroh lachten. Sehr viel Respekt hatten sie anscheinend nicht vor dem Medicus.

Henri und Uthman sahen sich an und dachten beide dasselbe. Dieser ungepflegte Mensch konnte nie und nimmer ein Arzt sein. »Ich hätte ihm gerne eine Fangfrage gestellt«, meinte

Uthman. »Meine medizinischen Kenntnisse hätten durchaus ausgereicht.«

Henri nickte bestätigend. »Das fürchtete er wohl auch, denn er hat sich tunlichst von uns ferngehalten. Dafür kommt wieder einmal der Kapitän auf uns zu.«

Ernesto di Vidalcosta hatte seine sorgenvolle Miene aufgesetzt, die sie schon kannten. »Leider müssen wir noch einen weiteren Tag und die folgende Nacht hier verankert bleiben. Der Medicus war nicht bereit, die Quarantäne aufzuheben, bevor nicht zweifelsfrei feststeht, dass an Bord kein neuer Pestverdacht aufgetreten ist.«

»Dafür haben wir volles Verständnis«, sagte Henri betont gelassen, während Uthman dunkelrot anlief, weil er nur mit Mühe seinen Zorn unterdrücken konnte.

»Es tut mir Leid, dass durch den Schiffbruch und durch diese schwere Krankheit eines Besatzungsmitglieds Eure Schifffahrtspläne durcheinander geraten sind«, sagte Henri. Seine Stimme klang so mitleidig, dass Uthman ihn erstaunt ansah.

Aber Uthman hatte nun seinen Zorn unter Kontrolle. Auch seine Bemerkung klang durchaus aufrichtig. »Hoffentlich bleiben uns weitere Zwischenfälle erspart. Wir bewundern Euch, wie Ihr all diese Schwierigkeiten ruhig und umsichtig meistert.«

Ernesto di Vidalcosta war die Ironie nicht verborgen geblieben. Er drehte sich um und stampfte über das Deck davon. Einen der Seeleute, der das Pech hatte, ihm zu begegnen, schnauzte er wütend an. »Pumpe die Bolde aus, und benutze das Wasser, um das Deck zu säubern. Es war beschämend, wie ich den angesehenen Medicus empfangen musste. Wenn die Schweinerei hier nicht in einer Stunde gesäubert ist, werde ich dich auspeitschen lassen.«

Uthman feixte vor sich hin. »Der Herr des Schiffes geruht, höchst ungnädig zu sein.«

»Wir wollen ihn nicht weiter reizen«, meinte Henri. »Ich werde dir von Qumran erzählen, falls uns der Matrose nicht mit seinem Wassereimer davonscheucht.«

»Komm zum Vordersteven! Da sind wir vor einer Wasserflut verhältnismäßig sicher«, schlug Uthman vor.

»Der jüdische Schriftgelehrte hatte mir geraten, mich auf dem Nordwestufer des Toten Meeres zu halten«, begann Henri seine Geschichte. »Schon von weitem erkannte ich, dass es sich bei dieser Anlage nicht nur um Höhlen, sondern zugleich auch um den Wohnort irgendeiner Gemeinschaft handeln musste, die eine Oasenwirtschaft betrieb. Denn ich ritt durch eine Dattelpflanzung, die gepflegt aussah. Als ich näher kam, bemerkte ich nicht nur eine, sondern mindestens zehn Höhlen. Ich wusste nicht, wohin ich mich wenden sollte. Während ich unschlüssig herumstand, trat ein grimmig aussehender Mann auf mich zu, der mit einem Speer bewaffnet war. Ich ließ meinen Dolch im Gürtel, um meine friedlichen Absichten zu demonstrieren. Wie mir der Rabbi geraten hatte, begrüßte ich ihn mit dem Losungswort: *Noli turbare circulos meos*. Das stimmte ihn freundlicher. Er führte mich in eine Höhle, in der mehrere Männer tätig waren. Sie hatten den Inhalt von Tonkrügen auf dem Steinboden ausgeleert. Ich sah Schriftrollen und Fragmente aus Leder, Papyrus und Kupfer, auch Reste von Palmenhandschriften. Einer der Männer begrüßte mich höflich und fragte nach meinem Begehr: Ob ich den frühesten hebräischen Bibeltext einsehen wolle, eine Handschrift des Buches Jesaja oder vielleicht das Regelbuch, die Kriegerrolle oder die Loblieder?

Unter anderen Umständen hätte ich mich gerne in diese interessanten Schriften vertieft. Aber damals ging es mir nur darum, eine Spur meines Bündnisbruders Abu Hassan zu finden. Ich wollte jedoch nicht die Teilnahme an einer Mahlzeit ablehnen, die in einem Gemeinschaftsraum eingenommen wurde. Dort hatten sich Männer, Frauen und Kinder versammelt.«

»Irgendeiner musste doch fremde Reiter mit einem Gefangenen gesehen haben«, warf Uthman ein. »Vielleicht die Arbeiter in dem Dattelpalmenhain! Oder eines der Kinder, die für gewöhnlich überall herumstrolchen.«

»So war es!«, bestätigte Henri. »Es gab dort eine ordensähnliche jüdische Gemeinschaft, die sich auf die alten Schriftrollen berief, die man in den Höhlen gefunden hatte. Diese Leute wollten irgendwie das alte heilige Reich Israel auferstehen lassen – an und für sich ein unsinniges Unternehmen, denn die Sarazenen hatten ja alles in ihrer Gewalt, und die Juden waren gut geduldet. Diese eigentümlichen Einsiedler aber lebten nach strengen, selbst auferlegten Regeln, die das Dasein dort mit dem knappen Trinkwasser unter der ungeheuren Sommerhitze noch erschwerten. Strenge Askese sollte die Seele von störenden Einflüssen frei machen. Darum erzogen sie ihre Kinder sehr streng, ähnlich wie wir Knaben bei den Templern erzogen wurden. Schläge, Essensund Schlafentzug waren keine Seltenheit. Sie wurden nicht nur im Umgang mit schweren Waffen gedrillt, sondern auch mit Aufgaben aus der Mathematik geplagt.«

»Das alles scheint mir sinnvoll zu sein«, gab Uthman sein Urteil über diese Art der Erziehung ab. »Hatten sie da denn überhaupt noch Zeit, in der Gegend herumzustrolchen?«

»Eigentlich nicht. Aber da gab es einen besonders wilden und widerspenstigen Burschen mit Namen Husam. Er sollte für

irgendein Vergehen bestraft werden. Weil er die harten Schläge aus Erfahrung kannte, ergriff er die Flucht. Sein Ziel war Jerusalem, um dort unterzutauchen. Aber auf dem Nordwestufer stieß er auf eine Reitergruppe, die einen Gefangenen mit sich führte. Er lag gebunden quer über einem Pferderücken. Ich weiß nicht, ob diese Reiter fürchteten, dass man sie verraten würde. Sie zwangen jedenfalls den Jungen, sie zu begleiten, und lieferten ihn später in Qumran seinen Lehrern aus.«

»O je!«, rief Uthman. »Das war ein schlimmes Ende der Flucht.«

»Sich der Gemeinschaft zu entziehen und zu flüchten galt bei diesen Leuten als eines der schlimmsten Vergehen. Husam wurde unbarmherzig verprügelt, obwohl er immer wieder beteuerte, dass man ihn gegen seinen Willen verschleppt habe. Da er aber schon seit langem als ein durchtriebener Lügner galt, glaubte man ihm auch nicht, dass der Gefangene ein hoher Beamter des Emirs gewesen sei. Man habe ihn Abu Hassan genannt. Das habe er genau gehört. Für diese angebliche Lüge erhielt Husam dann noch einmal zehn Stockschläge. Vielleicht wollte man ihm auch nur austreiben, sich allzu sehr für die Außenwelt zu interessieren.

Als ich mein Interesse an dieser Geschichte deutlich zu erkennen gab, wurde der Junge herbeigeholt. Ich ließ mir genau erzählen, wie die Reiter ausgesehen und was sie gesprochen hätten. Danach war ich mir sicher, dass ich eine Spur von Abu Hassan gefunden hatte. Husam schien ein heller Kopf zu sein. Denn er hatte mitbekommen, dass man zu einem Palast am Roten Meer unterwegs sei, wo der Gefangene eingekerkert werden sollte. Für den Jungen war die Begegnung mit mir eine Ehrenrettung. Das sah ich an den Gesichtern seiner Lehrer. Die Schläge waren zwar nicht mehr rückgängig zu machen, aber ich entlohnte ihn mit ein paar Münzen.«

»Diesen Jungen hat man offenbar unterschätzt, nur weil er ungebärdig war. Es wäre ihm zu gönnen gewesen, dass er Jerusalem erreicht hätte. Auch ich war kein Braver und habe mich erst geändert, als du mich in deine Obhut genommen und nach Cordoba begleitet hast.«

Henri lächelte. »So ganz gezähmt habe ich dich allerdings noch immer nicht. Aber soll ich dir etwas verraten? Darüber bin ich froh!«

»Warum hast du nicht versucht, Husam mit dir zu nehmen?«, erkundigte sich Uthman. »Bei dir hätte er es besser gehabt.«

Henri nickte. »Ich bat tatsächlich darum, mir diesen Jungen anzuvertrauen. Sicher hätte er mir auf der Reise gute Dienste geleistet. Aber die Gemeinschaft der Einsiedler lehnte dieses Ansinnen ab. Seine Mutter habe das Kind, als es fünf Sommer alt gewesen sei, zu den Eremiten gegeben, um es Gott und den Heiligen darzubringen. So nämlich hieß es in der Adoptionsurkunde. Damit sei Husam ein Gottgeweihter, der sich auf dem langen und harten Weg zur Erleuchtung befinde. Ich merkte sogleich, dass jede weitere Bitte zwecklos war.«

»Konntest du den Jungen nicht zu einer neuerlichen Flucht überreden und heimlich mitnehmen?«, fragte Uthman.

»Dazu wäre ich niemals fähig gewesen«, erwiderte Henri. »Ich erinnerte mich sehr gut daran, wie es Deserteuren des Templerordens ergangen war. In die Gefahr, bis zum Lebensende eingekerkert zu werden, wollte ich den Jungen nicht bringen.«

»Wie immer hast du die richtige Entscheidung getroffen«, lobte Uthman. »Welche Spur hast du von nun an verfolgt?«

»Bevor ich aufbrach, schenkte mir einer der Mathematiker eine genau gezeichnete Landkarte. Er gab mir den Rat, zunächst nach Aqaba und von da nach Tabuk zu reiten. Entlang dieser Straßen gäbe es Oasen, wo ich Rast machen und mein Pferd tränken könne. Den Weg könne ich nicht verfehlen,

denn er werde seit vielen Jahren von sarazenischen Pilgern benutzt, deren Ziel Medina und von da aus Mekka sei. In Aqaba wohne ein gelehrter Mann mit Namen Ortokides, der sich mit der Entzifferung alter Schriftrollen beschäftige. ›Ich gebe dir als Erkennungszeichen ein Papyrusdokument mit‹, sagte der Zahlenkundige zu mir. ›Mit dieser Rolle hat es allerdings eine besondere Bewandtnis. Wir haben sie bisher noch nicht entziffern können, aber wir nehmen an, dass sie über Salomos wertvolle Schätze Auskunft gibt und vielleicht sogar über die Bundeslade. Warum sonst hätte der Emir von Al-Qudz immer wieder danach gefragt?‹

Meine Gefühle schwankten zwischen Spannung und Befürchtung. ›Sprecht Ihr von Nadjm Ghazi?‹

›Ja, von diesem Emir. Habt Ihr in Al-Qudz seine Bekanntschaft gemacht? Wenn ja, im guten oder im schlechten Sinne?‹

›Im schlechten‹, bekannte ich, und danach entschloss ich mich, dem Mathematiker meine Erlebnisse mit Abu Hassan, dessen Gefangennahme und die unnachgiebige Haltung des Emirs anzuvertrauen.

Der Mathematiker hatte ruhig zugehört. ›Wenn das so ist‹, sagte er, als ich meine Rede beendet hatte, ›gebe ich Euch den Rat, die Küste am Roten Meer nach Burgen abzusuchen, die im Eigentum hoher Beamten stehen. Dort könnte man Euren Freund eingekerkert haben. Es geht das Gerücht, dass einige dieser Männer mit dem französischen König in Verbindung stehen und den Sturz des Emirs geplant haben. Aber auch der Emir besitzt am Roten Meer einen stattlichen Palast. Solltet Ihr ihn dort antreffen, wird Euch das Papyrusdokument mit Sicherheit von Nutzen sein.‹

Ich bedankte mich für seine wertvollen Auskünfte, während er mich umarmte und mir Gottes Segen wünschte.‹

»Den konntest du allerdings auf diesem abenteuerlichen Ritt gebrauchen.«

Henri nickte bestätigend und wies zum Strand der Insel Cabrera. »Auch unsere abenteuerliche Seereise werden wir ohne den Segen Gottes nicht bestehen können.«

Die Bäume am Ufer lagen schon im Dunkel der schnell einfallenden Dämmerung. Nur die Wipfel einiger Baumriesen schimmerten noch rötlich von den Strahlen der untergehenden Sonne. Hinter dem Horizont versank sie wie ein glutroter Ball in den Wellen des Mittelmeers. Es wurde kühl an Deck, aber Henri und Uthman verharrten auf ihrem Beobachtungsplatz.

»Ich glaube, irgendeine Bewegung im Niederholz gesehen zu haben«, meinte Henri. »Vielleicht handelt es sich nur um ein Wild, das in der Abenddämmerung den schützenden Wald verlässt. Das Boot, in dem der Medicus zu unserem Schiff gerudert wurde, ist aber nicht weit von hier zu erkennen. Die Männer haben es offensichtlich auf den Strand gezogen. Solange sich dort niemand sehen lässt, können wir beruhigt sein.«

Die beiden hatten jedoch nicht an das Beiboot gedacht, das sich auf der Kogge befand. Sie wurden erst aufmerksam, als gegen Mitternacht zwei Seeleute die Befestigung lösten und das schmale Boot in der Nähe der Strickleiter zu Wasser ließen. Ernesto di Vidalcosta kam, so leise es dem vierschrötigen Mann möglich war, aus seiner Kajüte. Er sah sich nach allen Seiten um und winkte den beiden Seeleuten, sie sollten hinabklettern und das Boot hart an der Bordwand vertäuen.

Uthman ballte seine Hände zu Fäusten und biss sich auf die Lippen, damit ihm nur ja kein lauter Ton entkam. »Einen der beiden Männer erkenne ich. Es ist Arturo. Diesen Teufel

würde ich auch in der schwärzesten Nacht erkennen. Ohne Zweifel ist er der treueste Gefolgsmann des Kapitäns.«

Ernesto di Vidalcosta ließ seine Blicke zum Ufer wandern, ehe er selbst den Männern auf der Strickleiter folgte. Zwischen den Bäumen war jetzt ein Licht zu sehen, eine Pechfackel, die als Erkennungszeichen im Kreis geschwenkt wurde. Ein leises Pfeifen ertönte. Aber das konnte auch ein Nachtvogel sein.

»Sehe ich das richtig, oder trügt mich das Licht des Mondes?«, flüsterte Uthman voller Zweifel. »Mir kam es so vor, als ob der Kapitän beim Heruntersteigen der Strickleiter einen Dolch zwischen den Zähnen gehabt hätte.«

Henri nickte. »Das stimmt! Ich konnte es jedoch kaum glauben. Denn das ist die Art der Seeräuber beim Entern eines Schiffes, wenn sie beide Hände frei haben müssen. Er braucht also zwei Hände zum Tragen, denn er ist misstrauisch und wird keinem Mitglied seiner Besatzung einen Kasten oder Korb anvertrauen, nicht einmal dem treu ergebenen Arturo.«

»Macht es dir etwas aus, für kurze Zeit ohne mich die weiteren Vorgänge zu beobachten?«, fragte Uthman. »Ich möchte die Abwesenheit von Arturo benutzen, um Brunella aufzusuchen. Vielleicht braucht sie meine Hilfe.«

»Geh nur, aber lass dich nicht zu Dummheiten hinreißen! Brunella muss gefesselt bleiben, damit Arturo keinen Verdacht schöpft. Falls der zweite Wachmann anwesend sein sollte, ziehst du dich augenblicklich wieder zurück! Lass dir nicht einfallen, ihn umzubringen und ins Meer zu werfen. Vielleicht hast du aber auch Glück, und der zweite Wachmann sitzt als Ruderer mit im Boot.«

Henri blieb mit einem unguuten Gefühl zurück und verstärkte seine Wachsamkeit. Ernesto di Vidalcosta musste auf der Insel angekommen sein, denn der kreisende Lichtschein erlosch. Der schwarze Schatten der hohen Baumriesen ließ keine Bewegung erkennen, und der weiße Strand glänzte im Mondlicht wie eine

leere Schneewüste. Wo war der Kapitän? Hatte er sich von seinen Männern begleiten lassen? Gab es hinter dem Wald eine Ansiedlung? Wenn ja, wer waren die Bewohner? Vor allem gab es die unlösbare Frage, welche Ware der Kapitän an Bord nehmen wollte. Das kleine Beiboot der Kogge ließ keinen schweren Ballast zu.

Es dauerte lange, viel zu lange, so empfand es Henri, bis im Dickicht unter den Bäumen Bewegung entstand. Er konnte nicht erkennen, ob es sich um den Kapitän und seine Männer handelte. Die Entfernung zum Ufer war so weit, dass er trotz seines scharfen Gehörs auch nicht feststellen konnte, ob ein Boot zu Wasser gelassen wurde. Plötzlich kam ihm dieses Erlebnis unwirklich und sinnlos vor.

Seine Gedanken schweiften zurück in die Vergangenheit. Er hatte den französischen König Philipp wie ein Tier abgeschlachtet. Aber damals hatte er ein Ziel und einen Grund gehabt. Denn er wollte ein Gelübde einlösen, um den Fluch der beiden Großmeister des Templerordens zu erfüllen. Ihre Schreie und Anklagen gegen den König Philipp gellten ihm immer noch in den Ohren. Seine Augen begannen zu tränen. War es die Trauer, die ihn in der Erinnerung überfiel? Oder war es der beißende Rauch, den er auch jetzt noch zu verspüren glaubte, obwohl man die beiden Großmeister Jacques de Molay und Geoffrey de Charney schon vor vielen Jahren auf dem Scheiterhaufen verbrannt hatte?

Heute, hier auf diesem Schiff, sah er keinen Grund, wie ein Soldat Wache zu halten. Was ging ihn eigentlich dieser Kapitän an, der vielleicht dunkle Geschäfte trieb? Denn dass der Kapitän ihn den französischen Schergen ausliefern wollte, das hielt er mittlerweile für völlig ausgeschlossen. Das hätte er längst und vor allem einfacher haben können. Gott würde die Untaten des Kapitäns richten. Nicht er, Henri de Roslin, sollte sich zum Richter aufschwingen.

Der beißende Rauch verstärkte sich, und Henri wurde jäh in die Gegenwart zurückgeholt. Am Ufer der Insel hatte man ein Feuer entzündet. Mehrere Gestalten umtanzten die Flammen wie Teufel ein Höllenfeuer. Was verbrannte man dort? Eine stinkende Qualmwolke wälzte sich über die niedrigen Wellen heran. Henri wurde von einem schrecklichen Verdacht übermannt. Es gab nur einen Grund, ein solches Feuer zu entfachen, das sogar den würzigen Duft der Äste vertrieb. Der Kapitän und seine Kumpane, allen voran wohl der falsche Medicus, verbrannten die Leiche des angeblichen Pestkranken, damit man keine verdächtigen Spuren entdecken könne, vielleicht einen Messerstich oder ein gebrochenes Genick. Im Gegenteil! Ernesto di Vidalcosta würde sich auf einen Befehl des Arztes berufen, man habe den toten Pestkranken verbrennen müssen, um jede Gefahr für die anderen Männer der Besatzung auszuschließen.

Uthman hatte sich vergewissert, dass keiner ihn beobachtete, als er die Treppe zu den oberen Aufbauten emporstieg. Von der Besatzung war niemand zu sehen. Sie benutzten die Abwesenheit des Kapitäns, um ungestört ihren Neigungen nachzugehen. Einige spielten mit bunten Karten, ein Zeitvertreib, der gerade groß in Mode war, andere würfelten, aber die meisten schliefen. Am Eingang zum Wachraum blieb Uthman stehen und lauschte. Nur ein leises Stöhnen war zu vernehmen. Er war sich sicher, dass Arturo keinen Aufpasser hinterlassen hatte. Zum einen, weil ein Seemann kräftige Geräusche von sich gegeben, geschnarcht, gerülpst oder sich geräuspert hätte. Zum anderen, weil Arturo fürchten musste, der zurückgelassene Matrose würde über die gefesselte Brunella herfallen und seine Lust befriedigen. Denn auf der langen Seereise drehte sich das Gespräch der frauenlosen

Männer immer wieder um die Liebe und was sie alles mit ihren Frauen nach der Heimkehr anstellen würden. Ihre Phantasien wurden immer tollkühner und ausschweifender.

Uthman hatte sich an die Dunkelheit gewöhnt. Er schlich langsam näher und legte Brunella eine Hand auf den Mund, weil er fürchtete, sie würde bei dem plötzlichen Erscheinen eines Mannes zu schreien beginnen. Beinahe aber hätte er selber einen lauten Schrei ausgestoßen. Denn Brunella hatte ihn kräftig in die Hand gebissen.

»Schweig still!«, flüsterte er ihr ins Ohr. »Ich bin es, Uthman, der dich vor den Schlägen des Kapitäns geschützt hat.«

Das Mädchen richtete sich auf, soweit das in ihren Fesseln möglich war. »Binde mich los! Arturo hat das Seil so fest angezogen, dass die Hanfschnur mir ins Fleisch schneidet. Ich habe große Schmerzen.«

Für Uthman waren Schmerzen etwas, das man aushalten musste. Auch bei Frauen konnte man da keine Ausnahme machen. Er hatte zugeesehen, als man eine Ehebrecherin steinigte. Sie hatte keinen Laut von sich gegeben.

»Ich kann dich nicht losbinden«, sagte er ungerührt. »Wo willst du dich auf diesem Schiff verstecken? Arturo würde dich finden. Glaube mir, dass die Schmerzen der Prügel, die er dir zukommen lassen würde, bei weitem schlimmer sein werden als diese, die du jetzt aushalten musst. Aber ich werde dich für deine Schmerzen entschädigen.« Er beugte sich über sie und begann sie zu küssen.

Brunella drehte ihren Kopf beiseite und funkelte ihn wütend an. »Nach Zärtlichkeiten ist mir jetzt nicht zumute. Soll ich dir zeigen, was Arturo mit mir gemacht hat?«

Uthman trat einen Schritt zurück. Die arabischen Frauen waren immer bereit, Zärtlichkeiten zu empfangen und zu geben. Oder taten sie vielleicht nur so, um ihren Herrn nicht zu erzürnen? Er war zunächst ratlos. Aber dann kam ihm ein

Gedanke. »Ich werde dir eine lustige Geschichte erzählen, bei der du all deinen Kummer vergessen wirst. Oft habe ich auch meine Schwester mit einer Erzählung getröstet, wenn sie traurig war. Leila, meine Schwester, wollte immer jene Geschichten aus den Tausendundein Nächten hören, in denen Liebende getrennt wurden und auf wundersame Weise doch wieder zusammenfanden. Für eine solche Erzählung ist hier nicht der richtige Ort, und es fehlt die Zeit. Aber die Geschichte von dem Dieb mit dem Affen wird dir sicher Vergnügen bereiten.«

Er hatte den richtigen Ton getroffen. Brunella ließ es zu, dass er sich neben sie setzte, ihre Hand ergriff und spielerisch ihre Finger hin und her bewegte, um die Fesseln ein wenig zu lockern.

Auch während er erzählte, rieb er ohne Unterlass die blaurot angelaufenen Finger. »Ein Dieb, der einen Affen bei sich hatte, bemerkte auf einem Marktplatz, wie ein Mann alte Kleider feilbot, in ein Bündel steckte und sich müde niedersetzte. Der Dieb aber ließ den Affen vor dem Mann seine Kunststücke machen, um die Aufmerksamkeit des Verkäufers abzulenken. Das gelang, sodass er ihm ohne Schwierigkeiten das Bündel stehlen konnte. Als er die alten Kleider sah, packte er sie in ein kostbares Tuch und bot dieses zum Verkauf an. Er machte aber zur Bedingung, dass der Inhalt des Bündels von dem Käufer erst zu Hause geöffnet werden dürfe.«

»So dumm wird doch wohl niemand gewesen sein!«, rief Brunella belustigt.

»Du solltest eigentlich wissen, wie dumm die Menschen sind«, sagte Uthman. »Der Käufer hatte sich durch den billigen Preis blenden lassen. Seine Frau war allerdings klüger. ›Du Narr‹, rief sie, ›wird etwa ein kostbarer Stoff unter Preis verkauft, es sei denn, dass er gestohlen ist? Weißt du nicht,

dass derjenige, der etwas kauft, ohne es zu prüfen, immer schlecht abschneidet?«

Brunella hatte ihre Schmerzen vergessen und lachte vergnügt. »Du glaubst nicht, wie oft wir auf den Marktplätzen irgendwelchen Plunder verkauft haben, von dem die Leute annahmen, dass es sich um Kostbarkeiten handelte.«

»Es freut mich zu sehen, dass du dich besser fühlst. Darum werde ich dir jetzt die Geschichte aus der dreihundertunddreiundachtzigsten Nacht erzählen, die von dem Mann aus Basra und seiner Sklavin handelt.«

»Gar nichts wirst du mehr erzählen!«, ertönte Henris Stimme von der obersten Sprosse der Leiter. »Denn wenn du nicht augenblicklich auf dem Achterdeck erscheinst, werden dir Arturo und der Kapitän Geschichten zu Gehör bringen, die dir in deinen Ohren dröhnen werden.«

Uthman folgte augenblicklich. Er bewunderte Henri, der sich niemals gehen ließ und zu jeder Zeit seine Pflicht erfüllte. »Verzeih mir meine Nachlässigkeit!«, bat er zerknirscht.

Henri legte einen Finger auf die Lippen und wies zum Wasser. Fast lautlos näherte sich das Boot. Das leise Geräusch des Plätschens hätte auch von einem Fisch herrühren können, der ab und zu hochschnellte und wieder in die Fluten eintauchte. Als das Boot längsseits anlegte, war kaum eine Erschütterung spürbar. Als Erster erklimm Arturo die Strickleiter, dann der Kapitän, während der Mann im Boot eine Kette in Empfang nahm, an der das schmale Beiboot an Bord gezogen wurde.

Ernesto di Vidalcosta trug seinen Dolch wieder zwischen den Zähnen. Seine Arme hielten rechts und links zwei Kisten umklammert. Er wartete nicht ab, bis die Matrosen das Boot ordnungsgemäß vertäut hatten, sondern schwankte unter der schweren Last der Unterkunft zu. Kurze Zeit später verschwanden auch die beiden anderen Männer.

Uthman schaute ihnen nach, als sie die Leiter zu den Aufbauten emporkletterten. Er horchte, ob von oben eine weinerliche Stimme zu hören war. Aber alles blieb still. »Mir wäre es lieber, wenn er sie schlüge, als wenn er sie losbinden würde, um etwas anderes mit ihr zu machen.«

»Dein Mitleid in allen Ehren!«, sagte Henri. »Aber wir haben jetzt andere Sorgen als das Wohlergehen einer Piratenbraut. Vor allem müssen wir einen Plan machen, wie wir den Inhalt der Kisten erforschen können. Es muss sich um etwas sehr Wertvolles handeln, das sich in Frankreich gut verkaufen lässt: fremdartige Gewürze, Schmuck oder Edelmetalle.«

Uthman schlug sich gegen die Stirn. »Wo hatte ich nur meinen Verstand! Der Inhalt besteht natürlich aus Silberbarren oder Geräten aus Silber. Denn für Gewürze und Schmuck sind die Kisten viel zu schwer. Bei meinem Aufenthalt in Cordoba habe ich erfahren, dass es in Spanien schon immer berühmte Silberminen gab. Weil mein Interesse geweckt war, habe ich in der Bibliothek nachgeforscht. Dir ist doch sicher der berühmte maurische Feldherr Hannibal bekannt, der mit 26 000 Mann und einigen Elefanten die Alpen überquerte. Das war lange Zeit, bevor der Prophet Jesus geboren wurde. Der Vater dieses berühmten Feldherrn Hannibal hieß Hamilkar, der bei seinen Eroberungszügen im erzeichen Hinterland der spanischen Ostküste nach den legendären Silberminen gesucht hat, um sie auszubeuten. Das ist ihm jedoch nicht gelungen. Aber der Reichtum dieser tatsächlich vorhandenen Silberminen scheint bis heute unerschöpflich geblieben zu sein. Wo Gold und Silber zu finden sind, tauchen aber immer auch Diebe und Gauner auf. Mit denen macht unser Kapitän sicher seine obskuren Geschäfte.«

»So muss es sein«, bestätigte Henri. »Unser famoser Ernesto di Vidalcosta hat Beziehungen zu Minenräubern und lässt sich von ihnen beliefern. Sobald wir den Anker gelichtet haben,

werden wir diese Kisten untersuchen, während der Kapitän mit der Navigation beschäftigt ist.«

»*Inshallah* – wenn Gott will«, fügte Uthman noch hinzu.

Henri und Uthman erwachten gleichzeitig von einem lauten Gesang aus heiseren Männerkehlen. Wenn sich das Seemannslied auch ein wenig krächzend anhörte, so war ihm doch die fröhliche Stimmung der Matrosen anzuhören. Alle waren froh, dass die Quarantäne aufgehoben worden war. Der Kapitän hatte den Befehl gegeben, den Anker zu lichten. Er ließ seine gute Stimmung erkennen, und es hätte nicht viel gefehlt, dass er in den Matrosenchor mit eingestimmt hätte. Aber das vertrug sich nicht mit seiner Würde.

Im Laufe des Morgens gab er an die Besatzung eine doppelte Essensration aus. Henri und Uthman wurden von dem Kapitän zu einer Mahlzeit eingeladen, die ausnahmsweise auch Fleisch und frisches Obst darbot. Diese Köstlichkeiten muss er von seinem Inselausflug mitgebracht haben, dachte Uthman. Ganz so ärmlich, wie es vom Blick auf die einsame Bucht den Anschein hat, ist Cabrera jedenfalls nicht. Er sah sich in der Kajüte um, ob die geheimnisvollen Kästen zu sehen waren, konnte aber nichts entdecken.

»In drei Tagen werden wir Menorca erreichen«, stellte der Kapitän in Aussicht. »Dann werdet Ihr von der ermüdenden Seefahrt endgültig erlöst.«

»Das Wort Erlösung klingt in meinen Ohren nicht gut«, gab Uthman später zu bedenken. »Endgültig erlöst wird man nämlich nur durch den Tod.«

Henri verzichtete auf eine Stellungnahme zu dieser düsteren Prophezeiung. »Ich schlage vor, dass wir die abendliche Navigation des Kapitäns zu einer Suche nach den Kästen ausnützen.«

»Abgemacht!«, stimmte Uthman zu. »Wenn es dir recht ist, wirst du den Kapitän ablenken, und ich werde seine Kajüte durchstöbern. Mit deinen ernsthaften Fragen wirkst du bei weitem glaubwürdiger als ich.«

»Während du waghalsiger und vor allem bereit bist, jedes Risiko einzugehen, das für solch ein Unternehmen vonnöten ist«, gab Henri Uthman das Lob, das dieser wohl erwartet hatte.

Die Morgenkühle wich der Wärme des Mittags. Uthman blinzelte in die Sonne und ließ sich auf den Brettern des Decks nieder. Er sog die salzige Luft ein, lauschte dem Plätschern der Wellen, die gegen die Bordwand schlugen, und streckte die Beine aus. »Dann wollen wir versuchen, uns bis zum Abend zu entspannen, und das geht am besten, wenn du uns mit der Fortsetzung deiner Geschichte nach Aqaba entführst.«

Henri war einverstanden und ließ sich neben Uthman nieder. »Mein Pferd war in *Qumran* gut versorgt worden. So konnte ich eine schnelle Gangart vorlegen und langte früher in Aqaba an, als ich das erhofft hatte. Ich wusste natürlich, dass die Kreuzfahrer vor mehr als hundert Jahren Aqaba einmal beherrscht hatten, diesen Ort jedoch wieder aufgeben mussten. Zwar hatten sie ihre Festung auf einer vorgelagerten Insel erbaut, aber die ägyptischen Sultane der Mamelucken hatten die Stadt erobert wie Akkon und unsere anderen Besitzungen im Outremer. Ich bildete mir ein, dass die Aura der Kreuzfahrer in Aqaba noch spürbar sei. Daher fühlte ich mich sogleich heimisch.«

»Gibt es für dich überhaupt noch eine Heimat?«, fragte Uthman.

»Ja, Heimat ist für mich immer noch der Templerorden – das heißt, seine moralischen Ansprüche und seine Regeln. Ebendies war für mich in Aqaba spürbar.

Es war nicht schwer, Ortokides zu finden. Der gelehrte Mann galt in diesem großen Fischerhafen als Berühmtheit, obwohl er nur ein bescheidenes Holzhaus in der Nähe der Moschee bewohnte. Von Anfang an hatte ich das Gefühl, dass er nicht auffallen wollte. Er saß, wie einst Archimedes, vor seiner Hütte und malte Formeln in den Sand. Ortokides hatte sich in weiße Leinentücher gehüllt, wie sie die Pilger in Mekka tragen. Seine Füße steckten in schadhafte Sandalen. Ich deklamierte mein *noli turbare circulos meos* und hoffte, dass diese Losung mir Eintritt verschaffen würde. Er lächelte, erhob sich und führte mich in das schattige Innere seines Hauses.«

»Vielleicht war seine Armut aus Sicherheitsgründen nur gespielt«, vermutete Uthman.

»Dass er unendlich reich war, erkannte ich, als ich den einzigen Wohnraum seines Hauses betrat. Ein hölzerner Tisch war über und über mit Schriftrollen und Papyrusdokumenten beladen. Auf einer steinernen Bank türmten sich Leder- und Kupferrollen. Ortokides musste bemerkt haben, dass ich mich nach einer Sitzgelegenheit umsah.

›Folgt mir bitte auf das Dach, wo ich wegen des heißen Klimas zu schlafen pflege. Dort habe ich auf dem Boden einige Kissen ausgebreitet.«

Zerbröckelte Stufen führten auf eine breite Plattform. Ich trat zu der steinernen Balustrade und war überwältigt. Unter uns dehnte sich das Häusergewirr der Stadt. Aber im Süden schimmerte bis weit zum Horizont das kobaltblaue Wasser der Bucht von Aqaba. Ich konnte mich von diesem Anblick erst trennen, als Ortokides das Wort an mich richtete. ›Man hat Euch in Qumran sicherlich erzählt, dass ich in alten Dokumenten dem Verbleib der Bundeslade und den Schätzen Suleimans, den die Juden und Christen Salomo nennen, nachspüre. Daher weiß ich, dass Salomo hier als Erster einen Seestützpunkt errichtete. Falls Ihr bibelkundig seid, werdet Ihr

wissen, dass die Meeresbucht von Aqaba *Schilfmeer* genannt und Moses hier in seinem Weidenkörbchen gefunden wurde. Bei den Hebräern hieß dieses Gewässer *jamsuf*.<

Natürlich kannte ich den Bericht des heiligen Moses, aber ich hatte diese Geschichte stets als Gleichnis darüber aufgefasst, wie sehr Gott über jeden einzelnen Menschen wacht. Ich wunderte mich, dass dieser gelehrte Mann die Erzählung wie ein Bauer nur wortwörtlich und nicht auch symbolisch in Erwägung ziehen konnte, und hielt die Zeit für gekommen, mein Papyrusdokument zu überreichen. Er las es stirnrunzelnd und schwieg lange, ehe er sich mir endlich zuwandte. ›Wenn man Euch in Qumran dieses geheime Dokument übergeben hat, zeugt das von ungeheurem Vertrauen, welches man Euch entgegenbringt. Denn ich glaube, wichtige Spuren herauslesen zu können, die auf den Verbleib der Bundeslade und der salomonischen Schätze hindeuten.<

›Kann denn außer Euch noch ein anderer diese Schrift entziffern?<, fragte ich. ›Die Gier nach diesen Schätzen würde vielleicht zu Mord und gewaltsamem Diebstahl führen.<

›Das fürchte ich auch<, bestätigte Ortokides meine Ängste. ›Der Inhalt des Dokumentes ist durchaus ernst zu nehmen, wenn er sich auch auf eine weit zurückliegende Zeit bezieht. Die Königin von Saba, die aus dem südlichen Arabien stammte, war mit einem riesigen Gefolge nach Jerusalem gekommen, um den herrlichen Tempel des Königs zu bewundern. Sie brachte nicht nur Spezereien, sondern auch Gold und Edelsteine mit. Der Besuch der Königin, der sehr lange dauerte, hat den Reichtum Salomos erheblich vergrößert. Über die Seefahrtsroute vom Roten Meer zum Golf von Aqaba gelangten die kostbarsten Güter nach Israel. Man sagt, dass das Gewicht des Goldes, das für Salomo in einem Jahr in Israel anlangte, sechshundertsechszig Zentner wog. Nicht nur sein Thron war aus reinem Gold, sondern auch seine

Trinkgefäße und alle anderen Gebrauchsgegenstände und seine Schilde.« Du weißt ja, Uthman, dass man uns diese Geschichte auch in Äthiopien erzählt hatte. Es scheint so, als wollten sich die verschiedensten Königreiche mit dieser Tradition schmücken.«

Uthman nickte. Er erinnerte sich noch gut an diese gefährvolle Reise, und natürlich war ihm die Geschichte vom König Suleiman und der Königin von Saba aus der Sure von den Ameisen, An-Naml, auf das Beste vertraut.

»Ich kannte diese Angaben natürlich aus der Bibel. ›Wurde denn auf dieser weiten Seereise durch das Rote Meer nichts von dem Gold gestohlen? Gab es keine Seeräuber, die diese mit Gold beladenen Schiffe enterten und die Besatzung töteten?«

›Dazu gab es keine Möglichkeit, denn die Schifffahrtsroute wurde von Salomos Flotte kontrolliert. Er beschäftigte immer noch die kundigen Seeleute aus den Diensten Hiram, des Königs von Tyrus.«

›Aber wo ist denn nun der gewaltige Schatz geblieben? Steht irgendetwas darüber in der Papyrusrolle?«

›Das könnte man annehmen, wenn ich die Schrift richtig entziffert habe. Sie enthält die berühmte Legende des Baumeisters *Hiram Abiff*. Er kannte alle geheimen Gänge des Tempels. Angeblich wurde er von drei Steinmetzgesellen ermordet, weil er sich weigerte, ihnen geheime Kennworte und Zeichen zu verraten. Sie verscharften ihn in der Nähe des Tempels. Aber der Schreiber dieses Papyrusdokumentes behauptet, dass Salomo an diesem Mord beteiligt gewesen sei.«

Über diese Anschuldigung war ich empört. ›Was? Ausgerechnet Salomo beschuldigt man, die Gesellen zu diesem infamen Mord angestiftet zu haben? Das kann und will ich nicht glauben!««

Uthman stimmte zu: »Suleiman war ein Prophet. Er konnte nichts Falsches tun!«

»Lassen wir einmal beiseite«, fuhr der Gelehrte fort, »ob Salomo diesen Mord gutgeheißen hat. Der Schreiber des Dokumentes behauptet, dass Hiram Abiff nicht verscharrt, sondern auf dem Tempelberg in einer Wand eingemauert wurde, damit sein Geist Wache halten solle und die Bundeslade vor einem Raub durch die Feinde Israels versteckt blieb. Wo dieser Baumeister lebendig begraben wurde, da sind auch Salomos Schätze und die Bundeslade zu finden.«

»Was hat diese Botschaft jetzt für Folgen?«, fragte ich gespannt.

Ortokides sah mir starr in die Augen. »Vergiss, was ich dir anvertraute. Denn wenn der Emir von Al-Qudz vom Inhalt dieser Papyrusrolle erfährt, wird er den ganzen Tempelbezirk niederreißen lassen, um die Schätze zu finden. Wir erwarten morgen in Aqaba seine Ankunft. Er ist auf der Suche nach einem Hofbeamten, der in Ungnade gefallen ist und in einer Burg an der Küste des Roten Meeres eingekerkert werden soll.«

Die Mitteilung von der Ankunft des Emirs jagte mir einen gewaltigen Schrecken ein. Was hatte das zu bedeuten? Es gab zwei Möglichkeiten: Entweder hatte er eingesehen, dass die Zeugen seinen Hofbeamten Abu Hassan zu Unrecht beschuldigten. Oder er hielt Abu Hassan für schuldig und wollte an seiner Hinrichtung teilnehmen. Ich wollte schon meine Erlebnisse im Palast des Emirs ausplaudern, als Ortokides sich mir zuwandte. »Dieses Dokument hat man Euch geschenkt. Es ist Euer Eigentum. Ihr könnt damit machen, was Euch beliebt. Ich kenne jetzt den Inhalt und werde ihn verschweigen. Nur in der allerhöchsten Not, falls mein Leben bedroht sein sollte, werde ich meine Kenntnisse zur Rettung meines Lebens einsetzen.«

›Ist denn Euer Leben bedroht?‹, fragte ich erschrocken. Mit seinen Fähigkeiten war er wahrscheinlich ernststen Bedrohungen und Erpressungen ausgesetzt. Die Antwort, die ich nun erhielt, empfand ich wie einen Schlag in mein Gesicht. Ich war zutiefst bestürzt. Denn Ortokides sah sich nach allen Seiten um und flüsterte mir zu: ›Ich bin Ismailit, ein Anhänger der Partei Alis, des einzig rechtmäßigen Kalifen, und lebe unter den Mamelucken in dauernder Gefahr.‹

Nun blieb mir nichts anderes übrig, als von den falschen Franziskanern in Akkon zu berichten. Ortokides erblasste und nahm meinen Bericht starr entgegen. Am Ende meiner Rede umarmte er mich. ›Ich danke dir für deine Botschaft, die mir das Leben retten kann. Wir Ismailiten sind es seit jeher gewohnt, im Geheimen zu leben. Als wir von den Kalifen in Bagdad unterdrückt wurden, verbargen wir uns lange Zeit bei Basra im Sumpfgebiet. Wir wollten als Streiter Gottes einen Gottesstaat gründen und verständigten uns durch geheime Zeichen. Im Laufe der Zeit machten wir uns durch unser Wissen und auch durch die Kenntnis geheimer Lehren unentbehrlich. So fand ich Aufnahme in die Bruderschaft, in deren Dienst ich mich völlig gestellt habe.‹«

»War diese Verbindung auf deiner Suche nach Abu Hassan denn nicht ein großer Nachteil?«, erkundigte sich Uthman skeptisch.

»Man musste sich hüten, allzu sehr in die Lehren dieser Geheimgesellschaften einzudringen. Ist nicht dein Vater auch ein Anhänger Alis? Ich war jedenfalls entschlossen, mich bedingungslos auf die Seite dieses Ismailiten zu stellen. Das musste Ortokides gespürt haben. Er händigte mir mein Papyrusdokument wieder aus und riet mir, nach Tabuk zu reiten, um in der dortigen Burg nach Abu Hassan zu suchen. Wenn er die Pläne des Emirs erfahren könne, würde er mir einen Boten nachschicken. Er hatte nichts dagegen

einzuwenden, dass ich auf seiner Dachterrasse niederkniete, um ein Gebet zu sprechen, in dem ich Gott um Schutz und Hilfe anflehte. Ortokides segnete mich, was ich geschehen ließ, und wir schieden als gute Freunde.«

»Waren dies alles nicht gar zu unsichere Pläne?«, meinte Uthman. »Man gab dir allenthalben gute Ratschläge, mehr aber auch nicht. Was du gebraucht hättest, wäre eine tatkräftige Hilfe gewesen.«

»Da hast du Recht. Mir fehlte eben ein Uthman ibn Umar.«

Die Sonne war in den Wellen untergetaucht, und die Dämmerung war übergangslos hereingebrochen. Henri musste an die Sonnenuntergänge am Roten Meer denken. Die Felsen der Küstengebirge schimmerten dann in einem rosaroten Licht. Aber das Wasser blieb tiefblau. Nur, wo die Blaualgen sich angesiedelt hatten, färbten sich die Oberflächenwasser rot. In der Erinnerung erschienen ihm diese Sonnenuntergänge am Roten Meer wunderschön. Aber damals hatte er sich gejagt gefühlt, als säßen ihm Furien im Nacken.

»Ich hätte dem Rat von Ortokides folgen sollen«, fuhr Henri fort, »und ohne Verzögerung nach Tabuk reiten. Aber ich wollte unbedingt die alte Kreuzritterburg sehen und hoffte, dass ich dort ein Gefühl von Geborgenheit empfinden würde. Am Hafen von Aqaba fand ich einen jungen Fischer, der bereit war, mich zur Insel überzusetzen. Mehrere andere Männer hatten sich geweigert, mich zu der Ruine zu bringen. Sie hatten mich sogar gewarnt, diese alte Burg aufzusuchen, in der nur noch die Dschinnen hausten. Schon damals glaubte ich nicht an Geister, und ich habe diese einfältigen Fischer ausgelacht.

Aber wie Recht hatten sie mit ihrer Warnung! Dichtes Dornengestrüpp versperrte den Eingang. Aber ich achtete nicht darauf, dass meine Kleidung zerriss. Ein dunkler Gang tat sich vor mir auf. Ich stolperte ihn im Finsternen entlang, überwand einige zerbrochene Stufen, die nach unten führten, und stand in

einer Höhle, die einstmals wohl den Kreuzrittern als Speisesaal gedient hatte. Vergebens versuchte ich, mir das Bild vorzustellen, wie damals meine ehemaligen Ordensbrüder hier gelebt hatten. Ich schloss die Augen, um nicht die Spinnen, toten Ratten und Kakerlaken sehen zu müssen.

Aber dann geschah etwas, das mir kalte Schauer über den Rücken jagte. Eine knöcherne Hand legte sich auf meine Schulter und krallte sich mit spitzen Fingern in mein Fleisch. Ich fuhr herum und erblickte eine geisterhafte Erscheinung. In dem bleichen, hohlwangigen Gesicht zeugten nur die glühenden Augen davon, dass ich einen Menschen vor mir hatte. Die fleischlosen Glieder bestanden nur noch aus Knochen, die bei jeder Bewegung zu klappern schienen. Aber das Grauenerregendste war die Stimme, die nichts Menschliches mehr an sich hatte. Diese schreckliche Gestalt neigte ihre blutleeren Lippen zu meinem Ohr und flüsterte kaum verständlich: *Ecce te hominem esse*.

Wer war diese geisterhafte Erscheinung? Warum lebte jenes grauenvolle Abbild eines Menschen in den Ruinen? Wovon ernährte sich der Mann? Von Ratten, die er erschlug? Was trank er, um sich am Leben zu erhalten? Das faulige Wasser aus den alten Zisternen? Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen, schüttelte seine Hand ab, warf das Brot, das mir Ortokides für die Reise mitgegeben hatte, auf den Boden und stürzte davon.

Wie glücklich war ich, dass der junge Fischer auf mich gewartet hatte! Ich sprang in das Boot und beruhigte mich erst, als wir den Hafen von Aqaba erreicht hatten. Viel später erst kam mir der Gedanke, dass dieser Mensch vielleicht nichts anderes wollte als das, was ich anstrebte, nämlich dort eine Heimat zu finden, wo er einst verwurzelt war. Von da ab war mir klar, dass diese Heimat nur in den Regeln und Gesetzen des Templerordens sowie in den Gelübden, die ich geleistet

hatte, zu finden war, nicht etwa in einer ehemaligen Kreuzritterburg oder an einem anderen Ort.«

Die letzten Worte hatte Henri nur noch gemurmelt. Uthman rüttelte ihn aus seinen Gedanken und holte ihn in die Gegenwart zurück. »Du bist so bleich geworden und schaust abwesend vor dich hin. Fühlst du dich nicht wohl?«

Nicht einmal meinem Freund kann ich deutlich machen, was damals in mir vorging, dachte Henri. Aber er versuchte wenigstens eine Erklärung. »Kennst du das Gefühl, dass du dich selbst verlierst, deine Mitte nicht findest?«, fragte er.

Uthman sah ihn erstaunt an. »Wie kommst du nur darauf? Die Mitte befindet sich für mich da, wo ich augenblicklich lebe.«

»Vielleicht hast du Recht«, erwiderte Henri zögernd. Damals, auf dem Weg vom Roten Meer in das Vorgebirge, das sich unweit der Küste entlangzog, hatte er Mühe, seinen Zustand der Orientierungslosigkeit zu überwinden. Erst als er das Ufer und die kleinen Fischerdörfer verlassen und die alte Pilgerstraße nach Medina erreicht hatte, fand er zu klaren Gedanken zurück. Nicht vor Furien und Dschinnen lief er davon, sondern vor sich selbst.

»Ich werde die erste Wache übernehmen«, bestimmte Uthman, ohne einen Widerspruch zuzulassen. »Du brauchst Schlaf. Das erkenne ich doch deutlich.«

»Ja, Meister!«, erwiderte Henri lächelnd und streckte sich auf einigen Taurollen aus.

Henri erwachte gegen vier Uhr früh von einer ungewohnten Stille. Das Knattern der Segel war verstummt. Faltig und bewegungslos hingen sie am Mast. An der Bordwand floss das Wasser wie ein Rinnsal vorüber, und die Kogge lag so ruhig im Meer, als ob sie an Land gezogen sei. Am Himmel war kein Wölkchen zu sehen, und die Sterne funkelten bewegungslos

herab, als ob sie am Firmament festgebunden wären. Nicht das leiseste Lüftchen strich über das Deck.

»Sogar die Winde sind mit diesem Satansbraten Ernesto di Vidalcosta im Bunde«, fluchte Uthman. »Die Reise verzögert sich wieder einmal, ohne dass der Anker gesetzt werden müsste.«

Henri war anderer Meinung. »Nicht ihm bringt diese Verzögerung Vorteile, sondern uns. Denn die Piraten werden vielleicht nicht auf unser Schiff warten, wenn wir allzu lange ausbleiben. Ich könnte mir vorstellen, dass selbst in einer versteckten Bucht das Ankern für die Piraten gefährlich ist. Sicher kennt man inzwischen die Schaluppe des gefürchteten Seeräubers.«

»Also sind wir zur Tatenlosigkeit verurteilt. Das mag ich gar nicht. Da mein Glaube keinen Wettergott kennt – mögen die Götzendiener in der Hölle braten! – und das Christentum wohl auch nicht, erzähle mir weiter von deinem abenteuerlichen Ritt!«

Henri hatte Schwierigkeiten, den Faden dort wieder aufzunehmen, wo er ihn abgeschnitten hatte. Denn er scheute sich davor, dem Freund von seinen Ängsten und Zweifeln zu berichten.

Uthman war feinfühlig genug, um sein Zögern zu bemerken. »Du wolltest nach Tabuk. Fährte dich der Weg am Ufer des Roten Meeres entlang?«

Henri nahm die Hilfe an. »Eine Weile blieb ich noch an der Küste. In den Dörfern rief um diese Stunde der Muezzin von den Minaretten der Moscheen. *As-salat hair min an-naum* – Das Gebet ist verdienstvoller als der Schlaf. Diesem Ruf konnte ich nur zustimmen. Nachdem ich mein Pferd noch einmal getränkt hatte, schlug ich den Weg zum Vorgebirge *Hedjas* ein. Ich wollte die alte Pilgerstraße erreichen, die letztendlich bis nach Medina reichte. Aber der Ritt gestaltete

sich schwieriger, als ich erwartet hatte. Denn zwischen den rosafarbenen Felsen lagerten Sanddünen. Als mir eine unerwartet tiefe Schlucht den Weg versperrte, erwog ich sogar, zur Küstenstraße zurückzukehren. Aber Ortokides hatte davon gesprochen, dass es möglich sei, auf diesem Wege die alte Handelsstraße zu erreichen, die Babylonien, Mekka, Ägypten und Damaskus sei eh und je verbunden habe. Und er sollte tatsächlich Recht behalten. Denn als ich die Schlucht weiträumig umrundet hatte, sah ich einige Lehmhütten vor mir liegen. Wo Menschen leben, müssen auch Straßen und Brunnen sein, dachte ich mir. Ich trabte auf einem ausgetretenen Pfad auf die Behausungen zu.«

»Ich an deiner Stelle hätte mich erst einmal vorsichtig angeschlichen.«

»Ringsum war nur Wüste. Wo hätte ich Deckung finden können? Vor den Eingängen lagen auf breiten Brettern Tonkrüge, die recht hübsch bemalt waren. Vielleicht verdienten sich die Bewohner der armseligen Hütten etwas Geld, wenn sie ihre Keramikvasen den durchziehenden Händlern anboten. Wer Handel treibt, wird wohl kein Räuber sein. So dachte ich wenigstens.«

»Gerade Händler sind die größten Gauner«, berichtigte ihn Uthman.

»Man hatte den Hufschlag meines Pferdes gehört. Eine verschleierte Frau erschien im Eingang, und etwa sieben Kinder folgten ihr, die mich anstarrten. Ich bedauerte, dass ich keine Süßigkeiten bei mir hatte, für die doch die Araber berühmt sind. Mit einer *baqlawa*, diesem Gebäck mit Honig und Mandeln, hätte ich die vielen hungrigen Mäuler zufrieden stellen können. Leider sprach die Frau einen Dialekt, den ich nicht verstehen konnte. Darum zeigte ich mit der Hand auf mein Pferd und dann auf die Zisterne. Das hatte sie verstanden.

Sie ging voraus und ließ einen Eimer an der Kette in die Tiefe. Natürlich half ich ihr beim Heraufziehen.

Aber in diesem Augenblick, als unsere Hände unabsichtlich übereinander lagen, tauchte ein Mann auf. Er hatte meine Bewegung missverstanden. Vorbeiziehende Händler hatten wohl schon des Öfteren versucht, sich der Frau unsittlich zu nähern. Der Mann trug, da er von der Feldarbeit kam, eine Hacke bei sich, die er jetzt drohend gegen mich erhob. Was sollte ich tun? Er verstand nicht, was ich ihm sagte, dass ich nämlich keinerlei ehrenrührige Absichten gehabt hätte. Die Frau kreischte, die Kinder heulten. Als mich der erste Schlag traf, sprang ich in den Sattel und galoppierte davon, so schnell es der felsige Untergrund zuließ.«

»Armer Henri!«, sagte Uthman. Der Spott war deutlich seiner Stimme anzuhören. »Ausgerechnet dir hat man unsittliche Motive unterstellt!«

Henri enthielt sich jeder Stellungnahme. »Mein Glück war, dass ich wirklich die alte Handels- und Pilgerstraße gefunden hatte. Ich ritt bis zur Dunkelheit und traf auf eine Oase, von der Ortokides gesprochen hatte. Sie lag geschützt hinter einem kleinen Felsen, der verhinderte, dass die karge Erde vom Wind weggetragen werden konnte. Ein dichter Dattelpalmenhain umgürtete die Ansiedlung. In der Mitte des Ortes hatten die Bewohner eine Mauer errichtet. Dahinter lag ein Hof, der sich mit großem Wohlwollen als Karawanserei bezeichnen ließ. Ich war froh, mein Pferd endlich tränken zu können.

Ich war nicht der einzige Gast. Eine Gruppe von fünf Männern hatte im Hof ein Feuer entzündet und war soeben dabei, einige Wildkaninchen an einem Spieß zu braten. Diese Männer kannten sich in der Gebirgsgegend aus. Das merkte man sogleich. Mit Gesten und einigen Worten der aramäischen Sprache, die ich einigermaßen beherrsche, konnten wir uns verständigen. Sie luden mich ein, an ihrer Mahlzeit

teilzunehmen, und erzählten mir von Erfolgen und Misserfolgen ihrer Handelsreisen.«

»Wer gar zu freundlich ist, erregt bei mir stets Verdacht«, argwöhnte Uthman. »Vielleicht wollten sie dich ausrauben.«

Henri schüttelte den Kopf. »Vorsicht ist gegenüber Fremden immer angebracht. Aber man sollte nicht jeden Menschen grundlos verdächtigen, der einem freundlich begegnet.«

»Da stimme ich dir zu. Aber dir hatte man in Jerusalem doch gerade erst eine bittere Lektion erteilt.«

»Diese Lektion, die ich mit vielen Schlägen bezahlt hatte, führte dazu, dass ich sehr unruhig schlief. Ich fuhr mehrmals aus meinem Schlaf hoch und überzeugte mich, dass die anderen Besucher der Oase fest schliefen. Niemand führte etwas Böses im Schilde.«

»Da hast du Glück gehabt«, meinte Uthman.

»Ob man diese Begegnung als Glück bezeichnen kann, weiß ich nicht. Für mich brachte sie aber eine bedeutende Wende. Ich legte das Misstrauen ab, das seit der Entführung in Haifa ständig an mir genagt hatte. So fasste ich einen schwerwiegenden Entschluss: Ich wollte der Begegnung mit Emir Nadjm Ghazi nicht mehr ausweichen. Noch einmal wollte ich versuchen, ihn von der Unschuld meines Bündnisbruders zu überzeugen. Wenn mir das nicht gelänge, wenn auch ich als sein Gefangener in irgendeinem Verlies mein Leben elend beschließen sollte, war mir das bestimmt, vielleicht sogar eine Strafe für Sünden, die ich begangen hatte.«

»Du und Sünden!«, rief Uthman.

Henri ging auf diesen Einwurf nicht ein. »Ich fragte die fünf weit gereisten Handelsleute, ob sie schon einmal davon gehört hätten, dass es in der Nähe des Roten Meeres einen Palast des Emirs von Al-Qudz gäbe. Sie wussten den Ort und erklärten mir den Weg nach Al-Mabeyat, einem strategischen Punkt an

der Weihrauchstraße, den der Emir wohl mit Bedacht zum Bau eines Palastes gewählt hatte. Mit Mühe lehnte ich die Geschenke ab, die sie mir für den Emir mitgeben wollten, weil sie Nadjm Ghazi für einen meiner Freunde hielten.«

»Du ließest sie natürlich in diesem Glauben«, bemerkte Uthman.

»Sollte ich diesen Leuten etwa meine undurchsichtige Beziehung zu dem Emir auseinander setzen?«, fragte Henri leicht verärgert.

Uthman machte eine beschwichtigende Handbewegung. »Das sollte doch nur ein Scherz sein.«

»Am nächsten Tag traf ich in Tabuk ein. Dort glaubte ich mich am Ziel. Auf dem höchsten Plateau einer Felswand erhob sich eine mächtige Burg. Die Sonne warf ihr Licht auf die rötlichen Steine der fest gefügten Mauern. Ich bewunderte die Konstruktion. Denn mir kam es so vor, als ob die riesigen Steine exakt zugeschnitten waren, sodass jedes Bindemittel überflüssig wurde. Diese Burg war uneinnehmbar. Das sah ich sogleich. Aber ich wollte sie ja auch gar nicht einnehmen, sondern in ihrem Inneren nach Abu Hassan forschen. Sicher gab es dort in den untersten lichtlosen Kammern ein türloses Verlies, in das man einen Gefangenen an einem Seil herunterschaffen könnte und niemals mehr zum Tageslicht zurückholen würde. Dieser Gedanke war mir schrecklich.«

»Weißt du zufällig, welchen Namen diese Burg trug?«, fragte Uthman. »In den Aussprüchen des Propheten – Friede sei mit ihm! – wird, so weit ich mich erinnere, Ashab Al-Aykah in Tabuk genannt. Das könnte dieser festungsartigen Burg entsprechen.«

»Vielleicht hätte mir die Erwähnung dieser Stelle geholfen, als ich in der streng bewachten Burg in höchste Gefahr geriet.«

»Meine Lehrer haben mir immer gesagt, wie wichtig es sei, den Koran und die *Hadithe*, die gesammelten Aussprüche des

Propheten, auswendig zu können. Oft genug erhielt ich die Bastonade, wenn ich ins Stocken geriet. Aber erzähle weiter! Wie gelang es dir überhaupt, bis in das Innere dieser Burg vorzudringen? Hast du Abu Hassan gefunden, und konntet ihr miteinander flüchten?»

»Das sind viele Fragen auf einmal. Ich werde dir alles der Reihe nach berichten.«

Uthman war in die Unterkunft gegangen, um aus seinem Bündel den Koran zu holen, den er immer mit sich führte. Aber ein plötzlicher Windstoß fegte über das Deck, fuhr in das Heilige Buch und riss an den Blättern. Mit einem lauten Knall blähten sich die Segel, und die Kogge neigte sich zur Seite. Die Matrosen stürmten herbei und kletterten in die Wanten, um die Segelfläche in die passende Lage zu bringen. Der Kapitän rannte aus seiner Kajüte und brüllte seine Befehle, die in dem plötzlich aufgetretenen Wind als Wortfetzen nicht zu verstehen waren. Der Steuermann, der als Letzter erschien, ergriff das verwaiste Ruder und versuchte, den richtigen Kurs zu finden. Schließlich erschien noch der Koch und jammerte darüber, die unerwartet aufgetretene Böe habe die Töpfe und Kochlöffel durcheinander gewirbelt, die Suppe verschüttet und die Bohnen auf dem Boden der Kombüse verstreut. Weil alle anderen sich in den Wanten außer Reichweite befanden, gab ihm der Kapitän zwei Ohrfeigen und schickte ihn in die Kombüse zurück.

Ebenso plötzlich, wie der Wind sich erhoben hatte, legte er sich wieder. Die Seeleute fluchten und schimpften und veränderten aufs Neue die Segelfläche. Die Kogge nahm wieder ihre waagerechte Stellung ein und dümpelte still vor sich hin.

»Schockschwerenot!«, brüllte der Kapitän in die Stille hinein. »Wenn das noch lange so weitergeht, werde ich ein paar Leute an die Riemen setzen müssen.«

Die Matrosen kamen langsam herabgeklettert. Einige schauten flehend zum Himmel, als ob sie den Wind herbeibeten könnten, damit er ihnen die schwere Arbeit des Ruderns erspare. Wer sich als Erster nach unten auf das Deck gewagt hatte, bekam den Zorn des Kapitäns zu spüren, obwohl er doch völlig unschuldig an dieser Windstille war. Der Kapitän befahl ihm, sich vor ihm hinzuknien, und schlug ihm mehrmals kräftig mit dem Stock über den Rücken. »Hundsfoth, warum hast du sinnlos die Segelfläche vergrößert, ohne vorher die Windverhältnisse zu beobachten?« Er ließ den Stock bei jedem Wort im Takt tanzen. Der Geschlagene heulte laut, und die anderen blieben in den Wanten, bis der Kapitän sein Mütchen gekühlt hatte und in der Unterkunft verschwunden war.

»Dieser widerliche Teufel!«, stieß Uthman wütend hervor. »Wenn wir es ihm doch einmal richtig heimzahlen könnten!«

»Beruhige dich!«, bat Henri. »Für einen Rachefeldzug ist es noch zu früh. Vorläufig müssen wir froh sein, wenn wir nicht auf dem Grund des Meeres landen.«

»Gibt es keine Möglichkeit, das Wetter vorauszusagen?«, fragte Uthman.

»An Land wäre das für mich vielleicht möglich. Die Bewegung und vor allem die Gestalt der Wolken lassen gewisse Rückschlüsse zu. Auch in der Wüste lässt sich am Verhalten der Tiere eine gewisse Wettervorhersage ablesen. Aber das Meer ist mir fremd.«

»Ich schlage vor, dass wir uns wieder im Bug niederlassen. Zu gerne möchte ich wissen, wie du in die Burg *Ashab Al-Aykah* eindringen konntest.«

»Vorher erzähle mir doch bitte, was Muhammad in Tabuk zu den Gläubigen sagte. Vielleicht gibt uns eine seiner Lehren eine Hilfe in unserer schwierigen Lage.«

Uthman zögerte. »Willst du wirklich die Stelle aus dem Koran hören, oder willst du mich nur prüfen, ob ich mich im Koran auskenne?«

Henri lachte. »Beides natürlich!«

»Die Rede, die der Prophet in Tabuk hielt, findet man in der Sure, die sich *al-Taqwa* nennt. Das bedeutet im Arabischen sowohl die reuige Hinwendung zu Gott als auch die gnädige Hinwendung Gottes zu dem Reuigen.«

»Ich sehe«, sagte Henri, »dass du deinen Koran gut gelernt hast. Die Bastonade hat jedenfalls ihre Wirkung getan.«

Uthman zog eine Grimasse und fuhr fort. »Der Prophet entwickelt dort seine Lehren, die dir wahrscheinlich nicht fremd sind, weil sie sich nicht gar so sehr vom Christentum unterscheiden. Aber er wandte sich auch an drei Männer, die am Feldzug gegen die Byzantiner nicht teilnehmen wollten. Die Zurückgebliebenen freuten sich darüber, dass sie im Gegensatz zum Gesandten daheim geblieben waren, weil es ihnen zuwider war, sich mit ihrem Vermögen und der eigenen Person auf dem Weg Gottes einzusetzen. Als Entschuldigung sagten sie: Rückt nicht in der Hitze aus! Der Prophet hielt dagegen: *Das Feuer der Hölle ist noch heißer; wenn sie es doch begreifen könnten!*«

»Gab es denn eine Möglichkeit, sich der Teilnahme an einem Feldzug zu entziehen? Bei uns Templern wäre das nicht möglich gewesen. Schon bei meiner Aufnahme in den Orden sagte man mir: Wenn ihr auf dieser Seite des Meeres sein wollt, so werdet ihr auf die andere Seite des Meeres geschickt, und umgekehrt. Wir unterstanden den Befehlen der Ordensoberen.«

Uthman klappte das Buch zu. »Hierin unterscheiden wir uns. Denn für uns gelten nur die Gebote Allahs und nicht die Befehle irgendwelcher Oberen.«

Henri dachte, dass es zu dieser Auslegung viel zu sagen gäbe. Aber er wollte es hier an Bord zu keinen Streitfragen über den Heiligen Krieg, den *Dschihad*, kommen lassen. Denn Uthman, der sich oft mit diesen Fragen beschäftigt hatte, würde auf die Schrift *De laude* hinweisen, in der Bernhard von Clairvaux geschrieben hatte: *Kämpft ohne Furcht gegen die Feinde des Kreuzes Christi!* Damit waren auch die Tempelritter zu einem heiligen Krieg ermächtigt worden.

Henri bemühte sich, das Thema zu wechseln. »Du wolltest wissen, wie es mir gelang, in diese stark befestigte Burg einzudringen. Mein Plan war ziemlich einfach, aber er kostete mich mehr Zeit, als ich veranschlagt hatte. Ich suchte bei einem Bäcker um Arbeit nach. Etliche Male musste ich vorsprechen, bis er sich erweichen ließ, mich als Austräger einzustellen. Weil ich mir Mühe gab, ein höfliches Wesen zu zeigen, schickte er mich eines Tages auf die Burg, um dort die frisch gebackenen Fladen abzuliefern. Eine Woche lang lauschte ich nur auf die Gespräche der Dienerschaft. Ihren Reden war nicht zu entnehmen, ob jemand in der Burg gefangen gehalten wurde. Vielleicht war es auch vor ihnen geheim gehalten worden.

Nach einer Woche wagte ich es, nachdem ich meine Fladen abgegeben hatte, nicht zum Ausgang zurückzukehren. Ich schlich stattdessen durch Gänge, die mir unbekannt waren, und suchte eine Treppe zu den Kellerräumen. Aber ich konnte sie nicht finden, da die Burganlage außerordentlich weiträumig war.

Als ich ohne Erfolg zum Ausgang zurückkehrte, begegnete mir eine bewaffnete Wache. Sie stellte sich mir in den Weg und rief: »Halt, Bursche! Was hast du hier zu suchen?« Der Wächter packte mich beim Kragen und wollte mich in die Wachstube schleppen. Ich versuchte gar nicht erst, mich loszureißen, wies auf meine mehlbestäubte Kleidung und

jammerte steinerweichend: ›Ich bin nur der Bäckerjunge, der Euch das Brot bringt. Der Meister wird mich schlagen, wenn ich nicht pünktlich zurückkehre.‹ Der Lanzenträger gab mir einen Tritt, der mich nach draußen beförderte. ›Dann sieh zu, dass du in deine Backstube zurückkehrst. Einem solchen langsamen Taugenichts wie dir könnte eine Tracht Prügel nicht schaden.‹«

»Hatte er damit nicht Recht?«, feixte Uthman. »Denn du hattest in der Burg herumgeschnüffelt und heimlich den Plan, einen Gefangenen zu befreien. Wenn es darauf ankommt, kannst du noch besser lügen als ich, verehrter Tempelbruder. Hoffentlich gelingt dir das morgen auch so gut. Ich will jedenfalls mein Bestes in dieser Kunst zeigen.«

Henri drehte sich zur Seite und schloss die Augen. »Für heute erzähle ich nicht mehr weiter.«

»Habe ich dich verletzt?«, fragte Uthman besorgt.

Henri reichte ihm die Hand. »Nein, mein Freund. Aber ich möchte ein wenig nachdenken, und zwar über mich selbst.«

In der Nacht hatte sich ein leichter Wind erhoben und fuhr in die schlaff hängenden Segel. Sie blähten sich matt, fielen wieder zurück und streckten sich aufs Neue. Das Meer, das flach wie ein Dorfteich dagelegen hatte, begann sich zu kräuseln, und erste kleine Wellen umspülten die Bordwand. Über dem Wasser lagerten Frühnebel, die sich nur langsam auflösten. Im Osten zeigte sich ein gelbfarbener Sonnenaufgang.

Nach einiger Zeit erschien Ernesto di Vidalcosta an Deck. Er ließ sich vom Steuermann das kegelförmige Lot bringen und schickte sich an, den Hohlraum mit Wachs zu füllen.

Uthman wandte sich Henri zu. »Das ist unsere Stunde. Stelle dem Kapitän Fragen, so viele dir nur einfallen! Am besten recht dumme, obwohl dir das schwer fallen wird. Aber dann hat er größere Mühe, sie zu beantworten. Das gibt mir mehr Zeit.« Er warf noch einen kurzen Blick auf die Seeleute, die den Navigationsvorgang beobachteten, und schlich zur Unterkunft des Kapitäns.

Der Tisch war übersät mit Land- und Seekarten. Irgendwelche Kästen hatten dort keinen Platz. Auch in den Ecken der Kajüte war nichts zu finden, weder leere noch volle Kisten. Er öffnete noch eine Truhe und fasste mit den Händen bis auf den Boden, ob unter den Kleidern vielleicht Silberbarren versteckt lagen. Aber auch dort war nichts zu finden.

Nach kurzer Überlegung entschloss sich Uthman, in den Rumpf des Schiffes hinabzusteigen. Da die Wasserbolde ab und zu ausgeleert werden musste, lehnte an dem Abstieg in die

dunkle Tiefe eine Leiter, an der allerdings einige Sprossen fehlten. Uthman kletterte rasch abwärts. Eine Ratte huschte ihm über die Füße und entwich pfeifend in die hinterste Ecke.

Uthman tastete sich vorwärts. Über sich auf dem Deck hörte er Stimmen, konnte aber nicht verstehen, was da gesprochen wurde. Beinahe wäre er über die beiden Kästen gestolpert, die etwas erhöht auf Brettern standen. Sie waren mit einem alten Segeltuch abgedeckt, um sie vor der Feuchtigkeit zu schützen. Aber gleich nach dem Fund folgte die Enttäuschung. Die Deckel waren mit schweren Eisenschlössern versehen. Ohne passendes Werkzeug ließen sich diese Kästen nicht öffnen, und dann auch nur, wenn man die Schlösser zertrümmerte. Das aber hätte einen gewaltigen Lärm verursacht.

Die Stimmen auf Deck waren leiser geworden. Er musste sich beeilen, wenn er unentdeckt zurückkehren wollte. Schon hatte er einen Fuß auf die unterste Sprosse gestellt, als sich der Einstieg verdunkelte. Irgendjemand kam in den Schiffsrumpf geklettert. Vielleicht hatte der Kapitän wieder den Befehl erteilt, die Bolde zu leeren. Aber eigentlich konnte ihm wohl kaum daran gelegen sein, einen Matrosen in die Nähe der Kästen zu lassen.

Während ihm diese Gedanken durch den Kopf gingen, handelte Uthman ohne weitere Verzögerung. Er sprang in die hinterste Ecke, wo die Ratte verschwunden war, und deckte sich mit einer Persenning zu. Die Ratte piffte erneut, und der unerwünschte Eindringling auf der Leiter horchte einen Atemzug lang in die Tiefe. Als alles still blieb, kam er fast unhörbar nach unten geklettert. Er war wohl nicht zum ersten Mal hier. Denn er brauchte sich nicht vorwärts zu tasten, um zu den Kästen zu gelangen. Uthman lugte durch eine schmale Öse und war nicht einmal erstaunt, als er den Mann erkannte. Es war Arturo, der jetzt mit einem Schlüsselbund rasselte. Er

öffnete den ersten Kasten ohne Schwierigkeiten, nachdem er aus einer Kanne etwas Öl in das Schloss geträufelt hatte.

Uthman konnte seine Bewunderung kaum verbergen. Das war die Lösung: Er hatte dem Kapitän die Schlüssel entwendet, die er nun eiligst wieder an Ort und Stelle zurückbringen würde. Arturo hatte wirklich an alles gedacht. Er legte ein Baumwolltuch auf den Boden und griff in den Holzkasten. Ein blitzender dreiarmiger Leuchter kam zum Vorschein. Ein weiterer Griff brachte einen Silberbarren zum Vorschein. Mit geschickten Bewegungen wickelte er seine Beutestücke ein und schloss den Kasten.

Uthman musste wohl eine unbedachte Bewegung gemacht haben. Denn die Ratte, die auf einem Sparren über ihm saß und den langen Schwanz vor seinem Gesicht baumeln ließ, pfiß laut und schrill. Arturo zuckte zusammen und kam einen Schritt näher. Aber dann entdeckte er die Ratte, nahm ein Holzseil und warf es mit aller Kraft fluchend nach dem Tier. Die Ratte entfloß mit einem schrillen Schrei.

Uthman, der von dem Wurf an der Schulter getroffen worden war, verhielt sich still, ohne sich die schmerzende Stelle zu reiben. Er wartete, bis kein Tritt mehr zu hören war. Mit Sicherheit würde Arturo möglichst schnell in den oberen Aufbauten verschwinden.

Die Gruppe auf Deck hatte sich aufgelöst. Nur der Kapitän stand noch mit Henri an der Bordwand. Beide starrten ins Wasser, und Henri zog an einer Schnur. Uthman, der von hinten herangekommen war, machte sich durch lautes Räuspern bemerkbar.

»Tretet bitte näher, um Euren Gefährten zu bewundern!«, rief Ernesto di Vidalcosta. »Er beherrscht nämlich ausgezeichnet den Wurf des Lotes, nachdem ich ihn diese Kunst gelehrt habe.«

Was für ein schlauer Fuchs, dieser Henri, dachte Uthman. Wie ich ihn kenne, ist ihm sofort der erste Wurf gelungen. Aber dieser dumme Kapitän hat nicht bemerkt, dass Henri ihn mit immer neuen erfolglosen Versuchen möglichst lange aufhalten wollte.

Henri bedankte sich bei dem Kapitän für die unendliche Geduld, die er als Lehrer bewiesen habe. Ernesto di Vidalcosta lächelte geschmeichelt. »Wenn Ihr wieder einmal eine Lektion in der Kunst der Seefahrt erhalten wollt, dann lasst es mich wissen.«

»Das ist sehr liebenswürdig von Euch«, sagte Henri. Da es nun keinen Grund mehr gab, den Kapitän länger festzuhalten, forderte er Uthman zum Gehen auf. »Unser Kapitän ist sicher müde nach dieser anstrengenden Lehrstunde.«

Die beiden ließen sich in der äußersten Ecke des Achterstevens nieder, wo niemand ihre Gespräche mithören konnte. Dennoch berichtete Uthman nur flüsternd seine Abenteuer.

»Sieh mal einer an!«, sagte Henri. »Da hat sich unser Kapitän ja einen schönen Freund ausgesucht. Er vergilt ihm die Sonderstellung, indem er ihn bestiehlt.«

»Können wir denn mit der Entdeckung etwas anfangen?«, fragte Uthman skeptisch.

»Aber natürlich! Wie kannst du da nur Zweifel haben! Wenn es wirklich dazu kommt, dass die Piraten unser Schiff entern, können wir mit Hinweis auf den Silberschatz unser Leben retten.«

»Falls uns der Kapitän oder sein Intimus Arturo nicht vorher umgebracht haben!«

Henri sah nach oben zur Mastspitze. »He du, Junge! Siehst du schon irgendeinen Küstenstrich?«

Der Gehilfe des Kochs, den man ab und zu in den Mastkorb schickte, formte die Hände zu einem Trichter. »Nichts zu sehen!«

»Das hätte mich auch gewundert«, meine Henri. »Nach meinen Berechnungen und den Versuchen einer Lagebestimmung mit dem Kegellot sind wir noch weit vom Land entfernt. Wenn du magst, berichte ich dir weiter über meine Abenteuer in der Burg von Tabuk.«

»Hoffentlich konntest du Abu Hassan finden und befreien!«

»Als Austräger von Fladenbrotten konnte ich mich nicht mehr sehen lassen«, begann Henri. »Darum entwickelte ich einen neuen Plan. Vor allem musste ich mich anders herrichten, damit mich der Wachtposten nicht mehr erkennen würde. Am besten schien mir das Äußere eines Maurers geeignet. Ich verschaffte mir das notwendige Werkzeug und...«

»Wie? Verschaffen?«, rief Uthman mit gespielter Entrüstung. »Du meinst doch nicht etwa stehlen?«

»Führe dich hier nicht als Tugendbold auf!«, rief Henri. »Ich kenne dich und deine Moralauffassung nämlich ziemlich gut! Mit meinem Werkzeug, einer schmutzigen Mütze, die ich tief ins Gesicht zog, und mit einem Sack Dichtungsmittel machte ich mich auf den Weg. Ich kam ziemlich verschwitzt oben an. Das Glück war mir hold. Denn an diesem Tag stand eine andere Wache am Tor. Ich behauptete, dass sich in der Mauer des Kellers einige Steine gelockert hätten. ›Ich habe den Auftrag, diese Mauer wieder zu festigen‹, behauptete ich. Weil ich gar so dreckig war, verspürte der Wachmann offenbar keine Lust, mich näher zu untersuchen. Er hob nur mit der Lanzenspitze mein Hemd an, ob darunter vielleicht eine Waffe verborgen war. Aber ich hatte meinen Dolch vorsichtshalber im Stroh des Stalls versteckt, wo ich mein Pferd untergestellt hatte.

Ich ging mit festen Schritten die Treppe hinab, die ich von meinem vorigen Erkundungsgang schon kannte. Immer tiefer drang ich in die Gewölbe vor. Im untersten Gang machte ich mir die Mühe, ein paar Steine zu lockern. Ich hoffte, dass der Lärm nicht bis nach oben dringen würde. Für den Fall, dass man mich kontrollieren würde, fing ich an, das Dichtungsmittel in die Löcher zu schmieren. Ein paar Ohrfeigen wären mir sicher gewesen, wenn ein echter Maurer diese Arbeit begutachtet hätte.«

Uthman grinste. »Das glaube ich dir gern. Denn soviel ich weiß, gehörten im Templerorden die Maurer zu den dienenden Brüdern. Du aber warst ein Krieger und zum Kämpfen ausgebildet. Das war vielleicht noch wichtiger als eine solide Handwerksarbeit.«

»In diesem Fall schon«, setzte Henri seinen Bericht fort. »Ich entfernte mich von meiner Arbeit und schlich durch die Gänge. Nirgendwo konnte ich eine Eisentür entdecken, die zu einem Verlies geführt hätte. Dann aber kam mir die Idee, dass ich nach einer Eisenplatte im Boden suchen musste, die sich anheben ließ, um die Gefangenen in den tür- und fensterlosen Raum hinabzulassen. Ich begann meine Suche unter diesem Gesichtspunkt von neuem.«

»Ich bewundere deinen Mut«, gab Uthman sein Urteil ab. Seine Stimme klang aufrichtig.

»Du hättest es auch nicht anders gemacht«, erwiderte Henri. »Beinahe hätte ich einen lauten Freudenschrei ausgestoßen, als ich am Ende eines dunklen, verwinkelten Ganges eine Eisenplatte entdeckte, die in den felsigen Boden eingelassen war. Ich rannte zurück zu meiner Baustelle und ergriff eine eiserne Stange, die ich mir mitgebracht hatte, falls ich mich verteidigen müsste. Die Platte war lange nicht angehoben worden. Ich hebelte und hebelte. Die Stirnadern schwollen mir

an, sodass ich fürchtete, sie würden bei weiterer Anstrengung platzen.

Schließlich gelang es mir, die Eisenplatte einen Fingerbreit anzuheben. In die schmale Öffnung klemmte ich die Stange, damit die Platte nicht wieder zufallen konnte. Ich legte mich auf den Boden und starrte in die dunkle Tiefe. Drunten war nichts zu sehen. Nur ein bestialischer Gestank schlug mir entgegen. Ich neigte meinen Mund über die Öffnung. »Abu Hassan! Hörst du mich? Ich bin es! Henri, dein Bündnisbruder! Abu Hassan! Antworte mir!« Aber es kam keine Antwort. Nur meine eigenen Rufe hallten von den Mauern wider. Enttäuscht erhob ich mich und schaute genau in die Augen des Wachmanns. Bei dem verzweifelten Bemühen, Abu Hassan zu finden, hatte ich jede Vorsicht außer Acht gelassen.«

»Wie konnte das einem so erfahrenen Krieger wie dir nur zustoßen!«, rief Uthman anklagend.

»Das dachte ich auch«, stimmte Henri zu. »Aber es ging darum, einen Freund zu befreien. Darüber vergisst man manchmal die eigene Sicherheit. Ich ergriff die Eisenstange, obwohl ich wusste, dass ich damit dem Lanzenträger unterlegen sein würde. Aber er war sich seiner Sache wohl zu sicher. Als er schon die Lanze wurfbereit erhoben hatte, schlug ich ihm die schwere Stange mit Gewalt gegen beide Kniescheiben. Mit einem Aufschrei stürzte er zu Boden. Ich entriss ihm seine Waffe und stürmte davon. Verfolgen konnte er mich mit Sicherheit nicht mehr.«

»Aber schreien und rufen konnte er doch wohl noch«, gab Uthman zu bedenken.

»Allerdings, und wie! Er wand sich am Boden, brüllte und tobte, dass es von allen Mauern widerhallte. Diese Echowirkung gereichte mir zum Vorteil. Die Wächter, die von allen Seiten herbeistürmten, konnten nicht feststellen, woher das Gebrüll kam. Aber sie liefen mir entgegen, sodass ich

eilends in einen anderen Gang umkehren musste. Sie kamen von oben und von unten, vom hinteren und vom vorderen Teil des Gewölbes. Ich wusste schon bald nicht mehr, wo ich mich befand.

Dann geschah etwas Merkwürdiges zu meiner Rettung. Einer der Krieger packte mich am Arm. Jetzt ist es um dich geschehen, dachte ich. Man wird mich in das Loch hinunterstoßen, und niemals mehr werde ich das Sonnenlicht sehen. Aber der schwer bewaffnete Mann zog mich zu einer kleinen Öffnung, die ich bisher übersehen hatte. Er gab mir einen leichten Stoß. »Dieser Ausgang führt in den Garten. Spring über die Mauer! Von da gibt es einen schmalen Pfad, der in den Ort führt. Zögere nicht länger!« Von fern hörten wir das Geschrei der anderen Wächter. Mein Retter umarmte mich und flüsterte mir zu: »Abu Hassan, nach dem du riefst, wurde von hier nach Taima verschleppt. Wir sind Gefährten derselben Bruderschaft, zu der auch du durch dein Bündnis mit Abu Hassan jetzt gehörst. Beeile dich! Rette dich! In Taima frage nach Al-Mirdas! Er wird dir weiterhelfen.«

Es blieb keine Zeit, um ihm zu danken. Ich dankte aber Gott für die wundersame Rettung, rannte den Berg hinab in den Ort, sattelte mein Pferd, holte meine Waffe aus dem Stroh und galoppierte so schnell davon, wie der felsige Untergrund der Pilgerstraße es zuließ.

Ich hatte mich in Tabuk viel zu lange aufgehalten, um nach dem Verbleib von Abu Hassan zu forschen. Auf der Straße nach Taima bewegten sich lange Pilgerzüge in die Richtung von Medina. Ich wagte nicht, sie zu überholen, weil ich fürchtete, dass man mich als Christ entlarven würde. Ich wollte diese Anhänger eures Propheten nicht in ihrem Glauben verletzen. Zur Vorsicht hatte ich mich aber in lange weiße Gewänder gehüllt, wie sie die Pilger trugen.

Der Zug bewegte sich unendlich langsam voran, weil auch viele Frauen mit ihren Kindern an der Pilgerfahrt teilnahmen. Schließlich verlor ich nicht nur die Geduld, sondern vor allem fürchtete ich, dass ich zu spät kommen könnte, um Abu Hassan vor seinen Feinden zu retten. Ich versetzte mein Pferd in eine schnellere Gangart und galoppierte eilig an der Pilgergruppe vorbei. Was ich nicht bedacht hatte, war die riesige Staubwolke, die ich bei diesem Ritt verursachte, sodass die Pilger vom Sand der Straße eingehüllt wurden. Ein Protestschrei erhob sich. Für mich gab es aber kein Zurück.

Soeben hatte ich die Vorhut einer festlich gekleideten Gruppe auf geschmückten Pferden hinter mir gelassen, als ich den Hufschlag einiger Reiter hörte. Einer überholte mich und versperrte mir den Weg. Ein anderer rückte dicht von hinten auf, und zwei weitere bedrängten mich von den Seiten.

›Was soll das bedeuten?‹, schrie ich wütend, denn Angriff ist die beste Verteidigung. Der Reiter an meiner linken Flanke gab mir einen Schlag mit seiner geflochtenen Peitsche, wogegen ich mich nicht einmal schützen konnte, so eng hatten sie mich in ihre Mitte genommen.

›Halt dein Maul, oder willst du, dass ich es dir für immer stopfe?‹, brüllte mich der Reiter von der rechten Flanke an. Mein allzu grober Ton war vielleicht doch nicht dazu geeignet, die drei Reiter einzuschüchtern. Darum schlug ich sanftere Töne an. Vielleicht waren diese vier Männer Reitknechte eines hohen Herrn, der mich ohne viel Federlesen am nächsten Baum aufknüpfen lassen würde. ›Warum versperrt Ihr mir den Weg?‹, fragte ich möglichst zahm. Die Antwort gefiel mir gar nicht. ›Das wird dir der Herrscher von Al-Qudz selbst sagen. Er hat befohlen, dich zu ihm zu führen.‹ Ich brauche dir wohl nicht zu verraten, Uthman, wer diesen Befehl gegeben hatte.«

›Natürlich Nadjm Ghazi«, rief Uthman. »Du hattest dich zu lange in Tabuk aufgehalten. Denn dass der Emir auf dem

Wege zum Roten Meer war, hatte dir Ortokides schon in Aqaba gesagt. Auch in Qumran hatte man den Besuch des Emirs erwartet, weil er wie der Teufel hinter der Seele Suleimans Schätzen nachjagte.«

»Ich hatte mir doch vorgenommen, dem Emir mannhaft gegenüberzutreten und die Unschuld Abu Hassans zu beweisen. Aber dieses Treffen im Staub der Pilgerstraße war nicht nach meinem Sinn. Der Emir hatte mich erkannt. Das zeugte von seinem guten Gedächtnis.«

Uthman grinste. »Vielleicht hattest du aber auch einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn gemacht.«

»Lass deine dummen Scherze! Sonst wirst du gleich einen Eindruck auf deiner Wange spüren!« Henri lächelte. Gar so ernst war diese Drohung wohl nicht gemeint.

»Ich stand nun dem Emir gegenüber, der mich von oben bis unten musterte. Einer der Reiter hatte mich vom Pferd geholt und wollte mich zwingen, vor dem Emir im Staub niederzuknien. Aber ich leistete erbitterten Widerstand. Der Zug war zum Stehen gekommen, und die Nächststehenden umringten uns neugierig und erhofften sich ein wenn schon nicht blutiges Schauspiel, so doch wenigstens zu ihrer Erheiterung eine Bastonade. So machte es beinahe den Eindruck, denn die Reiterknechte warfen mich in den Sand und rissen mir die Schuhe von den Füßen. Man warf mich auf den Bauch und band mir die Füße zusammen. Einer der Reiter hatte schon mit freudigem Gesichtsausdruck einen biegsamen Stock herbeigeholt.«

»Hattest du schon einmal das zweifelhafte Vergnügen, die Bastonade zu erhalten?«, fragte Uthman, und Henri glaubte in dessen Gesicht ein wenig Schadenfreude zu erkennen.

»Noch nie! Ich hatte bisher nur von dieser sarazenischen Strafe gehört. Genau drei Schläge ließ mir der Emir auf meine Fußsohlen verabreichen. Dann gebot er Halt, obwohl die

Menge murrte. Wie ich später erfuhr, war eine Bastonade unter fünfzig Schlägen nicht üblich. Ich erhob mich und stand dem Emir Auge in Auge gegenüber, obwohl das falsch ausgedrückt ist. Denn er saß hoch zu Ross und schaute auf mich herab, während ich staubbedeckt von unten zu dem Herrn von Al-Qudz hochschauen musste.

›Diese drei Schläge habt Ihr erhalten, um Euch einen kleinen Vorgeschmack zu vermitteln, falls Ihr es nicht aufgebt, in fremde Burgen einzudringen, um Abu Hassan zu befreien.« Man hatte ihm also von meinem kühnen Eindringen in die Burg Ashab Al-Aykah berichtet. Ich hoffte, dass man meinen Retter nicht entlarvt hatte. Mit drei Schlägen auf die Fußsohlen wäre es bei ihm nicht getan gewesen.

Sollte ich weniger mutig sein als alle diejenigen, die mir bisher geholfen hatten, obwohl sie sich damit in Gefahr brachten? Ich brauchte nicht lange nachzudenken. ›Abu Hassan ist unschuldig. Ihr habt Unrecht getan, ihn seinen Feinden auszuliefern, die ein falsches Zeugnis abgelegt haben.« Damit war ich zu weit gegangen. Ich hatte hohe Beamte der Lüge bezichtigt. Was aber noch schlimmer war: Ich hatte die unerhörte Unverschämtheit besessen, dem Emir ins Gesicht zu sagen, er habe ein Unrecht begangen. Die Strafe folgte im wahrsten Sinne des Wortes auf dem Fuß. Der Emir lief zornrot an.

›Gebt ihm noch einmal zehn Schläge!«, befahl er. Die Reiterknechte waren anscheinend darin geübt, die Bastonade auszuführen. Sie hatten mich blitzschnell in die richtige Stellung gebracht. Diesmal schmerzten mich die Schläge sehr. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ein Mensch fünfzig Schläge auf die nackten Fußsohlen aushalten konnte.«

›Oh doch, das kann man«, bestätigte Uthman aus eigener Erfahrung. »Nur gehen kann man nachher nicht mehr. Ich

kroch manchmal auf allen vieren aus der Koranschule nach Hause.«

»Na, wie hat dir das gefallen?«, fragte mich der Emir mit einem Lächeln. Ich schwieg, denn mir war nicht danach zumute, weiter vor der Menge gedemütigt zu werden, die auf eine Fortsetzung hoffte. ›Lass dir das eine Lehre sein, Tempelritter!«, fügte der Emir noch hinzu. ›Ich hoffe, wir werden uns bald zu einer weiteren Lektion wieder sehen.«

Ich war so wütend darüber, wie verächtlich er das Wort Tempelritter aussprach, dass ich den Mund nicht halten konnte. ›Das hoffe ich auch, aber dann zu gleichen Bedingungen!«

Die Reitknechte sprangen schon herbei. Die Menge johlte, aber der Emir winkte ab. ›Lasst ihn laufen! Er ist ein harter Bursche, und ich ahne schon, dass ihm irgendwann die fünfzig oder hundert Schläge gewiss sein werden.«

Ich humpelte durch den heißen Sand zu meinem Pferd, schwang mich in den Sattel und trabte langsam hinter dem Pilgerstrom her.«

»Haben dich die Leute ausgelacht, als du fast am Schluss des Zuges reiten musstest?«

»Nein, das empfand ich als merkwürdig. Der Gerechtigkeit war Genüge getan. Ich hatte mich gegen den Emir erhoben und meine Strafe erhalten. Damit war ich zu einem der ihren geworden. Einige Pilger versuchten sogar, mit mir ein Gespräch zu beginnen. Alles habe ich nicht verstanden. Aber ein Mann, der mir durch seine edlen Gesichtszüge auffiel, sprach leidlich unsere Sprache. Er erklärte mir, dass Taima vor Jahren ein antikes Zentrum arabischer Zivilisation gewesen sei. Unter dem babylonischen König Nabunidies sei Taima sogar einmal Hauptstadt gewesen. ›Aber das war vor sehr langer Zeit«, fügte er hinzu. Ob ich ein wenig Aramäisch beherrsche, fragte er noch. Dann müsse ich mir unbedingt die berühmte

Stele von Taima ansehen, auf der etwas in aramäischer Schrift geschrieben sei.

Ich freute mich natürlich, dass man mich im Kreis der Pilger aufgenommen hatte. Aber ehrlich gesagt, hatte ich zu dieser Zeit weder an irgendeinem babylonischen König noch an einer aramäischen Inschrift Interesse. Meine Fußsohlen schmerzten, und ich schwor dem Emir Rache. Irgendwann würde ich ihm mit einer Waffe gegenüberstehen. Dann gnade dir Gott, Emir Nadjm Ghazi von Al-Qudz!«

»Ich hoffe, dass es zu diesem Zweikampf kam«, sagte Uthman. »Da ich dich als vorzüglichen Kämpfer kenne, bin ich sicher, dass du als Sieger aus diesem Kampf hervorgegangen bist.«

»Das erhoffe ich mir auch von den Kämpfen, die uns jetzt entweder gegen den Kapitän oder gegen die Piraten drohen. Es ist ziemlich schnell dunkel geworden. Ich übernehme die erste Wache und werde dich wecken, falls wir in der kommenden Nacht schon die Bucht von Menorca erreichen.«

Gegen Morgen entstand auf der Kogge eine allgemeine Unruhe. Der Gehilfe des Kochs, dem man Prügel angedroht hatte, falls er den Mastkorb verließ, hatte mit verhaltener Stimme gerufen, dass Land zu sehen sei. Er fürchtete sich davor, eine falsche Meldung zu geben. Aber einige Matrosen erschienen an Deck und verteilten sich an der Reling. Ihre Blicke wandten sich nach Osten. »Der Gipfel des Monte Toro ist schon zu sehen«, behauptete einer.

Uthman, der die zweite Wache übernommen hatte, brauchte seinen Gefährten nicht zu wecken. Denn Henri hatte ein feines Gefühl für Stimmungsschwankungen. Auch im Schlaf spürte er jede Veränderung. Der Kapitän kam aus seiner Unterkunft und ließ die Segel einziehen, damit sich das Schiff in ruhiger Fahrt der Küste näherte, ohne durch ein Riff in Gefahr zu geraten.

Der Steuermann zeigte seine Kunst, indem er die zerklüftete Steilküste mied und die Kogge langsam in eine Bucht manövrierte, die weit in die Insel hineinreichte. Steineichen und wilde Olivenbäume umgaben eine ufernahe Wiese, auf der feuerrote Mohnblumen, weiße Margeriten und wilde Hyazinthen eine bunte Farbpalette bildeten. Über allem schwebte der Duft von Rosmarin und Kamille. Menorca bot sich den Ankömmlingen als ein wahres Paradies dar. Die Matrosen warteten darauf, dass der Kapitän den Befehl zum Ankern gab. Ein vielstimmiges »Hurra!« begleitete das Rasseln der Kette, als der Anker in dem tiefblauen Wasser versank.

Ernesto di Vidalcosta zeigte sich von seiner besten Seite. »Ihr dürft alle von Bord gehen!«, erlaubte er seiner Mannschaft. »Es sieht nicht so aus, als ob uns hier Piraten auflauern würden. Aber Vorsicht ist immer angebracht. Darum soll die Wachmannschaft von den oberen Aufbauten aus das Meer beobachten. Auch ich werde an Bord bleiben.«

»Das habe ich nicht anders erwartet«, flüsterte Uthman. »Er wird seine wertvollen Kisten nicht aus den Augen lassen.« Die Seeleute wateten ausgelassen durch das niedrige Wasser dem Land zu und waren bald hinter Bäumen verschwunden. Uthman grinste. »Sie werden das nächstgelegene Dorf aufsuchen, um dort Mädchen zu belästigen.«

Henri sah sich um. »Vielleicht haben die Piraten nicht länger auf uns warten können. Denn Menorca gehört zum Königreich Mallorca. Ich nehme an, dass die Küsten durch königliche Soldaten geschützt werden, die den Seeräubern gefährlich werden könnten.«

»Wie sollen wir uns jetzt verhalten? Wäre es nicht am besten, auch an Land zu gehen?«

Henri schwieg. Er hob den Kopf, als ob er den würzigen Blumenduft einatmen wolle. »Irgendetwas stimmt hier nicht. Es ist so, als ob die Stille zu uns sprechen wollte.«

Der Kapitän wandte sich ihnen zu. »Was ist mit Ihnen, meine Herren? Wollen Sie nicht an Land gehen? Sie hatten sich doch so sehr auf Menorca gefreut!« Er hatte dem Meer den Rücken zugekehrt und wies auf die Bucht. »Diese Insel birgt viele Schönheiten, vor allem auch geheime Plätze, wo Ihr Euch verbergen könnt, wenn sich das als notwendig erweisen sollte.« Er lachte dröhnend und konnte sich gar nicht beruhigen.

Diese versteckte Drohung, vor allem aber das laute Gelächter erwiesen sich als grober Fehler. Denn er überhörte ein gewaltiges Rauschen, das sich plötzlich von der Seeseite aus

erhoben hatte. Eine Schaluppe mit dunklen Segeln tauchte urplötzlich vor der Kogge auf. An ihrem hohen Mast flatterte eine schwarze Fahne. Der Totenkopf mit den gekreuzten Knochen ließ keinen Zweifel daran, dass sich ihnen ein Piratenschiff mit hoher Geschwindigkeit näherte. Wo war es nur hergekommen? Es hatte höchster seemännischer Kunst bedurft, um das Felsenriff der Nachbarbucht zu umrunden, ohne die Segel zu streichen. In voller Fahrt kam die Schaluppe auf sie zu.

Dann ging alles sehr schnell. Das Piratenschiff legte an der Längsseite an. Mehrere Enterhaken flogen herüber und bohrten sich in die Bordwand. Mindestens zehn verwegene Gestalten zogen die Kogge nahe an die Schaluppe heran. Die ersten Seeräuber sprangen mit geübtem Sprung herüber, als der Zwischenraum noch ziemlich breit war.

»Komm mit nach oben!«, schrie Uthman. »Ohne den Beistand von Brunella ist unser Leben keinen Pfifferling wert.« Er sprang zur Leiter, ehe ihn ein Wurfbeil treffen konnte. Henri erkannte, dass Uthman Recht hatte. Er zögerte noch einen Atemzug lang, ob er dem Kapitän zu Hilfe eilen sollte. Denn Ernesto di Vidalcosta war wie gelähmt stehen geblieben. Er wusste, dass er gegen die Übermacht der Piraten keine Chance hatte. Es war zu spät.

Von der untersten Sprosse der Leiter blickte Henri noch einmal zurück. Einer der Piraten, der als Erster herübergesprungen war, erhob sein Beil und spaltete dem Kapitän der Kogge mit einem einzigen Hieb den Kopf. Nur mühsam gelang es dem Angreifer, das Beil wieder herauszuziehen, das durch Hals und Schultern bis in den Körper gedrunken war. Henri hatte schon an vielen Kämpfen teilgenommen. Blut und Verwundungen hatten ihn niemals unberührt gelassen. Aber der Hass und die wütende Gewalt,

die in diesem Hieb steckten, waren furchtbar. Wo nur war Gott in solchen Augenblicken?

Er kletterte die Leiter hoch, so schnell es die schwankenden Sprossen zuließen. Was ihn oben erwartete, hatte er geahnt. Brunella hatte sich ihrer Fesseln entledigt. Ob Uthman das Seil mit seinem Messer durchschnitten hatte oder ob Arturo die Fesseln gelöst hatte, während er seine Lust befriedigte, konnte Henri nicht feststellen. Uthman stand wie ein Racheengel in der Mitte des Raumes. Ob Brunella ihm den Dolch aus dem Gürtel gerissen oder ob er ihr die Waffe freiwillig gegeben hatte, auch das blieb unklar. Aber Henri sah mit einem Blick, dass Brunella dem verhassten Mann mit der Klinge die Kehle durchbohrt und danach den Körper mit zahllosen Stichen geradezu zerfleischt hatte. Uthman hatte dem anderen Wachmann, der seinem Kameraden beistehen wollte, mit einem Griff das Genick gebrochen.

Brunella ließ den Dolch fallen und sprang zur Treppe. »Valentino! Hier bin ich! Hier oben! Ich habe schon gute Arbeit geleistet!«

Auf der obersten Sprosse der Leiter erschien ein Mann.

Sein Gesicht war von Hass verzerrt, und er hielt sein Beil warfbereit in der Faust. Brunella stürzte ihm entgegen und wollte sich ihm an die Brust werfen. Aber er schob sie beiseite. »Wer sind diese Männer? Hast du etwa einen anderen Liebhaber gefunden?«

Brunella trat einen Schritt zurück und funkelte ihn wütend an. »Wie kannst du nur so etwas von mir denken?« Sie deutete auf Uthman. »Dieser dunkelhaarige Mann hat mir das Leben gerettet, als der Kapitän mich töten lassen wollte.« Sie übertrieb, aber das war bei dem leicht erregbaren Valentino angebracht.

»Und der andere hier? Gehört er zur Besatzung?«

»Sein Name ist Henri. Er ist klug und verschlagen. Es ist ihm nämlich gelungen, das Versteck zu finden, in dem der Kapitän seine Silberbarren und kostbaren Leuchter aufbewahrt. Im Schiffsrumpf neben der Bolde stehen zwei Kisten, die mit Tüchern abgedeckt sind.«

Valentino ließ sein Beil sinken und gab Brunella einen flüchtigen Kuss. »Das klingt nicht übel, mein Herzchen! Aber wir müssen uns beeilen, ehe die Besatzung zurückkehrt. Spring auf die Schaluppe, und zeige den beiden Männern, wie sie das Enterseil benutzen! Inzwischen werde ich die Kisten hinüberschaffen lassen.«

Er sprang leichtfüßig auf das untere Deck und verschwand mit einigen anderen im Schiffsrumpf. Brunella gab Henri und Uthman einen Wink, dass sie ihr folgen sollten. Ehe sie jedoch umständliche Erklärungen abgab, auf welche Weise sie sich am besten auf das andere Schiff hinüberschwingen könnten, waren Henri und Uthman schon mit einem weiten Sprung auf das Deck der Schaluppe gesprungen.

Dort wurden sie von zwei älteren Seeräubern empfangen, die sie für Gefangene hielten. Obwohl Brunella lauthals zeterte, die beiden seien Gäste und keine Gefangenen, band man ihnen die Hände auf dem Rücken zusammen und legte ihnen eine Eisenkette um die Knöchel. »Gefangene?«, rief der ältere, der ziemlich grob zupackte. »Seit wann gibt es denn bei uns Gefangene? Entweder spaltet man Feinden den Kopf, oder man wirft sie ins Meer. Manchmal gibt man ihnen die Möglichkeit, sich eins von beiden auszusuchen.« Er stieß die beiden vor sich her und warf sie aneinander gefesselt in eine dunkle Kammer unter Deck.

Uthman rieb sich die Schulter. »Hoffentlich hat mir dieser Teufel nicht den Arm gebrochen. Ich möchte ja nicht über falsche Entscheidungen jammern. Aber meinst du nicht, dass

auf Menorca zwischen Steineichen und Olivenbäumen bessere Luft gewesen wäre?»

»Aber wie lange hätten wir die gute Luft dort atmen können! Vielleicht hätte man uns sehr schnell an einem knorrigen Ast aufgehängt. Wie war noch deine Geschichte von Skylla und Charybdis?»

Oben auf Deck ertönten die Befehle des Piratenhauptmanns. Das Schiff erzitterte, als die schweren Kisten abgeladen wurden. Hammer- und Beilschläge ertönten. Obwohl Valentino von der Notwendigkeit einer schnellen Abfahrt gesprochen hatte, ließ er die Kisten öffnen.

»Wenn die Kisten leer oder mit Plunder gefüllt gewesen wären, hätte er sie sogleich über Bord geworfen. Mit Ballast gibt er sich nicht ab«, bemerkte Henri.

»Und uns wahrscheinlich dazu!«, gab Uthman seiner Befürchtung Ausdruck.

Henri und Uthman waren inzwischen lange genug auf See, um die Geräusche des Absegelns zu erkennen. An den Bordwänden rauschten die Wellen entlang, und über ihnen war das Knattern der Segel zu hören, die jetzt vom Wind ergriffen wurden.

»Wir haben die Bucht verlassen«, stellte Uthman sachkundig fest. »Hast du irgendwelche Rufe unserer Besatzungsmitglieder gehört?»

»Nicht den leisesten Ton. Falls sie aus dem Inneren zur Küste zurückgekehrt sein sollten, werden sie sich gehütet haben, sich irgendwie bemerkbar zu machen.«

»Der Anblick des Kapitäns mit seinem gespaltenen Kopf war furchtbar.« Uthman seufzte. »Hoffentlich werden wir nicht ebenso aussehen. Mir kommen langsam Zweifel, ob man Brunella wirklich trauen konnte.«

»Über vergossene Milch soll man nicht jammern«, mahnte Henri. Er hatte einen Laut vor der hölzernen Tür gehört, die

jetzt geöffnet wurde. Im Türrahmen stand Valentino. »Ihr habt nicht gelogen. Das rettet euch das Leben. Aber losbinden kann ich euch nicht, obwohl meine Braut für euch ein gutes Wort eingelegt hat. Wo kommen wir hin, wenn wir den Bitten eines Weibes nachgeben! Bei uns ist das nicht üblich. Ich habe sie in meine Unterkunft geschickt. Dort wird sie warten, bis ich zu ihr komme und das von ihr verlange, was eine Frau ihrem Mann geben muss.«

Henri spürte an den Bewegungen der Fesseln, dass Uthman wütend an dem Seil riss, mit dem sie zusammengebunden waren. Er versuchte, die Situation zu entschärfen. »Wie lange müssen wir in diesem Zustand ausharren?«

Valentino weigerte sich nicht, eine ausführliche Antwort zu geben. »Es ist bei uns Brauch, die Beute zu teilen. Sobald wir in unserem Versteck auf einer der Pityusen sind, wird das geschehen. Aber auch über das Schicksal von Gefangenen wird am Ende eines Beutezugs entschieden. Solange müsst Ihr Euch gedulden.«

Er verließ die finstere Kammer. Von draußen ertönten Jubelrufe. Die Beute war reichhaltiger, als die Seeräuber erwartet hatten.

»Vielleicht stimmt sie das friedlich, und sie bringen uns etwas zu essen«, hoffte Uthman. »Wenn sie auch die Kochkombüse geplündert haben, fällt unter Umständen auch für uns etwas ab.«

»*Si deo placet* – wenn es Gott gefällt«, fügte Henri hinzu.

Er dachte darüber nach, was Valentino über die Frauen gesagt hatte. Für ihn hatte es sehr verächtlich geklungen. Zwar wurden auch in den Templerorden keine Frauen aufgenommen, sondern nur Männer in waffenfähigem Alter. Oder Knaben, deren Erziehung im Orden vervollständigt werden sollte. Auch musste der Templer bei der Aufnahme in den Orden sich zur Keuschheit verpflichten. Dennoch wurden

die Frauen geachtet. In der *Bulle Militia Dei* war es dem Orden ausdrücklich gestattet worden, in ihren Templerkirchen auch die Gemeindemitglieder und ihre Familien zum Gottesdienst zuzulassen.

Henri gelang es nicht, die Gedanken an Leila, die Schwester Uthmans, zu verscheuchen. Er hatte sie geliebt, aber ohne den Wunsch, ihren Körper zu besitzen. Seine Liebe zu diesem Mädchen war so, wie die Minnesänger die reinen Gefühle beschrieben. Sie hoben die Frau auf ein Podest und erniedrigten sie nicht zu einem Objekt, das ihrer Lust zu dienen hatte.

Er wollte Uthman nicht an seine Schwester erinnern, die von ihrem Vater an den reichen Besitzer einer Karawanserei verheiratet worden war. Darum brachte er das Gespräch auf ihre augenblicklichen Schwierigkeiten. »Unsere Lage hat sich verschlechtert. Soll ich dich mit der Fortsetzung meiner Geschichte auf andere Gedanken bringen?«

»Wenn es dir gelungen ist, Abu Hassan zu befreien, wäre das ein Lichtblick«, sagte Uthman. »Also lege los!«

Henri versuchte, sich in dieser feuchten dunklen Kammer auf den heißen Pilgerweg zurückzusetzen.

»Ich war zornig«, begann er die Fortsetzung seiner Geschichte. »Aber der Zorn ist kein guter Wegbegleiter. Denn ich ritt am Schluss des Zuges und hatte nichts anderes im Sinn, als den Emir und sein Gefolge zu überholen. So kam es, dass ich den Weg nach Taima verfehlte. Als sich mir nämlich zur linken Hand ein Weg eröffnete, sah ich ihn als eine Möglichkeit an, schneller als der Pilgerzug mein Ziel zu erreichen. Aber ich landete in der Wüste Nefud. Jemand hat einmal zu mir gesagt, dass die Wüste weit und flehend ausgebreitet daläge wie ein endloses Gebet zu Gottes

Barmherzigkeit. Aber zunächst konnte ich diese Gedanken nicht verstehen. Mir kam es eher so vor, dass der Teufel, in seiner Wut über seine Verstoßung aus dem Himmel, in diese rote Sandwüste Trümmerbrocken und zerstampfte Felsmassen geschmissen habe. Wenn ich durch meinen Zorn und die Rachedgedanken gesündigt hatte, so habe ich das durch meine einsamen Tage in der Wüste gebüßt. Der Wüstenwind trieb mir glühend heiße Sandwolken entgegen. Gegen die eisige Kälte der Nacht hatte ich keinen anderen Schutz als meine Satteldecke. Der Himmel senkte sich wie flüssiges Blei auf mich herab. Zwischen dem Horizont und der endlosen Weite der Wüste verschwamm die Trennungslinie. Meine Sinne versagten, und meine Tatkraft hatte mich verlassen. Zuletzt fühlte ich nicht einmal mehr meinen Körper.«

Uthman legte seine Hand auf die Schulter seines Freundes. »Das ist *Dschahannam* – die Hölle –, die du da beschreibst.«

»Ich verfiel Trugbildern, bewegte mich in einer gestaltlosen Welt vorwärts. Die flirrende Luft der Wüste gaukelte mir das vor, das ich mir am meisten wünschte: Wasser für mein Pferd und mich. Diese Fata Morgana weckte noch einmal meine Hoffnung. Ich glaubte, in nicht zu weiter Ferne eine Oase zu sehen. Als ich meinen Irrtum erkannte, brach ich endgültig zusammen. Das Letzte, was ich vernahm, war das leise Rieseln einer Sanddüne, die im Wind zu wandern begann. Meine gestörte Sinneswahrnehmung empfand diesen Ton wie ein verhaltenes Tönen einer weit entfernten Glocke, die mich zum Gebet rief. Weißt du, was die Beduinen zu diesem Zustand sagen? Nein, wie solltest du auch? Sie nennen es das Flüstern der Engel.

Als ich wieder zu mir kam, sah ich im Flimmern der Sonnenstrahlen merkwürdige Gestalten. Sie wirkten wie zerschnitten. Ihre Gesichter schwebten neben ihren Leibern, so als ob diese Körper aus zwei verschiedenen Hälften bestünden.

Jemand benetzte meine Lippen mit einigen Tropfen Wasser, die ich gierig aufsaugen wollte. Aber sie verdunsteten schon auf meinen rissigen Lippen. Ich spürte, wie man mich in einen Sattel hob. Ein starker Arm umfasste mich, damit ich bei dem wiegenden Gang eines Kamels nicht den Halt verlor.«

»Wer hat dich vor dem Tod in der Wüste errettet?«, fragte Uthman. »Vielleicht einige Pilger, die von Norden kamen?«

»Nein, es waren Beduinen, denen ich mein Leben verdankte. Ich weiß nicht, wie viele Tage ich in einem ihrer Zelte verbrachte. Frauen versorgten mich, flößten mir Getränke ein und fütterten mich, weil ich zu schwach war, eine Essensschale zu halten. Damals habe ich gelernt, die Hilfe und das Mitleid der Frauen zu achten. Als ich eines Morgens zum ersten Mal den Ruf hörte: *Haï alas Salah; Allah akbar; la llaha il Allah* – Auf zum Gebet; Gott ist groß; es gibt keinen Gott außer Gott –, da fand auch ich endlich wieder zum Gebet. Glaube mir, Uthman, dass ich gerne in das Gebet der Beduinen mit einstimme. Denn durch ihre Barmherzigkeit hatte ich gelernt, dass es für uns alle nur einen Gott gibt.«

Henri schwieg. Denn auf Deck waren Schritte zu hören, die sich ihrer Kammer näherten. Die Tür wurde aufgestoßen, und ein Mann trat ein. Er trug einen Wassereimer, der bei jedem seiner heftigen Bewegungen überschwappte und den engen Raum unter Wasser setzte. Nachdem er den Eimer abgesetzt hatte, lockerte er den Gefangenen die Fesseln, stellte zwei Blechbecher neben den Eimer und legte ein paar Zwiebäcke hinzu, über die sich sogleich die Kakerlaken hermachten.

»Wo bringt Ihr uns hin?«, fragte Henri, während Uthman versuchte, mit den Füßen ein paar Kakerlaken zu erreichen und totzutreten. Der Seeräuber schüttelte den Kopf. Entweder hatte er Henri nicht verstanden, oder es war ihm verboten worden,

den Gefangenen Auskunft zu erteilen. Er verschwand wieder, ohne ein Wort von sich gegeben zu haben.

»Eine so höfliche Frage versteht so ein Mistkerl nicht!«, sagte Uthman wütend. »Man muss solchen Leuten eins aufs Maul geben und ihnen ein paar Zähne ausschlagen. Vielleicht klappt es dann mit der Verständigung.«

Henri reichte ihm einen Becher und entriss den Kakerlaken ein paar Brocken der Zwiebäcke. »Iss und trink, wenn du hungrig und durstig bist! In Aleppo, im Haus deines Vaters, pflegte man allerdings andere Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Aber dafür gab es dann zum Vorgericht auch manchmal eine Bastonade, während man uns hier noch nicht geschlagen hat.«

»Was nicht ist, kann noch werden«, brummte Uthman.

Gegen Abend öffnete sich abermals die Tür. Valentino erschien und sah wütend auf sie herab. »Seid froh, dass Ihr eine so hartnäckige Fürsprecherin habt. Brunella hat sich geweigert, meine allerdings manchmal – wie soll ich sagen? – ausgefallenen Wünsche zu erfüllen, bevor ich Euch nicht befreit und an Deck gelassen habe.« Er zog ein Messer hervor und schnitt die Fesseln durch. »Los! Auf! Begeht Euch zum Bug, wo ich Euch unter Kontrolle halten kann. Falls uns ein fremdes Schiff begegnet, legt Euch augenblicklich flach zu Boden! Wenn Euch das Leben lieb ist, lasst Euch nicht einfallen, irgendwelche Signale zu geben!« Er versetzte ihnen ein paar kräftige Tritte in die von ihm gewünschte Richtung, sodass die beiden auf den Knien im Vorderbug landeten. Valentino schenkte ihnen keinen Blick mehr.

»Sieh mal, die Piraten haben die Segel gewechselt«, sagte Henri und wies auf das leuchtend blaue Tuch.

»Auch die verräterische Piratenflagge mit dem Totenkopf haben sie eingezogen«, bemerkte Uthman.

»Ja, wenn mich nicht alles täuscht, ist dies jetzt die Flagge in den Farben von Mallorca. Valentino ist wirklich ein sehr schlauer Bursche. So wird niemand Verdacht schöpfen.«

»Hast du schon gesehen, wer oben im Mastkorb sitzt?«, fragte Uthman, der seine Augen überall herumwandern ließ. »Es ist Brunella, die uns sogar zuwinkt.«

Aber auch Valentino musste bemerkt haben, was seine Braut dort oben trieb.

»Komm herunter, du Miststück!«, rief er ziemlich unfreundlich. »Hier sitzen wohlbehalten deine Freunde. Jetzt erfülle auch du deinen Teil unserer Abmachung!«

Brunella kam an dem Mast herabgerutscht, geradewegs in die Arme von Valentino. Entgegen seiner groben Anrede fing er sie sanft auf. Er nahm sie an der Hand und brauchte keinerlei Gewalt, um sie wegzuführen. »Komm, mein Schatz! Wir werden uns im Achtersteven niederlassen.« Er legte einen Arm um ihre Taille, und es machte nicht den Eindruck, als ob Brunella etwas dagegen hätte.

»Merkwürdig, diese Piratenbräute!«, meinte Uthman. »Sie haben anscheinend doch größeren Einfluss, als ich angenommen hatte. Eine arabische Frau hätte niemals bestimmen dürfen, ob ein Gefangener befreit werden solle oder nicht. Ihr Gebieter hätte sie mit Prügeln zur Räson gebracht, und das sogar mit Billigung des Propheten.«

Henri streckte die Beine aus, die während der langen Zeit in den Fesseln gefühllos geworden waren. Er blickte zum Himmel, an dem sich die ersten Sterne zeigten. »So lässt es sich aushalten. Ich hoffe nur, dass man uns nicht zwingt, eine Unterkunft aufzusuchen, wo uns Ratten und Flöhe anfallen.«

Uthman ließ sich seufzend neben ihm nieder. »Wenn ich an das grauenvolle Ende unseres Kapitäns Ernesto di Vidalcosta denke, dann haben wir doch bei weitem das bessere Los erwischt. *Alhamdu lillah* – Gott sei Dank! Wie wäre es, wenn

du mir jetzt von deiner wundersamen Errettung aus der Wüste weiter erzähltest?«

»Der Anblick des Sternenzeltes eignet sich recht gut, um über meinen weiteren Aufenthalt bei den Beduinen zu erzählen«, begann Henri seine abenteuerliche Geschichte. »Als es mir nämlich besser ging, verließ ich nachts das Zelt und legte mich zum Schlafen nach draußen. Wie die Beduinen hüllte ich mich in eine Decke. Aber während sie schliefen, habe ich die Pracht der Sterne bewundert, die über der Wüste heller und strahlender blinken als sonst wo auf der Welt. Ich musste daran denken, dass dieses Firmament in seiner Pracht den Menschen immer noch Ruhe und Frieden schenken wird, wenn mein kurzes Leben längst vorüber ist. Mehr als die kräftigende Kamelmilch und das Brot aus Hirse, die spärlich zwischen den Felsen wuchs, gab mir diese nächtliche Sternenwelt meine alte Widerstandskraft zurück. Beinahe widerwillig dachte ich an meine Pflichten, die auf mich warteten.

Auch mein Pferd hatte sich inzwischen erholt. Es gab keinen Grund mehr, länger am Leben der Beduinen teilzunehmen. Sie spürten meine Unruhe und führten eines Tages in der noch kühlen Morgenstunde mein Pferd gesattelt vor das Zelt. Einige Männer hatten sich eingefunden und lächelten mir aufmunternd zu. Ich verstand, dass sie mich begleiten wollten. An meinem Sattel hingen mehrere Wasserflaschen. Sie hatten für alles gesorgt. Ich wusste nicht, wie ich ihnen danken sollte. Aber sie erwarteten gar keinen Dank. Die Wüste hatte sie dazu erzogen, dass einer für den anderen da sein müsse, ohne Gegendienste zu erwarten.

Wir ritten viele Tage durch Sand und Felsen, bis wir eines Abends die Pilgerstraße wieder erreicht hatten.

Aber nicht dort, wo ich abgebogen war, sondern am Ortseingang von Taima. Ein letztes Mal legte ich mich mit den anderen in meiner Beduinendecke zur Ruhe. Als ich aufwachte, waren meine Begleiter verschwunden. In der Ferne hörte ich den Ruf des Muezzins, der zum Gebet rief. Der erste Sonnenstrahl hatte die oberste Balustrade des Minarets erreicht und mahnte mich zum Aufbruch. Einen Atemzug lang musste ich mich darauf besinnen, was mich denn eigentlich nach Taima geführt hatte. Ich sehnte mich nach der Ruhe der Wüste zurück.«

»Aber Henri«, sagte Uthman verwundert. »So kenne ich dich ja gar nicht. Kann die Wüste wirklich einen Menschen so verändern?«

»Bis zu einem gewissen Grade schon. Aber die Wirklichkeit holte mich schnell zurück. Taima liegt an einer Handelsstraße, die Mekka und Damaskus miteinander verbindet, so dass Taima Händlern und Pilgern in gleicher Weise als Treffpunkt dient. Durch die engen Straßen wälzte sich eine Menschenmenge, die fast kein Durchkommen zuließ. Aber während ich noch auf der Suche nach einer Gasse war, die vielleicht zum Hauptplatz führte, wurde die Menge plötzlich nach hinten zurückgedrängt. Ich konnte zunächst nicht feststellen, was denn die Ursache dieser Flucht nach hinten war. Aber dann geriet ich selbst in diesen Stau.

Soldaten auf Pferden, die immer wieder scheuten und mit der Peitsche vorangetrieben werden mussten, drängten rücksichtslos die Menge zurück. Wer nicht schnell genug ausweichen konnte, geriet erbarmungslos unter die Hufe. Und wer etwa versuchte, sich den Soldaten entgegenzustellen, wurde niedergeknüpelt.

In dem allgemeinen Geschrei konnte ich zunächst nicht die Befehle der Soldaten verstehen. Aber dann gellte es mir in den

Ohren: »Platz da, Ihr nichtsnutziges Gewürm! Der Emir kommt! Macht Platz für Euren Herrscher!«

Es gelang mir endlich, mich hinter einer Mauer in Sicherheit zu bringen. Der Emir war also noch immer in der Stadt, während ich ihn längst in seinem Palast an der Weihrauchstraße wähnte. Was hielt ihn hier auf? Ich glaubte nicht an eine Krankheit. Vielleicht wartete er auf einen Boten, der ihm eine wichtige Nachricht überbringen sollte. Vielleicht aber ließ er die Burg von Taima beobachten, wo angeblich Abu Hassan eingekerkert sein sollte. Eine vage Hoffnung befiel mich, dass ihn Zweifel an der Zeugenaussage seiner Hofbeamten ergriffen hatten und er der Wahrheit auf den Grund gehen wollte. Andererseits war es aber auch möglich, dass die Hinrichtung meines Bündnisbruders bevorstand, und zwar zur Abschreckung in aller Öffentlichkeit. Die Teilnahme an solch einem Schauspiel konnte sich schon herumgesprochen haben. Darum hielten sich all diese Menschen noch in Taima auf.«

»Ich weiß und muss es leider zugeben«, meinte Uthman traurig, »dass die Menschen des Orients sich an dieser Art der Darbietung berauschen können, vor allem dann, wenn dem Verurteilten dabei möglichst viele Schmerzen zugefügt werden. Ein heimlicher Mord in einem Kellergewölbe wird nicht zur Kenntnis genommen.«

»Diese finstere Seite des Menschen offenbart sich nicht nur im Orient«, gab Henri zu. »Mir ist es nicht erspart geblieben, die Lust und die Befriedigung der Zuschauer zu beobachten, als man die Großmeister unseres Ordens auf dem Scheiterhaufen verbrannte. Aber bin ich anders? Es verschaffte mir ein unerhörtes Gefühl der Genugtuung, als ich Philipp sterben sah.«

Uthman fand ein Wort der Entschuldigung. »Du hattest ein Versprechen einzulösen und musstest den Fluch der

Großmeister erfüllen. Das war deine Pflicht, die sich von der lüsternen Schaulust unterscheidet, welche die Menschen dazu treibt, einer grauenvollen Hinrichtung beizuwohnen. Aber erzähle weiter! Denn ich hoffe, dass es nicht zu einer Hinrichtung kam.«

»Die Soldaten des Emirs hatten schließlich die Straße geräumt«, berichtete Henri und schob mit seinen Händen einen imaginären Pöbel zur Seite. »Ein paar Neugierige hatten es gewagt, sich gegen die Mauern der Häuser zu pressen. Die Schwerverletzten hatte man an den Rand der Straße gelegt, genauer gesagt, aufeinander getürmt. Wer von ihnen noch gehen konnte, war davongehumpelt.

Als der dumpfe Ton der *Darabukka* – der großen Trommel – ertönte, konnte auch ich meine Neugier nicht mehr bezähmen. Vorsichtig lugte ich über die Mauer. Als Erstes erschienen die Schwerträger der Palastwache des Emirs. Rücksichtslos teilten sie mit der flachen Klinge ihrer Waffen Hiebe aus, wenn sich einer von der Hausmauer löste, um besser sehen zu können. Es folgte die lange Reihe der Bogenschützen und Reiter, die ihre Lanzen gesenkt hielten. Die Pferde tänzelten unruhig, als sie ihren Weg durch die enge Straße nehmen mussten. Hinter diesem martialischen Aufgebot erschienen die Würdenträger des Hofes von Al-Qudz. Sie hatten Jerusalem verlassen, um an dieser Demonstration der Macht teilzunehmen. Was mich jedoch am meisten erstaunte, war die Reihe der Frauen am Schluss des Zuges. Voran schritten vier wunderschön gekleidete Frauen. Ich nahm an, dass es sich bei ihnen um diejenigen handelte, die dem Emir rechtmäßig nach dem Ritus eures Propheten angetraut waren. Danach folgten andere Frauen, weniger prachtvoll gekleidet. Ein Mann, der sich in meinem Versteck hinter der Mauer eingefunden hatte, erklärte mir, dass es sich um die Konkubinen des Emirs und um seine Lieblingssklavinnen handele. In gebührendem Abstand

erschien eine verschleierte Sänfte, die von zwei kräftigen Nubiersklaven getragen und von mehreren Pagen in golddurchwirkten Gewändern flankiert wurde. Es ließ sich nicht erkennen, wer im Inneren der Sänfte saß.

›Könnt Ihr mir sagen, wer diese Vorzugsstellung genießt?‹ fragte ich meinen Nachbarn.

Er sah mich erstaunt an. ›Wie, das wisst Ihr nicht? Es ist die *Qayna*, die dem Herz unseres Gebieters am nächsten steht. Wenn düstere Gedanken ihn bedrängen, erfreut sie ihn durch Gesang und Tanz. Man kann sie nicht zu den Sklavinnen rechnen. Denn sie wurde in Mekka erzogen und erhielt ihre Ausbildung in Bagdad. Es geht das Gerücht, Emir Nadjm Ghazi habe für diese Qayna eine horrende Summe gezahlt, die ungefähr den Schätzen des Königs Salomo entspricht.‹

Der Zug wälzte sich durch die Straßen von Taima bis vor die Pforten der Moschee. Die Schwerträger und Lanzenreiter nahmen auf dem Platz Aufstellung. Der Emir und sein Gefolge betraten die Moschee. Die Würdenträger knieten auf dem kostbaren Perserteppich im Hauptraum nieder. Die Frauen nahmen ihre Plätze im Hintergrund ein. Alle hatten sich ihrer Schuhe entledigt und im kühlenden Wasser des Brunnens, im Schatten der Platanen, Arme und Füße gewaschen. Ich tat es ihnen nach.

Nach einer Weile hörte ich draußen laut den Ruf des Imam: ›*Qad qamat as-salat* – Das Gebet hat begonnen.‹ Die Männer, die dem Zug bis zur Moschee gefolgt waren, warfen sich in den Staub des Vorplatzes. Nur wenige hatten sich einen Gebetsteppich mitgebracht.«

›Was tatest du?‹, fragte Uthman. »Bleibst du stehen?«

›Nein, natürlich warf auch ich mich nieder. Nicht etwa nur, weil ich fürchtete, als Ungläubiger entlarvt zu werden, sondern auch, weil ich die anderen in ihrem Glauben an Allah und den Propheten nicht verletzen wollte.‹

»Das beweist wieder einmal deine edle Gesinnung.«

Henri wollte auf dieses Lob nicht eingehen, obwohl er Einwände gehabt hätte. »Damals lernte ich in der Gemeinschaft dieser Gläubigen des Islams, was eine *Rak'a* ist. Dir muss ich ja nicht den wichtigsten Teil des Gebets erklären, der aus Verbeugung und Niederwerfung besteht. Ich hatte nicht das Gefühl, mit dieser *Rak'a* unseren Gott, Jesus Christus und die Jungfrau Maria zu beleidigen.«

»Vielleicht wurden dir bei diesem Gebet sogar deine Sünden vergeben«, gab Uthman zu bedenken.

»Ja, vielleicht. Aber ich hoffte auch, dass der Emir Gelegenheit fand, über Recht und Unrecht sowie über die Ausübung und die Grenzen einer Gewaltherrschaft nachzudenken.«

»Meine Erfahrung sagt mir, dass du mit Hoffnungen dieser Art einen orientalischen Herrscher überfordert hast.«

»Nicht nur einen orientalischen, fürchte ich«, fuhr Henri fort. »Denk nur an König Philipp von Frankreich, den ich getötet habe.«

Wieder einmal fand Uthman eine Entschuldigung für diese Tat. »Das war ein Tyrannenmord! Du solltest nicht zu viele Gedanken an dieses Geschehen verschwenden. Bitte erzähle weiter!«

Der Imam hatte eine ziemlich lange Sure für seinen Vortrag gewählt, und die Niederwerfungen nahmen kein Ende. Das entsprach wohl der Würde dieses Besuches. Die Leute auf dem Vorplatz wurden unruhig. Mehr als einmal ließ einer der Schwertträger seine blanke Klinge auf einen der gebeugten Rücken herabsausen.

Als endlich draußen die Stimme des Imams zu hören war: »Der Friede sei über Euch und die Barmherzigkeit Gottes«, erhob sich ein befreiendes Seufzen. Die Reihenfolge des Zuges hatte sich beim Verlassen der Moschee geändert. Als Erstes

zeigte sich der Emir. Er wurde mit Jubelgeschrei begrüßt, in das ich nicht einstimmen mochte. Aber ich schob mich in die vordere Reihe. Das war eine bewusste Provokation. Für einen Augenblick verhielt der Emir seinen Schritt. Wir schauten uns starr in die Augen. Er hätte seine Wache rufen können, um mich verhaften zu lassen. Er hätte mich auch in aller Öffentlichkeit als Christ entlarven und mir sogleich zur Befriedigung der Menge den Kopf abschlagen lassen können. Oder er hätte mich den Gläubigen ausliefern können, die nicht gezögert hätten, mich zu lynchen.

Nichts von alledem geschah. Er zögerte einen Atemzug lang. Dann löste er seinen Blick und setzte seinen Gang fort. Die Trommel war verstummt. Nicht die Würdenträger, sondern die Pagen schritten voran. Sie spielten heitere Weisen auf kleinen Flöten, die Bug genannt werden. Die Bewohner von Taima hielten nicht mehr ihre Köpfe gesenkt, sondern schlossen sich dem Zug mit tänzelnden Schritten an. Die heilige Handlung war vorüber.

Eine fröhliche Stimmung hatte sich der Menge bemächtigt. Irgendjemand wusste, dass auf dem Platz am Ortsrand von Taima ein Fest stattfinden werde, zu dem alle Einwohner geladen seien. Ich aber wollte vor allem wissen, wohin sich der Emir nun wenden würde. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er gemeinsam mit seinem Gefolge in einem Zelt nächtigen würde. Diese Annahme erwies sich als richtig. Einige Bewaffnete setzten sich wieder an die Spitze des Zuges und vertrieben die Pagen mit groben Worten. Knechte hatten den Würdenträgern ihre gesattelten Pferde gebracht. Sie ritten hinter dem Emir die kleine Anhöhe zur Burg hinauf, die mit Efeu bewachsen gar nicht so Furcht erregend wirkte. Meine Blicke forschten schon nach einer Möglichkeit, wie ich eindringen konnte, ohne von Wachen überrascht zu werden. Erst zu diesem Zeitpunkt erkannte ich, dass auch die Qayna zu

Pferd neben dem Emir Nadjm Ghazi auf das weit geöffnete Portal zuritt.

»Du gibst wohl niemals auf!«, sagte Uthman. »Lieber verlierst du dein Leben, als von einem einmal gefassten Plan abzulassen.«

»Ich hatte mir vorgenommen, das Fest zu besuchen, das auf Veranlassung des Emirs für die Einwohnerschaft von Taima stattfinden sollte. Insgeheim hoffte ich, dass ich jemanden von der Dienerschaft der Burg kennen lernen würde. Als ich in der Dämmerung auf dem Hauptplatz des Ortes ankam, herrschte dort schon ein ausgelassenes Treiben.

Einige Garküchen boten gebratenes Hammelfleisch an, das allerdings ein wenig zu schwärzlich geraten war, aber trotzdem reißenden Absatz fand. Aus einem irdenen Krug wurden Säfte angeboten, die vorher von den Glaubenswächtern auf einen möglichen Alkoholgehalt geprüft worden waren. Am Rande des Festplatzes, wo die Straßen des Ortes in die Wüste übergingen, hatte sich eine Gauklertruppe versammelt. In der Mitte hüpfte ein hässlicher Mann, auf dessen Schultern ein possierlicher Affe saß, der hübscher anzusehen war als sein Besitzer. Auf einem erhöhten Brettergestell, das als Bühne diente, führten zwei Männer eine Legende auf, die jedermann in Taima kannte, die man mir aber erst erklären musste. Zwei tapfere Königinnen hatten vor langer Zeit erfolgreich gegen die assyrischen Herrscher gekämpft. Die beiden männlichen Darsteller benutzten die Gelegenheit, sich die hölzernen Schwerter kräftig um die Ohren zu schlagen. Die Zuschauer applaudierten begeistert. Mit aller Kraft zog ein Bärenführer ein zottiges Tier hinter sich her. Zwei Männer mit Kampfhähnen versahen ihre Tiere an den Sporen mit scharfen Klingen. Tänzerinnen wiegten sich zum Klang arabischer Rohrflöten.

»Holt die Qayna herbei!«, rief ein Fuhrknecht, der sich offenbar daheim mit gegorenem Dattelwein übermütige Laune angetrunken hatte. »Ja, die Qayna! Ja, die Qayna!«, riefen die Umstehenden und klatschten zum Takt der Musik in die Hände. »Sie soll für uns tanzen!«

Beinahe hätte das Fest ein böses Ende genommen. Die Glaubenswächter waren auf den Tumult aufmerksam geworden. Sie sprangen herbei, ergriffen den Anstifter, rissen ihm das Hemd vom Leib und vollstreckten die Strafe an Ort und Stelle. Die Menge, die um den Delinquenten einen Kreis gebildet hatte, zählte im Takt der geschwungenen Peitsche die Schläge mit. Es waren fünfzig, und damit war der Ärmste, wie man mir erklärte, gut bedient. Denn er war nicht nur betrunken, sondern hatte noch die Unverschämtheit besessen, den Tanz der Qayna zu verlangen. Dieses edle Mädchen wurde aber von dem Emir unter Verschluss gehalten und tanzte nur für ihren Gebieter.«

»Ich bin auch der Meinung, dass dieser Tölpel zu milde bestraft wurde«, meinte Uthman. »Jeder weiß doch, dass die Lieblingskonkubine eines Herrschers, noch dazu, wenn sie in Bagdad zur Tänzerin ausgebildet wurde, unantastbar ist.«

»Sogar du würdest nicht wagen, dich einem solchen Mädchen zu nähern?«, fragte Henri.

»Das möge Allah verhüten!«

»Das Geschrei, der Geruch der schwitzenden Menge, der Lärm der Gaukler und der beißende Qualm der Garküchen wurden mir zu viel. Ich sehnte mich nach Ruhe und wanderte darum einige Schritte in die nächtliche Wüste. Gerne hätte ich mich dort in meine Beduinendecke gehüllt, um die Nacht unter dem Sternenzelt zu verbringen. Aber da war noch ein Mensch, der dem Getöse des Festplatzes den Rücken gekehrt hatte. Er trug eine schmucklose Burda und hatte die Kapuze weit vor das Gesicht gezogen. Ehe ich nicht festgestellt hatte, wer dort

auf und ab ging, wollte ich mich nicht zum Schlafen niederlegen. So ein Fest zog allzu viel Gesindel an. Zunächst folgte ich ihm, dann aber machte ich einen weiten Bogen, um dem Unbekannten von vorne entgegenzutreten. Der Fremde machte keine Anstalten, die Flucht zu ergreifen. Im Gegenteil! Er streifte die Kapuze ab und zeigte sein Gesicht. Vor mir stand Nadjm Ghazi, der Emir von Al-Qudz. Ich zuckte zurück.

›Ich habe auf Euch gewartet‹, sagte er zu meinem Erstaunen. ›Ihr wart lange in der Wüste, wie man mir berichtet hat. Irgendwann würde es Euch hierhin zurückziehen. Zwischen uns beiden muss eine Entscheidung gefällt werden. Denn Ihr werdet trotz meines Verbotes niemals aufhören, nach Abu Hassan zu suchen. Ihr seht, dass ich Euch ohne mein Gefolge gegenüberstehe. Wir werden kämpfen, und zwar nur mit einem Dolch bewaffnet, den ich unter meiner Burda trage.‹

›Auch ich trage meine Waffe stets bei mir‹, erwiderte ich ihm und zog meinen Dolch aus dem Gürtel. ›Aber wer wird unser Schiedsrichter sein?‹

›Niemand. Denn zwischen uns genügt ein Ehrenwort, dass der Verlierer seine Zeche zahlen wird.‹

›Eine Zeche? Was soll das bedeuten? Ich bin bettelarm, Ihr aber seid der Herr unermesslicher Schätze.‹

Der Emir gestattete sich ein Lächeln. ›So war das nicht gemeint. Ihr setzt etwas ein, das Ihr, obgleich Verlierer, auch als armer Mann leisten könnt. Dagegen setze ich einen wertvollen Preis aus.‹ Ich schüttelte den Kopf. ›Dann lasst hören, Nadjm Ghazi! An Reichtümern ist mir nämlich nicht gelegen.‹

›Noch niemals hat meine Qayna vor einem Fremden getanzt, nicht einmal vor dem allerhöchsten Hofbeamten. Einer von ihnen wollte dem Tanz heimlich zusehen. Er hatte sich hinter einem Vorhang verborgen. Aber er wurde entdeckt. Ich habe ihn foltern und für immer einkerkern lassen.‹‹

»Einen höheren Preis konnte der Emir nicht einsetzen. Aber was solltest du dagegen bieten?«, fragte Uthman besorgt.

»Meine Leistung war so hoch, dass ich tatsächlich zögerte. Der Emir wollte mich, falls ich im Kampf unterlegen sein sollte, für immer versklaven.«

»Ich bezweifle, ob du das überstanden hättest. Dein Einsatz ist zu hoch. Was gilt der Tanz einer Qayna gegenüber einem Leben in der Sklaverei?«

»Ich war bereit, in einem Kampf mein Blut zu geben. Was das bedeutet, will ich dir erklären. Während meiner Erziehung bei den Templern habe ich gelernt, dass das Blut als *pars pro toto* zu gelten hat, nämlich als Teil für das Ganze, für den Körper und die Seele. Kannst du deine Schuld aus einer Abmachung nicht erbringen, droht dir ewige Versklavung.«

»So gesehen war die Versklavung ein nicht ungerechter Einsatz«, gab Uthman zu. »Ich habe einmal gelesen, dass bei einer Verschwörung im alten Rom die Bündnispartner zur Vertragstreue verpflichtet wurden, indem man sie einen mit Blut gemischten Wein trinken ließ.«

»Der Emir fügte unserer Abmachung noch etwas hinzu. ›Ich werde dich zum Verlies führen, damit du dich überzeugen kannst, dass Abu Hassan nicht in Taima eingekerkert ist. In diesem Verlies wirst du als Verlierer die ersten Tage verbringen, bis ich über dein weiteres Schicksal entschieden habe. Was aber nun deinen Freund Abu Hassan betrifft: So habe ich ihn in meinen Palast an der Weihrauchstraße bringen lassen. Dort wird er verbleiben, bis ich herausgefunden habe, ob Abu Hassan die Unwahrheit gesprochen hat oder ob die Zeugen gelogen haben. Erst dann werde ich mein Urteil bekannt geben.«

Mehr Zugeständnisse konnte ich nicht erwarten. Dennoch zögerte ich. Abu Hassan hatte mir nämlich erzählt, dass Emir Nadjm Ghazi in Mardin geboren worden sei und einem uralten

persischen Geschlecht entstamme. Denn der persische König Ardesir sei mit einer Abteilung seines Stammes nach Anatolien gekommen, um sich dort anzusiedeln. Abu Hassan hatte mir viele Geschichten erzählt, die von der Tapferkeit, der Kampfkraft, aber auch der Schläue der Bewohner Mardins zeugten. Die Festung von Mardin galt als uneinnehmbar. Sollte ich es wirklich mit einem Mann aufnehmen, der einem solchen Geschlecht entstammte?«

Nach einer Weile des Nachdenkens sagte Uthman: »Mir scheint, dass es für dich kein Zurück gab, wenn du nicht als Feigling dastehen wolltest.«

»Das dachte auch ich«, bestätigte Henri. »Aber nicht nur deswegen ging ich auf unsere Abmachung ein. Ich war zu allem bereit, um Abu Hassan zur Freiheit zu verhelfen. Darum nickte ich zum Einverständnis.

›Zieh!‹, rief der Emir, ehe ich mich anders entschließen konnte.

Ich hatte lange nicht mehr mit dem Dolch gekämpft. Louis und die falschen Franziskaner hatten mir keine Möglichkeit gegeben, eine Waffe zu benutzen. Sie hatten mich niedergeschlagen und gefesselt, als ich nicht bei Besinnung war. Zum letzten Mal hatte ich in Akkon meinen Dolch benutzt, als ich im Bluttausch alle Feinde niedermetzte, die sich mir in den Weg stellten. Als ich wieder zu Verstand kam und klare Gedanken fassen konnte, schämte ich mich meiner Taten. Denn ich hatte viele Unschuldige getötet, nur weil sie Sarazenen waren.«

Uthman war der Meinung, dass er etwas richtig stellen müsse. »Aber du hast meinem Vater das Leben geschenkt, obwohl er Muslim war. Und du bist mein Freund geworden, obwohl auch ich ein gläubiger Anhänger des Propheten bin.«

»Ich habe auf meiner Reise durch den Orient viel dazugelernt«, erwiderte Henri. »Aber damals jagte mir der

blutbesudelte Dolch großes Entsetzen ein. Als ich aus der Hölle von Akkon entkommen war und unverletzt Zypern erreicht hatte, schwor ich mir, niemals mehr im Blutrausch einen unschuldigen Menschen zu töten.«

»Ging der Kampf zwischen dem Emir und dir um Leben und Tod, oder ging es nur darum, wer den anderen kampfunfähig machen konnte?«

»Heute weiß ich das nicht mehr so genau. Aber was ich schon nach den ersten Stichen erkannte, das waren die Hochachtung und eigentlich sogar eine gewisse Verbundenheit, die wir füreinander hegten. Nein, ich glaube, dass ich ihn niemals getötet hätte.«

»Wahrscheinlich hat die Versklavung, die der Emir dir angedroht hatte, deine Kämpferfähigkeiten angestachelt. Meinst du nicht, dass Nadjm Ghazi dir sogar das traurige Los eines Sklaven erlassen hätte, wenn du als Verlierer aus diesem Gefecht hervorgegangen wärst?«

»Niemals!«, rief Henri. »Ich hätte diesen Gnadenerweis auch gar nicht angenommen.«

Uthman schüttelte verständnislos den Kopf. »So eine Dummheit ist mir noch niemals begegnet. Allein schon für so eine unsinnige Vorstellung von Ehre hättest du eine Strafe verdient!«

»Wir tasteten uns gegenseitig ab, umkreisten uns, um die Geschicklichkeit des Gegners zu erkunden. Ich war zu langsam. Mir fehlte die Übung. Denn als der Emir plötzlich zustieß, konnte ich nicht schnell genug ausweichen. Aus meinem linken Oberarm quoll ein Blutstrom. Merkwürdig war nur, dass der plötzliche Blutverlust mich nicht schwächte, sondern mir Kraft verlieh. Die Erinnerung an meine Vergangenheit als Templer und als einen der letzten Kämpfer im Heiligen Land überwältigte mich. War ich nicht als Christ unter dem Zeichen des Kreuzes ausgezogen, um das Heilige

Land von den Ungläubigen zu befreien? Sollte ich mich jetzt durch einen Emir von Al-Qudz besiegen lassen, der die Absicht hatte, mich zu versklaven? Ich wäre nicht länger wert gewesen, mich Tempelritter zu nennen.

Mein linker Arm hing kraftlos herunter. Ich umklammerte den Dolch mit meiner rechten Faust. Nadjm Ghazi bemerkte meinen Blutverlust und hielt sich wohl schon für den Sieger. Einen Atemzug lang war er abgelenkt. Ich zögerte keine Sekunde und stieß ihm meine Waffe fast bis zum Heft in seinen Oberschenkel. Er gab keinen Laut des Schmerzes von sich. Aber die Verletzung raubte ihm seine Beweglichkeit, sodass er meinem Angriff nicht mehr rechtzeitig ausweichen konnte. Ohne Mitleid stieß ich ihm meinen Dolch in den anderen Oberschenkel. Er ging in die Knie und fiel seitwärts um, als er vergeblich versuchte, wieder aufzustehen. Ich hätte ihm leicht die Kniesehnen durchtrennen können, aber ich wollte ihn nicht zum Krüppel machen.

»Hilf mir auf und begleite mich zur Burg«, flüsterte er mir mit flatternder Stimme zu. Einen Christen und ehemaligen Tempelritter um Hilfe bitten zu müssen war wohl die größte Demütigung, die ihm jemals widerfahren war. Ich steckte meine Waffe in den Gürtel und stützte ihn mit meinem rechten Arm. So wankten wir miteinander den Burgberg hinauf.«

Uthman atmete auf. »Ich bin froh, dass dieser Kampf so ausgegangen ist. Mir ist da ein seltsamer Gedanke gekommen. Der Emir könnte dein Bruder sein. Ihr seid euch in eurem Stolz und der ritterlichen Sinnesart sehr ähnlich, obwohl Nadjm Ghazi altem persischen Geschlecht und du dem schottischen Adel entstammst.«

Henri sah seinen Gefährten erstaunt an. Darüber hatte er noch niemals nachgedacht. Aber es war etwas Wahres an dem, was Uthman festgestellt hatte.

»Man hatte uns vom Turm aus kommen sehen«, fuhr er fort.
»Ein Nubiersklave nahm uns in Empfang, wusch die Wunden und rieb sie mit einer beißenden Essenz ein, die wie Feuer brannte. Der Emir führte mich in seine Privatgemächer und ließ kühlende Getränke kommen.

»Bestehst du darauf, in das Verlies geführt zu werden, um dich persönlich zu überzeugen, dass Abu Hassan hier nicht gefangen gehalten wird? Die vielen Treppen bis zum Kerker fallen mir schwer.«

Ich schüttelte den Kopf und erklärte, dass ich seinem Wort vertraute.«

»Sei ehrlich!«, forderte mich Uthman auf. »Hattest du nicht ganz im Geheimen die Befürchtung, dass dich Nadjm Ghazi betrügen und trotz deines Sieges die Besichtigung des Kerkers ausnutzen könnte, um dich dort einzuschließen?«

»Nein, ich vertraute ihm wirklich, obwohl mir über die Listen der Leute aus Mardin allerlei zu Ohren gekommen war.«

»Hat er denn seinen Preis bezahlt?«

»Ja, und der Tanz der Qayna war das Schönste, was ich auf meiner Fahrt durch den Orient erlebte. Der Emir hatte in die Hände geklatscht. Aus einer Tür, die zu einem Nebengemach führte, trat eine verschleierte Frau. In wiegendem Gang näherte sie sich dem Sitz ihres Gebieters, der sich auf einem Kissenberg ein Lager bereitet hatte. Zwei Musikanten waren ihr gefolgt. Zart begann einer von ihnen mit den Fingern die *Quitar*, jene kleine arabische Trommel, zu berühren. Das zarte Klopfen ergab ein Geräusch, das fallenden Regentropfen glich. Dazu brachte der andere die arabische Laute *Ud* zum Tönen. Schon da fühlte ich mich wie in einem Zaubergarten.

Langsam ließ die junge Frau ihren Schleier sinken. Ihre unverhüllte Schönheit erschien mir wie ein edles Gewächs aus diesem Garten. Am liebsten hätte ich mich abgewandt, weil ich das Gefühl hatte, ein Geheimnis zu enthüllen, das besser

verschlossen blieb. Aber ihr Tanz führte mich immer weiter in diese geheimen Abgründe.

Ihre Bewegungen brachten das morgendliche Erwachen einer exotischen Blume zum Ausdruck. Langsam öffnete sie ihre schmalgliedrigen Hände, versetzte Arme, Schultern und Hüften in kreisende Schwingung, sodass die goldenen Armreifen an Armen und Fußgelenken ein melodisches Klingeln im Takt der Trommel und Laute ertönen ließen. Immer wirbelnder drehte sie sich auf den Zehenspitzen, immer drängender wurde der Klang der Flöte, die sich bis in höchste Töne steigerte, bevor sie mit einem schrillen Ton abbrach. Die Qayna blieb reglos stehen, bis der letzte Ton verklungen war. Dann sank sie wie ein welkes Blatt zu Boden. Der Emir trat auf sie zu, ohne dass seine Schmerzen zu erkennen waren. Er hob sie vom Erdboden auf, aber er umarmte sie nicht. Vielleicht hätte eine so besitzergreifende Geste auch den Zauber zerstört.

»Lasst mich jetzt mit meiner Qayna allein.« Dies war kein Befehl, sondern eine Bitte. Ich erhob mich sofort und folgte dem Nubiersklaven, der mir in der Burg ein Lager zuwies. Lange Zeit konnte ich nicht einschlafen. War der Preis, den Nadjm Ghazi für seine Niederlage gezahlt hatte, nicht zu hoch gewesen? Hatte er vielleicht, wenn der Morgen anbrach, nicht doch den Wunsch, mich töten zu lassen? Er hatte mir ein Geschenk gemacht, dessen ich mich nicht würdig fühlte. Du wirst mich für verrückt halten, Uthman, aber in dieser schlaflosen Nacht wünschte ich beinahe, dass unser Kampf anders ausgegangen wäre. Bis zu meinem Lebensende hätte ich diesem Mann treu gedient.«

»Aber doch nicht als Sklave!«, rief Uthman entsetzt. »Auch als freier Mann war es dir nicht verwehrt, dem Emir zu folgen und ihm nützlich zu sein.«

»Genau das dachte ich auch, als das helle Licht der Morgensonne auf mein Lager schien. Nächtliche Gedanken sind wie Chimären, die einen bedrücken, als ob sie sich auf einem niedergelassen hätten. Bei Tageslicht sieht alles anders aus.

Ich hörte das Signal eines Horns und eilte nach draußen. Der Emir erwartete mich im Burghof. Sein Gefolge war schon abmarschbereit. »Wenn du mit mir zu meinem Palast an der Weihrauchstraße ziehen willst, so bist du mir willkommen. Aber schlage dir aus dem Sinn, dass du Abu Hassan gegen meinen Willen befreien kannst!«

Seit meinem Sieg über Nadjm Ghazi fühlte ich mich ihm überlegen. Das war vielleicht ein Fehler. Zwar folgte ich ihm als freier Mann, aber die Befehle gab immer noch der Emir.

»Ich sehe dir an, dass du immer noch daran denkst, Abu Hassan aus seinem Verlies zu befreien. Aber die Festung, in der ich ihn einkerkern ließ, steht so hoch auf einem Berg, dass die Türme auf dem Gipfel sich zwischen den Wolken verlieren. Wenn sich die Wolken nicht verziehen, sind die Gebäude auf dem Berg nicht zu sehen. Noch nie ist es jemandem gelungen, einen Gefangenen aus dieser Festung zu befreien.«

Er setzte sich an die Spitze des Zuges und wies mir mit einem herrischen Wink einen Platz in seinem Gefolge an. Der Zauber der Nacht war verflogen.«

»Was ist los mit euch?«, ertönte unversehens eine helle Mädchenstimme. »Ihr seht so aus, als ob ihr die ganze Nacht nicht geschlafen hättet!« Mit diesem Ausruf holte Brunella die beiden auf dem Piratenschiff in die Wirklichkeit zurück. »Seht euch um! Die anderen Seeleute haben alle schon ihren nächtlichen Lagerplatz verlassen. Nur unser Schiffsjunge, der

faule Strick, liegt noch zusammengerollt unter dem Mast. Aber ich werde ihn sogleich wecken, ehe Valentino ihm Beine macht.« Sie entfernte sich lachend und gab dem Jungen einen leichten Tritt.

»Schlaft in der kommenden Nacht nicht wieder ein!«, rief sie noch mahnend Henri und Uthman zu. »Denn wir nähern uns den Pityusen. Wer nicht rechtzeitig an Land geht, wird beim Verteilen der Beute übergangen. Das wollt ihr doch sicher nicht.« Sie lachte vergnügt.

Uthman erhob sich und tat so, als ob er sie ergreifen wolle. »Wir selbst sind doch eure Beute!«, rief er. »Ich hoffe, dass ich dir zugeteilt werde.«

»Das wünsche dir besser nicht!«, gab Brunella ernsthaft zur Antwort. »Ich pflege mit meiner Beute ziemlich ruppig umzugehen. Du wirst dich wundern.« Ihr Gelächter klang nicht sehr verheißungsvoll.

»Lieber werde ich von einem Emir versklavt als von einer Frau«, gab Henri sein Urteil ab.

»Da kann ich dir in keiner Weise zustimmen«, erwiderte Uthman. »Denn dem Emir ist es gestattet, Sklaven verprügeln zu lassen, wann es ihm beliebt. Die Versklavung eines Mannes durch eine Frau gibt es in Wirklichkeit gar nicht. Es verhält sich doch so, dass der Mann seine Frau schlagen darf, wenn sie ihm nicht gehorcht, und zwar auch bei dem unsinnigsten Befehl.«

»Da mag es wohl am besten sein«, erwiderte Henri mit deutlicher Missbilligung in seinen Zügen, »wenn ihr von der Erlaubnis Gebrauch macht, die in eurem heiligen Buch, dem Koran, erwähnt wird. Bis zu vier Frauen dürft ihr heiraten. Irgendeine von den vieren wird schon euren Befehlen gehorchen.«

Uthman wusste, dass Henri die Sure An-Nisa, die Sure von den Frauen, meinte. Im dritten Zeichen stand da: »Und wenn

ihr fürchtet, ihr würdet nicht gerecht gegen die Waisen handeln, dann heiratet Frauen, die euch genehm dünken, zwei oder drei oder vier; und wenn ihr fürchtet, ihr könnt nicht billig handeln, dann heiratet nur eine oder was eure Rechte besitzt. Also könnt ihr das Unrecht eher vermeiden.«

»Mach dich nicht über mich lustig!«, rief der Sarazene dann mit gespielter Entrüstung. »Zudem mache ich mich stark, bei Gelegenheit alle vier zu verprügeln. Es gibt ja auch noch die Möglichkeit, seine Frauen zu verstoßen, falls sie nicht dazu fähig sind, einem Mann das vorweggenommene Paradies zu schenken. Der Sohn von Ali war ein *minkah*. Er hatte mehr als 200 Frauen. Manchmal heiratete er vier Frauen auf einmal und entließ dafür vier andere. Von *Al-Mughira* behauptet man, dass er außer seinen achtzig Ehefrauen noch sechzig Sklavinnen gehabt hätte, die ihn in das vorweggenommene Paradies führen sollten.«

»Ich hatte bisher von eurem Paradies eine andere Vorstellung«, wandte Henri ein.

»Zwei Geistliche haben es so beschrieben, dass unser Paradies ein riesiger Garten mit acht Toren aus massivem Gold ist, die mit erlesensten Edelsteinen verziert sind. Zwischen den acht Häusern des Paradieses, die man *diyar* nennt, fließen Bäche mit klarem Wasser, Honig, Milch und Wein. Die Bäume des Paradieses sind von ewigem Grün. Auch die Nahrung ist immerwährend. Aber das Verlockendste sind die *Huris*, schöne, schwarzäugige Jungfrauen, deren Begabung, einen Mann zu beglücken, ich dir nicht beschreiben will. Aber vielleicht verstehst du jetzt, was ich mit dem vorweggenommenen Paradies meine.«

»Ja, ich habe dich durchaus verstanden, aber ich ziehe unser christliches Paradies vor.«

Henri dachte weniger an ein Paradies als vielmehr an die nahe Zukunft. »Ich wage nicht zu hoffen, dass die Pityusen für

uns ein Paradies sein werden. Sie scheinen eine Zufluchtsinsel für unsere Piraten zu sein. Irgendwann werden sie sicher zu neuen Beutezügen aufbrechen. Aber was wird dann aus uns? Lassen sie uns in der Einsamkeit zurück, oder geben sie uns die Möglichkeit, irgendein Festland zu erreichen?«

»Vielleicht verlangen sie von uns unter Drohungen, dass wir an ihren Beutezügen teilnehmen. Dann haben wir zwei Auswege, die mir beide nicht gefallen. Entweder wir machen mit, werden von der Obrigkeit gefangen genommen und als Piraten aufgeknüpft, oder wir weigern uns und baumeln schon auf den Pityusen am nächsten Baum.«

»Wenn ich daran denke, lieber Freund, was wir alles zusammen durchgemacht haben, muss ich über deine düsteren Prophezeiungen staunen«, wunderte sich Henri.

Uthman reichte seinem Freund die Hand. »Verzeih mir! Ich schäme mich meiner dunklen Stimmung. Aber ich fühle mich nicht mutlos, sondern bin eher verärgert, dass wir in diese Schwierigkeiten geraten sind.«

»Schiff in Sicht!«, rief der Junge aus dem Mastkorb. Valentino war augenblicklich zur Stelle. »Es handelt sich um ein Frachtschiff«, stellte er fest. »Es könnte uns fette Beute verschaffen. Aber wir werden darauf verzichten, es zu entern. Man weiß nie, wie so ein Kampf ausgeht. Ich will unsere erbeuteten Silberkisten nicht in Gefahr bringen.« Er wandte sich zu Henri und Uthman um. »Habe ich nicht befohlen, dass Ihr Euch beim Nahen eines Schiffes hinter der Bordwand auf dem Deck flach hinlegt? Ihr wollt wohl wieder in der Gerätekammer eingeschlossen und gefesselt werden?«

Henri und Uthman beeilten sich, dem Befehl nachzukommen. Sie wussten, dass ihnen keine andere Wahl blieb. Uthman hob noch einmal den Kopf zu einer trotzigem Entgegnung. »Wir haben gar nicht im Sinn, uns irgendwie bemerkbar zu machen. Uns gefällt es auf deinem Piratenschiff sehr gut.« Valentino gab ihm einen Tritt und rief zwei Leute aus seiner Mannschaft.

»Hisst die Pestflagge! Das wird dieses Frachtschiff in gebührendem Abstand halten!«

Mit dieser Entscheidung hatte er die richtige Wahl getroffen. Das Frachtschiff drehte bei und verschwand hinter dem Horizont.

»Wir werden unsere Route ändern«, ordnete Valentino an. »Wo Frachtschiffe fahren, sind auch Karavellen nicht weit, die zum Schutz eingesetzt sind. Aus Erfahrung weiß ich, dass sie mit besonderen Waffen bestückt sind, um den Kampf gegen Seeräuber aufzunehmen.«

»Darf man fragen, welchen Kurs wir jetzt einschlagen?«, fragte Henri möglichst höflich.

»Halts Maul!«, erhielt er zur Antwort. »Oder möchtest du wissen, ob ich dich den Fischen vor Ibiza oder in einer anderen Bucht zum Fraß vorwerfe?« Valentino erhob drohend die Faust und stapfte davon.

Kurz darauf ließ sich Brunella sehen. Die beiden sahen ihr erwartungsvoll entgegen. »Was bedeutet die Kursänderung?«, erkundigte sich Uthman. Brunella sah sich um, ob Valentino sich nicht in der Nähe befand, und gab dann bereitwillig Auskunft, dass sich nun leider die Fahrt verlängern werde, weil man zunächst die Ostküste von Ibosim, das auf Katalanisch Ibiza genannt wurde, ansteuere und sich dann erst nach Süden zu den Pityusen wende. »Die Hoffnung auf eine baldige Landung müsst ihr zunächst erst einmal aufgeben.«

»Da hat der *Schaitan* doch seine Hände im Spiel«, fluchte Uthman. Aber Henri beruhigte ihn. »Warum ersehnst du dir das Ende der Fahrt, die für uns wahrscheinlich neue Schwierigkeiten bringen wird? Ich habe die Erfahrung gemacht, dass ein Wechsel oft genug die augenblickliche Lage verschlimmert.«

»Das hört sich nicht gut an«, sagte Uthman. »Wie war das denn auf deiner Reise mit dem Emir und seinem Gefolge? Spanne mich nicht länger auf die Folter und berichte weiter!«

»Anfangs hatte ich Glück«, setzte Henri seine Erzählung fort. »Mahmud, der Gefolgsmann des Emirs, der neben mir ritt, war ziemlich gesprächsbereit. Er wollte mich aushorchen, wer ich denn sei. Aber mir gelang es, ihn zum Reden zu bringen. Auch er stammte, wie der Emir, aus Mardin und war stolz darauf. Mit dieser Stadt musste es eine besondere Bewandtnis haben. Das behauptete er jedenfalls. Um mir die Besonderheit von Mardin zu erklären, erzählte er mir eine alte Legende. Ich ermunterte ihn zu dieser Geschichte, weil ich mir erhoffte, das rätselhafte Wesen des Emirs besser verstehen zu können. Irgendwie hatte ich die Befürchtung, Nadjm Ghazi wolle mich

dazu bringen, in seiner Burg nach Abu Hassan zu suchen, damit er mich ergreifen und bestrafen lassen könne. Ich weiß nicht warum, aber ich hatte den Verdacht, dass er sich daran geweidet hätte.«

»Könnte der Grund dieses merkwürdigen Verhaltens sein, weil du ein Tempelritter und niemals bereit warst, deine Gelübde zu brechen oder deinen Glauben zu verraten?«

»Vielleicht war es so. Manchmal befürchtete ich, er werde erst befriedigt sein, wenn er mich halbtot geschlagen, oder zumindest versklavt hätte. Für mich war es schwer, seine Gedanken zu verstehen.«

Uthman verzog sein Gesicht zu einem grimmigen Grinsen. »Ich weiß, was in ihm vorging, aber ich kann solch eine Gesinnung nicht gutheißen.«

»Ich musste mich mit meinem Verdacht abfinden und beschloss, auf der Hut zu sein. Die Geschichte, die ich zu hören bekam, gab mir wenig Aufschluss. Vielleicht siehst du das anders.

Mein Begleiter behauptete, der Prophet Yunus, den wir Christen Jonas nennen und nach dem eine Sure des Korans benannt ist, habe in der Gegend von Mardin seine Religion verbreiten wollen. Aber die Leute dort hätten von ihm ein Wunder verlangt. Auf einem Berg in der Nähe lebte ein Drache. Den sollte Yunus töten. Das sei Yunus nach einem heftigen Kampf gelungen. An dem Ort, an dem Yunus den Drachen überwunden habe, sei der Ort Mardin entstanden.«

»Soll das etwa bedeuten, dass diese Leute aus Mardin erst eine Leistung verlangen, ehe sie zu Zugeständnissen bereit sind?«, fragte Uthman ein wenig ratlos.

»Das könnte zu unserem Emir passen. Ich bin aber nicht bereit, für ihn irgendein Ungeheuer aus dem Weg zu räumen. Mein Begleiter wollte, dass ich mir noch eine weitere Legende anhörte. Warum nicht? Der Ritt zur Weihrauchstraße gestaltete

sich ziemlich eintönig. Jetzt behauptete er nämlich, ein Feuer anbetender Priester habe für seine Tochter Marta die Stadt Mardin gegründet. Obwohl ich keinerlei Lust verspürte, drängte er mir noch eine weitere Geschichte auf: Ein unheilbar kranker Königssohn sei von seinem Vater ausgesetzt worden, habe sich im Fluss des dortigen Flusses gewaschen und vom Wasser getrunken. Nach drei Tagen sei er völlig wiederhergestellt gewesen. Mit diesem Wasser könnten alle Gebrechen geheilt werden.«

»Du hättest dem Emir doch vorschlagen sollen, ob er nicht die Wunden, die du ihm im Kampf beigebracht hattest, im Flusswasser von Mardin heilen lassen wollte.«

»Uthman!«, rief Henri entsetzt. »Ich fürchte, dieser Vorschlag hätte unweigerlich mit einer Bastonade geendet. Dann hätte ich nach Mardin wandern dürfen, um in dem wundertätigen Wasser meine Füße heilen zu lassen.«

»Der Zug bewegte sich nur langsam vorwärts. Bei Sonnenuntergang befahl der Emir, dass man für die Nacht Zelte aufstellen solle. Mein Begleiter forderte mich auf, in seinem Zelt die Nacht zu verbringen. Aber ich hatte keine Lust, mir weitere Geschichten über Mardin anzuhören. Darum bedankte ich mich höflich und erklärte ihm, dass ich es seit einem längeren Aufenthalt in der Wüste vorzöge, unter freiem Himmel zu schlafen. Es wäre allerdings besser gewesen, wenn ich mich nicht abgesondert hätte.

Nadjm Ghazi hatte sich in ein prunkvolles Zelt zurückgezogen. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, neben dem Eingang eine Stange errichten zu lassen, auf der ein Wimpel flatterte. Ich hatte keine Lust, meinen Begleiter zu fragen, ob das vielleicht die Farben von Mardin seien.

Einer der Gefolgsleute von Nadjm Ghazi hatte sich erboten, die Qayna in das Zelt des Emirs zu bringen. Aber er lehnte das gut gemeinte Anerbieten wütend ab und hob die verschleierte

Frau persönlich aus der Sänfte. Ich beobachtete noch, wie er sich Wasser und Früchte bringen ließ. Das war das Letzte, was ich von ihm sah, ehe uns ein böses Geschick ereilte.

Ich hatte mich vom Lager entfernt und in meine Beduinendecke gewickelt. Die Stille in dieser Weite tat mir wohl, und das Firmament über mir erinnerte mich daran, dass ich eine Weile lang nicht gebetet hatte. Niemals hatte ich mich Gott so nahe gefühlt wie in der Wüste. Ich hatte mich gerade in mein Gebet vertieft, als plötzlich ein lautes Getümmel entstand. Eine wilde Reiterschar stürmte über den Platz, warf Fackeln in das Innere der Zelte und zermalmte die Menschen, die vor dem Feuer flüchteten, unter den Hufen ihrer struppigen Pferde.

›Ghazu! Ghazu!‹ – Reiterüberfall der Beduinen –, ertönte ein vielstimmiger Schreckensruf. Der Emir hatte es versäumt, Wachen aufzustellen. Jeder versuchte, seine eigene Haut zu retten. Das hatte es allerdings bei den letzten Rückzugsgefechten auch unter uns Tempelrittern gegeben. Damals hatte ich mich deswegen sehr geschämt. Alle hatten versucht, in einem Schiff nach Zypern Platz zu finden. Vor Akkon war ein Boot sogar wegen Überladung gekentert.

Niemand nahm auf den Emir Rücksicht, obwohl es doch bei allen ritterlich gesinnten Menschen die erste Pflicht ist, den Feldherrn zu schützen. So kam es, dass mehrere Beduinen ungehindert in das Zelt des Emirs eindringen konnten. Ich vernahm einen gellenden Schrei, der nur von einer Frau stammen konnte. Die Qayna, fuhr es mir blitzartig durch den Kopf. Ohne nachzudenken, drängte ich mich durch die Menge, die nun völlig in Panik geraten war. Aber ich kam zu spät. Ich sah noch, wie einer der Beduinen die Frau vor sich auf das Pferd hob und fest an seine Brust presste. Als er sich umsah, erkannten wir uns. Es war einer der Beduinen, die mich vor dem Tod des Verdurstens gerettet hatten. Ich ließ meine Lanze

sinken, die ich schon erhoben hatte. Mir wurde klar, dass sie es auf die Frau abgesehen hatten. Denn so schnell sie gekommen waren, verschwanden sie wieder. Zurück blieb ein Chaos.«

»Ich hätte es nicht anders gemacht als du«, sagte Uthman. »In solchen Momenten kann man nur eine gefühlsmäßige Entscheidung treffen. Und die war in diesem Fall: Wer einen vor dem sicheren Tod bewahrt und gesund gepflegt hat, den darf man nicht ans Messer liefern.«

»Nadjm Ghazi kam völlig verstört aus seinem Zelt getorkelt. Er sah über alle hinweg und starrte mir in die Augen. ›Wo ist meine Qayna«, flüsterte er mit einer Stimme, die mir Furcht einjagte. Er liebte diese Frau mehr als alles andere. Das erkannte ich in diesem Augenblick. ›Komm mit mir in die Wüste!«, befahl er. Aber diesmal ging er nicht mit mir allein, sondern ließ sich von einigen seiner treuesten Gefolgsleute begleiten.

Als er zu sprechen begann, war seine Stimme nicht mehr tonlos, sondern klang wie ein nahes Donnernrollen. Er wies mit seiner Rechten auf mich, und ich konnte beobachten, dass seine Hand vor Wut zitterte. ›Dieser Mann hier hat lange in der Wüste gelebt. Er ist ein Freund der Beduinen. Wenn ich beweisen könnte, dass er uns verraten und diesen Überfall angezettelt hat, würde ich ihm an Ort und Stelle die Kehle durchschneiden.«

Ich war über diesen Verdacht entsetzt und hätte mich beinahe vor ihm auf den Boden geworfen.«

»Ganz abwegig waren seine Gedanken nicht«, gab Uthman zu bedenken. »Du hattest sie tanzen sehen. Der Emir hatte deine Ergriffenheit gespürt. Musste er nicht denken, dass du von deinen Beduinenfreunden diese Frau rauben ließest, um sie für dich alleine zu haben?«

»Wer mich kennt, der müsste wissen, dass ich niemals zu einer so verbrecherischen Tat fähig wäre.«

»Das weiß ich«, bestätigte Uthman. »Aber der Emir kannte dich eben nicht.«

»Ich wusste, dass jede Gegenrede vergeblich war, und senkte den Kopf, um ihn nicht vollends in Rage zu versetzen. ›Holt ihm sein Pferd und gebt ihm auch seine Satteldecke, die ihm unentbehrlich ist, weil die Beduinen sie ihm geschenkt haben. Auch eine Flasche Wasser dürft ihr ihm mit auf den Weg geben. Ich werde ihm aus meinem Schatz einige Goldmünzen zur Verfügung stellen. Denn der Stamm der Badu ist bestechlich.‹

Seine Gefolgsleute murrten. Am liebsten hätten sie mich nackt und ohne Wasser in die Wüste gejagt, den Kojoten zum Fraß. Sie waren erst zufrieden, als Nadjm Ghazi folgende Worte an mich richtete: ›Reite jetzt auf der Stelle los, als ob die Dschinnen hinter dir her wären. Sieh dich nicht um! Denn falls du nicht innerhalb weniger Atemzüge aus meinen Blicken entschwunden bist, werde ich dir mit der Nilpferdpeitsche Beine machen. Wage nicht, Tempelritter, ohne meine Qayna zurückzukehren. Denn dann werde ich dich so langsam zu Tode foltern, wie es bisher noch keiner erleiden musste.‹

Du kannst dir kaum vorstellen, Uthman, wie schnell ich seinem Blickfeld entkommen war.«

»Mir scheint«, warf Uthman ein, »dass die Wüste dein Schicksal war.« Aber Henri gab ihm eine merkwürdige Antwort. »Sie war mein Freund.

Während meines Aufenthaltes bei den Beduinen hatte ich gelernt, auf die Sprache der Wüste zu hören. Du magst über mich lachen! Aber sie wispert und grollt in allen Tonlagen. Ich ahnte im Voraus, wo die Sanddünen in Bewegung gerieten, wo ein Sturm ein Weiterkommen unmöglich machte, wann die Zeit gekommen war, sich mit geschlossenen Augen in die Decke einzuhüllen, um den Sandsturm über sich ergehen zu lassen. Ich wusste auch, wo eine Schlucht den Weg versperrte

und wo wasserhaltige Pflanzen ihr kümmerliches Dasein fristeten, aber dennoch einen Verirrten vor dem Verdursten bewahren konnten. Was mir aber diesmal am meisten geholfen hatte, war meine Fähigkeit, in einer Felsenwüste wie der *Hamada* Spuren lesen zu können.

Mein Ruf, zu einem Freund der Wüste geworden zu sein, eilte mir voraus. Ich traf auf Beduinenzelte und wurde überall freundlich aufgenommen. Manchmal, wenn ich die Armut dieser Menschen erkannte, hinterließ ich ein oder zwei Goldmünzen aus dem Schatz des Emirs.

Nach vier Tagen stieß ich auf etwas, das mich sehr erschreckte. Vom Sand fast zugeweht, entdeckte ich die *Hamisa* – das wunderschön verzierte Kleidungsstück –, das die Qayna zuletzt getragen hatte. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass man ihr die Kleider vom Leibe gerissen hatte, um ihr Gewalt anzutun. Weitere Spuren, die auf ein Verbrechen hindeuteten, waren nicht zu sehen. Ich beschleunigte die Gangart meines Pferdes.

Am fünften Abend gelangte ich zu einem verlassenem Rastplatz. Die Asche eines Lagerfeuers war noch warm. Ich untersuchte die Fußspuren im Sand und war mir sicher, dass die Qayna hier ihre zierlichen Fußabdrücke hinterlassen hatte. Mich ergriff eine kaum zu bändigende Unruhe. Darum machte ich in der Nacht noch einmal Rast, um mich zu beruhigen. Wie sollte ich mich verhalten, wenn die Beduinen sich weigerten, die Qayna freizulassen? Was sollte ich tun, wenn man sie geschändet oder verletzt hatte? War es nicht sogar möglich, dass sie sich weigerte, mit mir zu dem Emir zurückzukehren? Als ich ihn kennen gelernt hatte, war er ein jähzorniger Mann. Vielleicht hatte er sie manchmal geschlagen? Zumindest aber hatte er sie fernab von allen anderen Menschen wie eine Gefangene isoliert.

Nach und nach fielen in der Stille der Wüste unter dem gestirnten Firmament alle quälenden Gedanken von mir ab. Ich beeilte mich nicht, die letzte Wegstrecke zügig zurückzulegen. Die Sonne, die tagsüber den Sand zum Glühen gebracht hatte, legte sich langsam hinter den Felsen zur Ruhe. Ein leichter Wind brachte erst Kühlung. Übergangslos brach die Dämmerung herein. Das war die Stunde, in der die Beduinen ihre Feuer entfachten, um darauf das tagsüber spärlich erlegte Wild zu rösten.

Wenig später schon trug der Abendwind ihren Gesang zu mir herüber. Ich versetzte mein Pferd in Galopp, um schneller bei ihnen zu sein, und sah bald meine Freunde als Schatten vor den Flammen des Lagerfeuers.

Auch bei den Templern hatten wir im Heiligen Land abends oftmals gesungen, wenn uns das Heimweh packte. Immer waren diese Lieder wehmütig gewesen. Nach den Niederlagen und dem Verlust fast aller Burgen arteten die Gesänge der Troubadoure sogar in Anklagen gegen Gott aus, von dem sie sich im Stich gelassen fühlten. Ein Templer mit dem Namen Ricaut Bonomel hatte einige Zeit vor meiner Anwesenheit im Heiligen Land Verse gedichtet, die als *Ire dolors* bekannt geworden waren und immer noch für Zustimmung oder Empörung sorgten. Ich erinnere mich noch genau an meine Entrüstung. Als Sünde empfand ich diese Verse. Wie konnte man den Mut so schnell sinken lassen!

›Zorn und Schmerz haben mein Herz so erfüllt,
dass nur wenig fehlt, dass ich mich töte
oder das Kreuz aufgebe, das ich nahm
zu Ehren dessen, der ans Kreuz geschlagen wurde.
Denn weder Kreuz noch Glaube
bringen mir Hilfe oder schützen mich.‹

Merkwürdig, dass mir diese Verse einfielen, als die Beduinen ihre abendlichen Gesänge anstimmten. Sie sangen vom Flüstern der Engel, von den ewigen Sternen, von den frischen Gewässern in den Oasen, von den Leben spendenden Quellen zwischen den Felsen, von dem Gaukelspiel einer Fata Morgana, von dem Mond, der den Wanderern den Weg zeigt, und von den schönen Mädchen, die in den Zelten auf die heimkehrenden Männer warten.

Unversehens sah ich sie, die Qayna, die abseits der singenden Beduinen saß und ihr zartes Profil dem Mondlicht zugewandt hatte. Sie war unverschleiert und noch schöner, als ich sie in Erinnerung hatte. Genau so hatte ich mir als Kind die Jungfrau Maria vorgestellt. Nur das Sternenkleid fehlte, das ich damals für eine unverzichtbare Bekleidung gehalten hatte. Ich ging auf sie zu. Die Beduinen wandten ihre Köpfe und verfolgten in der plötzlich eingetretenen Stille unsere Begegnung. Die Qayna blieb starr sitzen, als ob sie aus Elfenbein geschnitzt sei.

Der Ärger packte mich gegen meinen Willen. Viele Tage war ich durch die Wüste geritten, hatte Hitze und Kälte, Hunger und Durst auf mich genommen, um jetzt wie ein Knecht behandelt zu werden, von dem man nicht einmal Notiz nimmt. Ich wurde fast grob. ›Erinnert Ihr Euch noch an mich? Ihr habt in den Gemächern des Emir vor mir getanzt.‹ Sie erhob sich so abrupt, dass sie beinahe gegen mich gefallen wäre. Ihr Gesicht hatte alle Schönheit verloren. ›Na und? Ich habe auch vor diesen Beduinen jeden Abend an der Feuerstelle getanzt.‹ Ich war entsetzt. Was war mit diesem Mädchen geschehen? Aber damals war ich noch sehr jung. Mir mangelte es an Mitleid und der Fähigkeit, für ihre Verzweiflung die richtigen Worte zu finden. Ja, ich habe nicht einmal erkannt, dass sie verzweifelt war. Ich wollte einfach nur meinen Handel abwickeln, nämlich die Qayna dem Emir zurückbringen.

Ich winkte dem Stammesältesten, dass ich mit ihm eine Unterredung führen wolle. Im Zelt packte ich das Ledertäschchen aus und zeigte ihm die Münzen aus dem Schatz des Emirs. Ich machte ihm klar, dass ich für dieses Lösegeld die Qayna mitnehmen wolle. Er stimmte sofort zu.«

»Weißt du, was ich fürchte?«, fragte Uthman, der Henris Erzählung schweigend zugehört hatte. »Die Qayna war inzwischen zu einem Handelsobjekt geworden. Im Orient gelten andere Gesetze.«

»Das wusste wohl auch der Emir. Warum hätte er mich sonst mit einem ansehnlichen Lösegeld ausstatten sollen?«

»Was ich noch gerne wissen möchte!«, sprach Uthman weiter. »Hat er sie in diesem Zustand zurückgenommen, oder hat er sie verstoßen?«

»Was heißt hier: in diesem Zustand? Diese Verzweiflung war eine ganz persönliche Wahrnehmung von mir. Ich schlief wie immer im Freien. Sie hüllte sich in eine Beduinendecke drei Schritte von mir entfernt. Ich bildete mir ein, dass ich sie nachts weinen hörte. Aber ich tat nichts, um sie zu trösten. ›Morgen werde ich dich zu deinem Herrn zurückbringen‹, sagte ich, als ob es sich um einen Gegenstand handelte.«

»War es vielleicht deshalb, weil du dich gefürchtet hast, dein Gelübde zu brechen?«

»Ich glaube, dass ich das mit gutem Gewissen verneinen kann. Aber ich kann dir auch nicht erklären, warum ich mich so verhielt.«

»Vielleicht deswegen, weil sie das Eigentum eines Emirs war, der nach Belieben mit ihr verfahren konnte. Das ist sehr orientalisches Gedacht. Aber so ist es eben bei uns. Mir macht etwas ganz anderes Sorgen. Wie hat sich der Emir benommen, als du ihm seine Tänzerin zurückbrachtest? Glaubte er immer noch, dass du die Beduinen zu diesem Überfall angestiftet hattest?«

»Ich gebe zu, dass ich mir auch Sorgen machte, der Emir würde mir die Schuld zuweisen. Dann hätte er endlich Gelegenheit gehabt, mir fünfzig Schläge verabreichen zu lassen.«

»Ich glaube nicht, dass er das wirklich wollte. Zwischen euch bestand eine Hassliebe. Er drohte dir immer wieder Strafen an, die er in Wirklichkeit gar nicht vollziehen wollte.«

Henri sah seinen Freund verständnislos an. »Das ist wohl auch wieder orientalisch gedacht. In unseren Komtureien gab es eine Justiz des Hauses. Das Kollegium tagte einmal wöchentlich. Vor ihm wurden die Vergehen erörtert und bestraft. War das Urteil einmal gefällt, wurde es auch vollstreckt: Fastentage, entwürdigende Arbeiten, das Verbot, sich hinzusetzen, das Gebot, die Mahlzeiten am Boden zu sich zu nehmen, oder auch ein Redeverbot. Es ging überhaupt nicht darum, Strafen anzudrohen, die dann erlassen wurden. Wer sich schuldig gemacht hatte, musste auch die Sühne auf sich nehmen. Aber aus Hass- oder Rachegeanken eine Prügelstrafe zu vollstrecken, bei der man sogar den Tod finden konnte, das war bei uns Templern nicht üblich.«

»Wie benahm sich denn die Qayna unterwegs, als ihr auf dem Rückritt wart?«

»Mit dem Geld des Emirs hatte ich auch ein Pferd für die Qayna erworben. Sie ritt mit gesenktem Kopf hinter mir her, nicht etwa neben mir wie unsere Edelfräulein im Okzident. Sie sprach jedoch ausgezeichnet Französisch. Um sie aufzuheitern, machte ich sie auf die rosafarbenen Felsen aufmerksam, auf eine Gazelle, die vor uns flüchtete, auf eine seltene Wüstenblume, auf eine Fata Morgana, die sich im flirrenden Licht der Sonne verheißungsvoll am Horizont zeigte. Es half alles nichts. Sie schwieg beharrlich und schaute nicht einmal hin.«

»Ich hätte ein gutes Heilmittel gewusst, um sie aus ihrer Teilnahmslosigkeit zu wecken. Aber das ist natürlich auch wieder orientalistisch gedacht, bei unseren Frauen jedoch sehr wirksam. Was denkst du, wie schnell sie einen Ton von sich gegeben hätte, wenn ich sie aus dem Sattel geholt und ihr eine Tracht Prügel verpasst hätte.«

Henri enthielt sich jeder Stellungnahme. »Wir verbrachten die Nächte gemeinsam im Freien. Ich wies auf die einzelnen Sternbilder und erklärte ihr Namen und Bedeutung. Sie tat so, als ob sie das Funkeln und Glitzern der Sterne über uns überhaupt nicht bemerken würde. Ich erzählte ihr von den Tierkreiszeichen, durch die nach ganz bestimmten Gesetzen und Regeln die Sonne auf ihrer Bahn um die Erde kreiste, und dass sie Einfluss auf unser Leben hätten. Besonders zur Zeit der Geburt sei der Einfluss der Gestirne außerordentlich wirksam. Dann beging ich den Fehler, sie zu fragen, ob sie ihr Geburtsdatum wüsste. Da spuckte sie sogar aus. Da hätte ich gerne das von dir gepriesene Mittel angewandt. Aber ich wusste nicht, ob sie sich nur von dem Sand befreien wollte, der ihr zwischen die Zähne geraten war. Ich wollte nicht mürrisch vor ihr herreiten. Darum forderte ich sie auf, sich neben mir zu halten. Sie warf mir einen scheuen Blick zu und gehorchte mir sofort. Gehorsam hatte ihr der Emir offenbar beigebracht.

Wie sehr sehnte ich mich nach einem Gefährten, mit dem ich Freud und Leid teilen konnte, der verstand, wovon ich sprach, der mir zuhörte und Antworten gab. Ich weiß nicht, wie viele Tage wir durch die Wüste ritten. Als nach langer Zeit die Zelte unseres Lagers sichtbar wurden, fühlte ich mich unendlich müde. Der Wächter kam auf uns zugeritten, als er uns am Horizont auftauchen sah. Jeder wusste inzwischen, dass man die Qayna geraubt und mich unter Drohungen ausgeschickt hatte, um dem Emir die Geliebte zurückzubringen. Der Wachtposten konnte sich vor Freude kaum fassen. Die Laune

des Emirs sei unerträglich gewesen, berichtete er uns. Nach dem Überfall und der misslungenen Verteidigung gegen die Beduinen habe er willkürlich einige Reiter herausgegriffen und auspeitschen lassen. Allah sei Dank, dass ich nun die Qayna zurückbringe. *Alamdu lillah* – Gott sei Dank, fügte ich aus aufrichtigem Herzen hinzu.

Kurz darauf ertönte ein Hornsignal, und die Trommler begannen, die Darabukka – die große Trommel – mit ihren Stöcken zu bearbeiten. Der Emir trat aus seinem Zelt, ging aber der Qayna mit keinem einzigen Schritt entgegen. Sie sprang vom Pferd, warf mir wie einem Reitknecht die Zügel zu, flog ihrem Gebieter entgegen und schmiegte sich an seine Brust. Unter Weinen und Schluchzen überschüttete sie ihn mit einem Wortschwall, die falsche Schlange. Der Emir streichelte sie, hob sie auf und trug sie in das Zelt. Ab und zu hatte er mir einen Blick zugeworfen. Ich konnte nicht ergründen, ob er mir zürnte oder dankbar war. Ich hielt es durchaus für möglich, dass die Qayna sich über mein Benehmen beklagt hatte.«

»So sind unsere Frauen!«, stellte Uthman fest. »Wenn sie Strafe fürchten, fangen sie an zu weinen und klagen einen Unschuldigen an, der dann die Suppe auslöffeln muss, die manchmal allzu gesalzen ist!«

»Hätte ich mich nicht verpflichtet gefühlt, meinen Bündnisbruder Abu Hassan aufzuspüren und zu befreien, dann hätte ich erst einmal meine eigene Haut in Sicherheit gebracht.

Der Emir und die Qayna ließen sich für den Rest der Nacht nicht mehr sehen. Damit hatte ich zwar Zeit zu der Überlegung gefunden, wie ich meine Unschuld beweisen könnte. Aber mir fiel keine Lösung ein. Als am nächsten Morgen die Trommeln zum Aufbruch riefen, war ich genauso ratlos wie zuvor.«

Henri und Uthman hatten schon so häufig den Ruf »Land in Sicht!« vernommen, dass sie nicht einmal den Kopf hoben, als sich der Junge im Mastkorb meldete. Zu oft hatte man ihnen versprochen, dass sie nun bald wieder festen Boden unter den Füßen spüren würden. Aber es war nie etwas daraus geworden. Erst Brunella weckte sie aus ihrer Lethargie. »Der Landstrich, den man hinten am Horizont erkennen kann, ist die Insel Ibiza. Wir halten uns von ihr fern. Denn vor Jahren haben die Heere des Erzbischofs von Tarragona, Guillem de Montgri, im Auftrag von König Jaime diese Insel erobert. Damals begann eine für uns unangenehme Säuberungsaktion, weil Ibiza als Piratenstützpunkt galt. Wir zogen uns dann nach Süden auf die Pityusen zurück. Man nennt sie so wegen ihres dichten Pinienwaldes.«

»Werden auch wir das Schiff verlassen dürfen?«, erkundigte sich Henri.

Brunella sah ihn erstaunt an. »Aber natürlich. Valentino wird euch doch nicht aus den Augen lassen wollen.«

»Hoffentlich können wir uns auf der Insel frei bewegen«, wünschte sich Uthman. »Weißt du, ob Valentino irgendwelche Pläne mit uns hat?«

»Darüber kann ich euch keine Auskunft geben. Mit Sicherheit kann ich nur sagen, dass man euch nicht an einer der vielen Pinien aufknüpfen wird. Denn das werde ich zu verhindern wissen.«

Henri und Uthman waren übereinstimmend der Meinung, dass dies unter den bedrohlichen Umständen eine

einigermaßen beruhigende Auskunft war. Aber sie konnten ohnehin nichts tun, bis sie auf der Insel waren.

»Du hattest davon gesprochen«, wandte sich Uthman daher an Henri, »dass Emir Nadjm Ghazi sich einen Palast an der Weihrauchstraße bauen ließ. Hatte das irgendwelche Vorteile für ihn? Von dieser Pflanze habe ich nämlich schon oft gehört.«

»Die Griechen erlernten, so sagt man, den Nutzen des Weihrauchs erst nach dem Trojanischen Krieg. Aber dann wurde der Gebrauch dieser hellgelben Körner zu einem Luxus. Bei den Römern artete die Anwendung des Weihrauchs geradezu aus. Der römische Autor Plinius behauptete, dass Nero bei dem Begräbnis seiner Gemahlin Poppäa mehr Weihrauch opferte, als ganz Arabien in einem Jahr liefern konnte. Bei uns Christen galt Weihrauch zunächst als heidnisches Gräuel. Aber weil doch die Heiligen Drei Könige dem soeben geborenen Jesuskind außer Gold und Myrrhen auch Weihrauch brachten, gelangte der Weihrauch nun doch in unsere Kirchen. Aber er durfte nur Gott, nicht den Kaisern dargebracht werden.«

»Diese alten Geschichten sind ja sehr spannend«, gab Uthman zu. »Aber welche Vorteile versprach sich der Emir von Al-Qudz von einem Palast an der Handelsstraße, auf der auch Weihrauch seinen Weg nimmt?«

»Wie ich den Emir einschätzte, beruhte diese Ortswahl auf bewussten Überlegungen. Dass der Weihrauch neben anderen Spezereien zu den orientalischen Kostbarkeiten gehörte, wusste er wohl längst. Darum wollte er den mittleren Teil der Handelsstraße in seinem Einflussbereich halten. In Petra, wo sich viele Zwischenhändler niedergelassen hatten, errichteten auch wir Kreuzritter eine Burg und eine Kapelle.«

»Aber das hatte doch wohl nichts mit dem Weihrauch zu tun, obwohl jeder weiß, dass die Oberen des Templerordens sehr geschäftstüchtig waren.«

»Der Sultan der Ayyubiden, Saladin, vertrieb die Kreuzritter aus Petra. Wenn wirklich Absichten bestanden hätten, sich mit dem Weihrauchhandel zu beschäftigen, dann wäre dieses Geschäft gar nicht zustande gekommen. Denn die Burg der Kreuzritter bestand in Petra nur etwas mehr als fünfzig Jahre.«

»Du meinst also, dass es dem Emir nur um einen erweiterten Einflussbereich ging?«

»Das wollte ich spätestens in *Yatrib*, der ›Stadt des Propheten‹, die auch Medina genannt wird, ergünden. Wenn der Emir dort nicht den Wallfahrerpflichten nachkam, hatte er etwas anderes im Sinn.«

»Die Absichten und Gedanken dieses Emirs sind schwer zu durchschauen«, gab Uthman zu bedenken. »Wie verhielt er sich denn auf dem weiteren Marsch dir gegenüber?«

»Als wir am zweiten Tag unseres Rittes das Lager aufgeschlagen hatten, war er wohl zu einem Entschluss gekommen. Er rief mich in sein Zelt, bot mir aber keines der Kissen an, die auf dem Boden wie ein Turm aufgerichtet waren. Ich wertete das als ein Zeichen der Demütigung. Denn er selbst hatte auf mehreren Kissen mit gekreuzten Beinen Platz genommen, und die Qayna saß verschleiert in seiner Nähe.

›Ich könnte dich foltern lassen, damit du die Wahrheit gestehst‹, begann er wenig verheißungsvoll. ›Denn inzwischen habe ich mich mit meinen Würdenträgern beraten. Sie alle sind einhellig der Meinung, dass dieser Überfall der Beduinen von dir angestiftet wurde. Weil du den Aufenthaltsort und das Versteck der Beduinen kanntest, war allein dir es möglich, die Qayna zu finden und den Räubern das Lösegeld zu zahlen.‹ Er schwieg, und ich verzichtete auf den Versuch, mich zu

entlasten. Seine Würdenträger, zu denen wahrscheinlich auch die Ankläger gegen Abu Hassan gehörten, hatten längst über mich gerichtet.

Die Qayna bewegte sich unter ihrem Schleier, und der Emir nahm das zum Anlass, mich weiter zu beschuldigen. »Diese Frau an meiner Seite, die unendliche Qualen bei den Beduinen ertragen musste, hat Eure Ankunft im Lager der *Badu* beobachtet. Sie begrüßten Euch wie einen Freund. Die Qayna hat mir berichtet, dass Ihr nichts unternahmt, um ihr das schlimme Los einer Gefangenen zu erleichtern. Im Gegenteil! Ihr wolltet sie zwingen, vor diesen räubigen Wilden zu tanzen. Aber meine Qayna hat sich dieser ungeheuren Forderung entzogen, obwohl man sie geschlagen und mit einer ehrenrührigen Behandlung bedroht hat.«

Uthman sprang auf. Er konnte seinen Zorn nicht länger bändigen. »Diese falsche Schlange! Diese Ausgeburt eines teuflischen Weibes! Ewig soll sie in der Hölle brennen!«

Henri blieb gelassen. »Der Herr hat sie bitter bestraft. Aber das war schon in Medina, wovon ich dir später erzählen werde. Mir blieb eine öffentliche Auspeitschung, die von den Würdenträgern gefordert worden war, zunächst erspart.«

»Das nenne ich eine seltsame Dankbarkeit«, warf Uthman ein. »Du hast dem Emir seine Qayna zurückgebracht und solltest dafür ausgepeitscht werden. Warum wohl ist der Emir dem Urteil seiner Würdenträger nicht gefolgt? Vielleicht hat er damals schon geahnt, dass alle diese Anschuldigungen, auch die gegen Abu Hassan, falsch waren.«

»Er konnte es aber doch nicht lassen, mich vor der Qayna zu demütigen. Denn er zwang mich, eine Haltung einzunehmen, die es ihm ermöglichte, mir einen Tritt zu verpassen, der mich nach draußen beförderte. Vor dem Zelt hatten sich einige Neugierige versammelt, die auf das Schauspiel einer Auspeitschung gehofft hatten. Als ich vor ihnen mit dem

Gesicht im Staub lag, erhob sich ein gewaltiges Gelächter. Einige benutzten die Gelegenheit, mir auch ein paar schmerzhaft Tritte zu geben. Andere hielten mich an Armen und Beinen fest, damit die Reiter, die sich niemals von ihren geflochtenen Peitschen trennten, einen Hagel von Schlägen auf mich niederprasseln lassen konnten. Längst hatte sich herumgesprochen, dass sie in mir einen ehemaligen Tempelritter vor sich hatten. Das war für sie eine gute Gelegenheit, ihr Mütchen an einem Christen zu kühlen.

Mein Hemd zerriss, und meine Haut platzte auf. Das Blut floss neben mir in den Sand. Dem Emir, vor dessen Zelt dieser Angriff auf mich unter Gejohle stattfand, konnte das Geschrei und das Klatschen der Schläge nicht verborgen geblieben sein. Aber er kam nicht heraus, um die Menge zu zerstreuen. Nur mein Begleiter, der neben mir im Zug geritten war, kam herbei und verjagte schließlich die Menge mit drohenden Worten und Gebärden. Von da ab glaubte ich ihm, dass alle Leute aus Mardin etwas Besonderes seien, vor allem aber, dass alle diejenigen, die in Mardin geboren worden waren, für immer zusammenhielten. Offensichtlich hielt man ihn deshalb für einen Bündnisbruder des Emirs, und sie fürchteten eine für sie ungünstige Berichterstattung.

Das war wieder einmal so ein Augenblick, in dem ich meinen Leichtsinn verwünschte, der mich aus der Gemeinschaft meiner Ordensbrüder aus Zypern weggelockt hatte. Anderen wäre das nicht zugestoßen, denn sie hatten während der letzten Kämpfe und Niederlagen einen solch schweren Schock erlitten, dass keine noch so große Verlockung sie in das Heilige Land zurückgebracht hätte. Wahre Schreckensgeschichten machten die Runde. Die Mamelucken seien mit dem Teufel im Bunde. Die Zügel ihrer Pferde bestünden aus Feuer und verliehen ihren Reittieren eine unerreichbare Schnelligkeit. Vor allem aber führe zu ihren

Siegen die Beherrschung der Totenbeschwörung. Mit geheimen Zauberworten könnten sie Tote aus dem Jenseits heraufrufen, die ihnen rieten, wie sie den Feind angreifen sollten, um ihn zu besiegen.«

»Von solchen Totenbeschwörungen habe ich in Cordoba auch gehört«, bestätigte Uthman diese Schauermärchen. »Ich habe gelesen, dass es in Endor eine Hexe gegeben haben sollte, die von Talut, dem ersten König Israels, besucht wurde. Ich kann mir nicht vorstellen, dass ein König, der von Allah erwählt wurde, so gefehlt haben sollte. Was weißt du davon?«

»Nun, diese Geschichte steht in der Bibel, im ersten Buch des Propheten Samuel«, erklärte Henri. »Wir nennen diesen König Saul. Er hatte zuvor auf den Wunsch Gottes alle Magie und die schwarzen Künste verboten. Dann bedrohten mächtige Feinde, die Philister, ihn und sein Land. Er war voll Furcht und hoffte Rat bei dem Propheten Samuel, der aber schon gestorben war. Darum ging er verkleidet nach Endor. Auf Sauls Wunsch holte die Hexe Samuel aus dem Totenreich herauf. Der fühlte sich gestört und sagte dem König von Israel in seinem Kampf gegen die Philister eine Niederlage voraus. So geschah es dann auch.«

»Das kommt davon, wenn man an Geister und Hexen glaubt«, meinte Uthman schadenfroh. Er wusste, dass Gott in der Sure von der Morgendämmerung, der Sure *Al-Falaq*, das Zaubern und Wahrsagen verboten hatte. *Sprich: ›Ich nehme meine Zuflucht beim Herrn der Morgendämmerung vor dem Übel dessen, was Er erschaffen, und vor dem Übel der Nacht, wenn sie sich verbreitet, und vor dem Übel derer, die auf die Knoten blasen, und vor dem Übel des Neiders, wenn er neidet.‹* Die auf die Knoten blasen, das waren die Hexen von Mekka, die vor der herrlichen Ankunft des Propheten noch ihre böse Tätigkeit ausgeübt hatten.

»Aber es gab ja auch die so genannten *haruspices*«, führte Henri weiter aus, »die Vogelschauer, die aus dem Flug der Vögel etwas herauslesen konnten. Das halte ich für möglich, wenn man die Jahreszeiten in Betracht zieht. Vielleicht ist diese Kunst eher Wissenschaft denn Magie. Der berühmte römische Redner Cicero soll allerdings gesagt haben, er wundere sich, dass die *haruspices* nicht lachen müssen, wenn einer dem anderen begegnet.«

»Na, dann beweise einmal deine wissenschaftliche Kunst«, forderte Uthman seinen Gefährten auf. »Dort drüben ist an der Küste von Ibiza soeben ein Vogelschwarm zu sehen.«

»Diese Vögel sind jedenfalls keine Möwen. Ich möchte mich da nicht festlegen, aber es könnten Felsentauben sein, die hier in den Höhlen günstige Nistplätze finden. Wenn wir näher herankommen, könnte ich auch feststellen, ob es sich um einen Schwarm der hiesigen Vogelart handelt, die man Fichtenkreuzschnabel nennt. Denn diese Vögel können sich durch ihren gekreuzten Schnabel nur von Nadelbaumsamen ernähren.«

»Was, mein gelehrter Freund, entnimmst du nun daraus?«

»Es deutet alles darauf hin, dass wir uns in der Nähe der Pityusen befinden. Schon der Name deutet auf zahlreiche Nadelbäume hin.«

»Gibt es eigentlich irgendetwas, das du nicht weißt?«, fragte Uthman voller Bewunderung.

»Ja, ich weiß zum Beispiel nicht, ob wir den nächsten Tag lebend überstehen.«

»Das hätte dir, bei allem Abscheu, den ich gegen Hexen und Geister verspüre, die Zauberin von Endor sicher beantworten können!«

Valentino nannte sich zwar Hauptmann. Aber er hatte in keiner Weise die Befehlsmacht, wie sie Ernesto di Vidalcosta für sich beansprucht hatte. Seine Mannen wussten auch ohne sein Eingreifen, was sie zu tun hatten. Der Mann am Steuerruder war ein Meister seines Fachs. Geschickt manövrierte er die Schaluppe an den Riffen vorbei und steuerte auf eine von Pinien gesäumte Bucht zu. Zur rechten Zeit zogen einige der Männer die Segel ein, um damit die Geschwindigkeit zu verringern. Auch ohne Navigation erkannte Valentino die Tiefe und ließ den Anker an einer seichten Stelle fallen, ohne das Schiff auf Sand zu setzen. Damit erleichterte er den Piraten das Ausladen der Kisten.

»Welch ein begnadeter Seemann«, äußerte Henri seine Bewunderung. »Schade, dass er ein Pirat ist!«

Keiner der Piraten jubelte über die geglückte Landung. Man merkte, dass sie die Aktion nicht zum ersten Mal an der Bucht dieser Insel durchgeführt hatten. Die Männer sprangen ins Wasser, ohne eine tiefe Stelle zu befürchten, an der sie vielleicht ertrinken konnten. Seeleute, das wusste Henri, lernten nie schwimmen – das würde bei einem Schiffbruch nur ihre Qual verlängern, falls keine Hilfe kam. Henri hatte schon früh schwimmen gelernt, wenn er auch selten dazu kam.

Valentino folgte seinen Männern und ließ sich von dem zurückgebliebenen Rudergänger die Kisten reichen.

»Worauf wartet Ihr noch?«, rief er Henri und Uthman ungeduldig zu. »Bildet Ihr Euch etwa ein, dass meine Leute Euch auf den Schultern durch das Wasser tragen?«

Uthman ließ sich so etwas nicht zweimal sagen. Er sprang über Bord und landete hart neben Valentino, sodass die Wellen hoch aufspritzten und Valentino eine der Kisten entglitt. Möglichst schnell strebte er aber danach dem Ufer zu, während Valentino hinter ihm fluchte. Um den Zorn des

Seeräuberhauptmanns nicht noch mehr zu reizen, hielt sich Henri beim Sprung außer dessen Reichweite.

Vielleicht hätte Valentino ihnen Bewegungsfreiheit zugestanden. Aber er musste seinem Zorn Luft machen und ließ sich ein Seil bringen, um Henri und Uthman eigenhändig an einer Pinie festzubinden. »Verflucht!«, murmelte Uthman. »Mir rieseln die Nadeln hinter den Kragen meines Gewandes.«

»Das hättest du uns ersparen können«, sagte Henri vorwurfsvoll. »Warum kannst du deinen Übermut nicht bändigen und musstest Valentino fast auf den Kopf springen, sodass ihm eine seiner kostbaren Kisten aus den Händen glitt!«

Die gebundenen Hände ließen nicht zu, dass Uthman seinen Rücken erreichte, um sich zu kratzen. Valentino, der diese Bewegung beobachtete, trat auf ihn zu. »Hast du schon einmal vom *Fuoco di San Antonio* gehört?

Nicht? Dann wirst du es bald spüren. Die Nadeln, die dir so zu schaffen machen, werden von Raupen verursacht, die auf den Bäumen die Nadeln winzig klein zerbeißen. Wer länger diesen Nadeln ausgesetzt ist, wird nicht nur von einem schrecklichen Juckreiz befallen, sondern auch von heftigem Fieber. Glaube mir, du Schweinehund, das ist schlimmer als eine Tracht Prügel.«

Henri sah, dass Uthman kurz davor war, dem Piratenhauptmann ins Gesicht zu spucken. Weil das unabsehbare Folgen gehabt hätte, sagte Henri ziemlich scharf: »Mäßige dich!« Uthman schwieg und begnügte sich mit giftigen Blicken, als Valentino sich entfernte.

Einige Piraten verschwanden mit den Kisten im Gestrüpp der Insel. Wahrscheinlich gab es irgendwo eine versteckte Höhle, in der sie ihr Beutegut bis zur Verteilung verstauten. Sie blieben ziemlich lange aus. Inzwischen hatten diejenigen, die zurückgeblieben waren, dürres Holz gesammelt und ein Feuer

angezündet, das sie niedrig hielten, um nicht von der See aus entdeckt zu werden.

Das lange Ausbleiben klärte sich, als die Seeräuber am Feuer erschienen. Sie brachten Wildkaninchen und sogar einen Rehbock, auch einen Fuchs mit, den sie jetzt aus einer Falle lösten. Schon bald verbreitete sich ein verführerischer Duft nach gebratenem Fleisch. Die Piraten versammelten sich um das Feuer, verzehrten mit lautem Geräusch riesige Fleischbrocken und ließen einen Becher mit Wein kreisen. Der Schiffsjunge fragte, ob man den Gefangenen nicht auch etwas zu essen geben solle. Aber Valentino schüttelte den Kopf und warf Uthman einen abgenagten Knochen ins Gesicht.

Gegen Mitternacht war auch der letzte Seeräuber trunken zur Seite gefallen. »Jetzt müssten wir versuchen, uns zu befreien«, schlug Henri vor. Aber er bekam keine Antwort. Als er, verwundert über die seltene Schweigsamkeit seines Gefährten, sich Uthman zuwandte, bemerkte er mit Schrecken, dass Uthman vom *Fuoco di San Antonio* übermannt worden war. Denn der Freund zitterte am ganzen Leib, sein Kopf schlug hin und her, und er stöhnte laut im Fieberwahn.

Ohne dass Henri eine nahende Gestalt bemerkt hätte, war Brunella zwischen den Baumstämmen aufgetaucht. Sie stellte einen kleinen Blecheimer ab, in dem Henri eine grünliche Masse erkannte. Wortlos begann sie, Uthmans Fesseln zu lösen. Er sank augenblicklich kraftlos zu Boden. Das Mädchen entkleidete ihn, ohne Scham zu zeigen, und bestrich mit zarten Bewegungen den ganzen Körper mit einer zähflüssigen Salbe. »Wir hatten einen Gefangenen, der sich auf die Zubereitung von Heilsalben verstand. Als einer von uns vom *Fuoco di San Antonio* befallen wurde, ging er in den Wald und kehrte mit allerlei Kräutern und Baumrinden zurück. Er erlaubte uns nicht, bei der Herstellung der Salbe anwesend zu sein. Später erfuhren wir, dass dieser Mann ein berühmter Alchemist war,

und wir schenkten ihm die Freiheit. Der Kranke war nämlich nach der Einreibung mit dieser Salbe am nächsten Tag wieder gesund. Aber wir alle hüten uns vor dem Befall des Raupenkots. Diese Viecher geben nämlich die von ihnen gefressenen Nadeln durch den After wieder von sich.«

»Kannst du mir vorsorglich auch etwas von dieser wundertätigen Salbe geben?«, bat Henri.

»Dann zieh dich aus!«, erwiderte sie und löste seine Fesseln. Henri schaute während der ungewohnten Berührung in das Geäst des Baumes. Sie lachte ihn aus und griff zum Seil. »Ich muss euch leider wieder fesseln, damit Valentino keinen Verdacht schöpft. Aber ich werde es mit aller Vorsicht tun.«

Ehe Henri sich bedanken konnte, war sie wieder zwischen den Stämmen der Bäume verschwunden.

Am nächsten Tag fühlte sich Uthman zwar wieder gesund, aber noch etwas geschwächt. Er wusste nicht, was mit ihm geschehen war. »Die Kerle sollten uns etwas zu essen geben«, sagte er. »Ich fühle mich ziemlich kraftlos.« Henri verzichtete darauf, seinem Gefährten von den nächtlichen Ereignissen zu berichten. Er wies zu dem erkalteten Lagerfeuer, das der Schiffsjunge wieder zum Lodern brachte. Ein Duft nach Eichelkaffee entstieg einem großen Eisentopf.

Nach und nach fanden sich die Seeräuber ein, schlürften den Kaffee und unterhielten sich laut und angeregt. Es ging um einen neuen Beutezug. Das hatten Henri und Uthman bald verstanden. Was soll dann aus uns werden?, dachte Henri sorgenvoll. Als Brunella am Feuer auftauchte, schöpfte er eine gewisse Hoffnung, dass sie ihnen eine Rettung ermöglichen würde. Ihr Ton klang ziemlich herrisch. »Binde die Gefangenen los!«, forderte sie von Valentino. »Sie sollen an unserem Gespräch teilnehmen, damit sie ihr künftiges Schicksal erfahren.« Valentino gab ihrer Forderung nach, ging

zu den Kiefernstämmen und löste die Fesseln. Im Vorbeigehen hatte er allerdings Brunella eine kräftige Kopfnuss verpasst.

Er war erstaunt, die beiden bei zufrieden steller Gesundheit anzutreffen, und warf Brunella argwöhnische Blicke zu. »Trinkt von dem Kaffee!«, fuhr er Henri und Uthman unfreundlich an. »Denn das wird für lange Zeit die letzte Möglichkeit zum Trinken sein. Wir werden nämlich noch heute diese Insel verlassen, und zwar ohne euch.«

Henri und Uthman schwiegen und warteten ab, welches Schicksal er ihnen zugedacht hatte. Das sollten sie allzu bald erfahren. »Auf dieser Insel gibt es mehrere Höhlen. Wir werden euch in einer von diesen einschließen, die mit einer Eisentür gesichert ist. Aber es gibt eine unsichtbare Luftzufuhr, sodass ihr nicht ersticken werdet. Das ist eine Erleichterung eurer Gefangenschaft. Wenn ihr nicht schreit und dadurch zu viel Luft verbraucht, werdet ihr bei unserer Rückkehr noch am Leben sein.«

Er gab vier Männern einen Wink, ihm mit den Gefangenen zu folgen. Uthman warf Brunella einen bitterbösen Blick zu, weil sie schweigend zu Boden schaute. Er wusste ja nichts von der nächtlichen Rettungsaktion.

Valentino schritt voran, und die vier Männer folgten mit Henri und Uthman, die sich kräftig zur Wehr setzten, bis die Männer ihnen mit Knüppeln über den Kopf schlugen. Jetzt wurden sie mehr vorwärtsgeschleppt, als dass sie selbst gegangen wären. Dennoch versuchte Henri, sich den Weg zu merken, der aus dem Wald zur Küste zurückführen konnte.

Die eiserne Tür zur Höhle stand offen. Valentin zog einen unförmigen, schon rostigen Schlüssel aus der Hose und gab den beiden einen kräftigen Stoß, der sie über mehrere Stufen in die Dunkelheit hinabbeförderte. »*Hasta la vista!*«, rief er höhnisch und ließ die schwere Tür donnernd zufallen. Der

Schlüssel drehte sich knarrend im Schloss, und die Schritte der Männer entfernten sich.

»Was nun?«, fragte Uthman ratlos und ließ sich stöhnend auf dem feuchten Erdboden nieder. Er fühlte sich immer noch schwach.

»Ich muss nachdenken«, erwiderte Henri. »Einen Ausweg gibt es immer und überall.«

Die Höhle roch nach Moder. Es war finster, nur ein schwacher Lichtschein fiel durch das Luftloch, von dem Valentino gesprochen hatte.

»Steh auf«, wandte sich Henri an Uthman, »und forme deine Hände zu einer Mulde, in die ich hineinsteigen kann, um auf deine Schulter zu klettern. Ich möchte die Decke der Höhle untersuchen.«

Aber das Unternehmen war vergebens. Einige Lehmbrocken fielen auf ihn herab, ein paar Steine lösten sich und polterten zu Boden, doch eine Öffnung war nicht zu finden.

»Wir müssen uns vorsichtig in das Innere der Höhle tasten«, schlug Henri vor, »aber nur Schritt für Schritt. Es könnte sein, dass sich plötzlich ein Abgrund auftut. Vielleicht hat Valentino sogar damit gerechnet, dass wir abstürzen und uns das Genick brechen.«

»Damit könntest du Recht haben«, pflichtete ihm Uthman bei. Allmählich gewöhnten sich ihre Augen an die neue Umgebung. Der Sarazene deutete auf etwas, das einem Haufen gebleichter Knochen glich. »Wenn mich das Dämmerlicht nicht täuscht, sind das da Skelette, und es hängt keine Spur mehr von Fleisch an ihnen.«

Henri überlegte, wie er dem geschwächten Freund Hoffnung machen könnte. Er hielt es für das Beste, von der nächtlichen Krankenpflege durch Brunella zu erzählen. Sofort erwachte in Uthman seine alte Tatkraft. »Wenn sie uns einmal geholfen

hat, dann wird sie das auch wieder tun. Wer besitzt den Schlüssel zu dieser Eisentür?«

»Valentino persönlich. Nicht einmal Brunella wird es fertig bringen, ihm den Schlüssel zu entwenden. Es wird für sie auch nicht leicht sein, vor dem Absegeln Zeit zu finden, um von den anderen unbemerkt hier aufzutauchen.«

»Wir warten hier vor der Tür, bis es völlig dunkel ist. Falls Brunella bis dahin nicht gekommen sein wird, können wir die Hoffnung auf ihr Erscheinen aufgeben.«

Ihr Entschluss, auf Brunella zu warten, sollte sich als richtig erweisen. Noch ehe die Nacht das versteckte Luftloch verfinstert hatte, hörten sie leise Schritte im Laub rascheln. Vor der Tür wisperte eine Stimme, die nur Brunella hören konnte.

»Hast du den Schlüssel?«, rief Uthman hoffnungsvoll. »Dann mache uns auf, damit wir flüchten können!«

»Leider nein«, wisperte wieder die Stimme. »Aber hört mir jetzt gut zu. Ich verrate euch eine Möglichkeit, wo sich euch ein Fluchtweg aus dieser Höhle eröffnet. In ihrem hintersten Teil befindet sich eine Quelle. Manchmal, vor allem in Regenzeiten, weitet sie sich zu einem kleinen See. Oft füllt sich dann dieser See bis zu den Höhlenwänden, sodass man ihn durchschwimmen muss. Ich hoffe, dass ihr diese Kunst beherrscht. Auf der anderen Seite geht es ein paar Stufen aufwärts, und oben befindet sich eine kleine Plattform, deren Boden durch die ständige Feuchtigkeit sehr schlüpfrig ist. Hütet euch vor einem Ausrutschen, sonst stürzt ihr in den Tod. Von dieser Plattform aus müsst ihr euch abstemmen, um die Öffnung über euch zu erreichen. Wenn euch das gelungen ist, befindet ihr euch im Wald auf der anderen Seite der Insel. Dort kommen manchmal Frachtschiffe vorbei, die euch vielleicht mitnehmen werden.«

»Brunella«, rief Uthman. »Das werde ich dir nie vergessen! Falls du einmal Hilfe brauchst, schicke mir eine Nachricht nach Cordoba. Ich werde kommen, wo immer du dich auch befindest.«

»Ich muss gehen«, wisperte die Stimme vor der Tür. Sie vernahmen noch das Rascheln des Laubes. Dann blieb alles still. Aber beide glaubten, schon das Murmeln der Quelle zu vernehmen.

Henri hatte vorgeschlagen, mit dem Gang durch die Höhle auf das Tageslicht zu warten. Einerseits deshalb, weil die aufgehende Sonne vielleicht einen kleinen Strahl durch das verborgene Luftloch werfen könne, andererseits aber auch, weil man sicher sein müsse, dass die Piraten wirklich die Insel verlassen hätten.

Uthman hatte sofort zugestimmt. Über dieses schnelle Einverständnis war Henri ein wenig besorgt. Wäre Uthman wieder voll bei Kräften gewesen, hätte er mit Sicherheit stürmisch auf einen sofortigen Aufbruch gedrungen. Uthman war nach seiner Krankheit immer noch sehr erschöpft. Er zog es vor, sich seinen Schlafplatz in der Nähe der Skelette einzurichten, um nur ja keinen unnötigen Schritt gehen zu müssen.

Als sich der Morgen durch ein trübes Licht erahnen ließ, erhob sich Henri. Sein erster Blick galt Uthman. Des Alchemisten Salbe hatte gewirkt, das *Fuoco di San Antonio* hatte keine neuen Spuren hinterlassen.

Uthman war schon wach. »Schade, dass uns Valentino nicht gefesselt hier herabgestoßen hat. Dann stünden uns Seile oder Ketten zur Verfügung, mit denen wir uns gegenseitig Halt geben könnten.«

Henri lachte. »Ich bin froh, dass du schon wieder scherzen kannst.«

»So scherzhaft war das gar nicht gemeint«, erwiderte Uthman und begann, den Haufen der Skelette auseinander zu breiten. »Irgendeiner von diesen armen Gesellen ist vielleicht mit Ketten gefesselt gewesen.«

Henri dachte, dass man die Totenruhe eigentlich nicht stören dürfe. Aber Uthman zog tatsächlich das Stück einer Kette hervor.

»Besser diese als gar keine«, murmelte Uthman. »Ich habe nämlich keine Lust, jahrhundertlang hier in der Höhle zu verweilen wie die sieben Jünglinge von Ephesos. Sie wurden zwar nicht von Seeräubern, sondern von einem römischen Kaiser verfolgt, und suchten selbst Schutz in einer Höhle. Sie blieben 309 lange Jahre dort! Im Koran kannst du alles über die Jünglinge in der Sure *Al-Kahf*, der Sure von der Höhle, lesen. So eine spannende Geschichte habe ich natürlich behalten. Ich weiß sogar noch, was diese *Ashabu'l Kahf*, die Gefährten der Höhle, nach ihrem Erwachen sagten: *Unser Herr ist der Herr der Himmel und der Erde. Wir werden niemals außer Ihm einen anderen Gott anrufen*. Der Kaiser hatte sie nämlich zwingen wollen, ihren Glauben zu verleugnen.«

Henri fühlte sich beschämt. »Zu Recht Erinnerst du mich daran, Gott um seine Hilfe zu bitten. Nach einem Gebet wollen wir aufbrechen.«

Uthman schlug sich ein Stück der Kette um die Taille und übergab Henri das andere Ende. Vorsichtig begaben sie sich in das Innere der Höhle. »Findest du nicht auch, dass es ein wenig heller wird?«, fragte Uthman hoffnungsvoll. »Das könnte doch auf die Nähe des Ausgangs deuten.«

»Hmm«, brummte Henri. Er glaubte das nicht. Aber etwas anderes hatte er bemerkt. Mit jedem Schritt wurde der Erdboden feuchter. Zweimal musste er seinen Gefährten durch einen festen Griff vor dem Ausrutschen bewahren.

»Wir brauchen uns nicht zu beeilen«, mahnte Henri. »Denn wir haben ja über 300 Jahre Zeit, um hier herauszufinden. Jünglinge, wie die *Ashabu'l Kahf*, werden wir dann allerdings nicht mehr sein.«

Uthman gab keine Antwort und zügelte auch seinen Schritt nicht. Er hechelte wie ein Jagdhund, der eine Beute nahe vor sich sieht. Wenn er im Halbdunkel an die Decke stieß, rieselte Kalk auf ihn herab. Mehrmals mussten sie sich bücken. Plötzlich blieb Uthman so abrupt stehen, dass nun Henri beinahe ins Straucheln geriet. »Vor mir liegt der See«, sagte er nach rückwärts gewandt zu Henri. »Ich glaube nicht, dass wir hindurchwaten können.«

Henri versuchte, in dem trüben Gewässer die Tiefe zu ergründen. »Ich halte für möglich, dass das, was wir in der vergangenen Nacht gehört haben, nicht das ersehnte Plätschern der Quelle war, sondern Regen, der zum Steigen des Grundwassers geführt hat. Es wird uns nicht erspart bleiben, den See zu durchschwimmen.«

Uthman ließ sich am Rand des unterirdischen Gewässers nieder. »Halt mich fest!«, bat er Henri. »Ich möchte ergründen, ob sich der Grund erreichen lässt. Vielleicht gibt es in diesem trüben Gewässer sogar Giftschlangen oder ähnliche Viecher, die einem das Fleisch von den Knochen nagen. Denk nur an die Skelette, die wir gefunden haben!«

Henri fand beruhigende Worte. »Niemand hat bis jetzt davon gesprochen, dass es im Gebiet der Balearen Schlangen oder Raubfische dieser Art gibt. Außerdem hätte uns Brunella bestimmt vor dieser Gefahr gewarnt. Du hast ihr doch bis jetzt vertraut. Warum bist du auf einmal so misstrauisch?«

Uthman zog die Füße aus dem Wasser und schaute nachdenklich vor sich hin. »Ich hatte gehofft, dass es genügen würde, durch eine kleine Pfütze zu waten. Denn ich beherrsche die Kunst des Schwimmens nur sehr mangelhaft. Niemand hat es mich gelehrt. Wer hätte das auch übernehmen sollen? In Haleb kann fast niemand schwimmen.«

Henri war erschrocken, aber er ließ es sich nicht anmerken. »Habe Vertrauen zu dir selbst! In höchster Not kann man alles.

Gib mir deine Kleidung, ich werde sie schwimmend auf dem Kopf hinüberbringen! Wenn ich das jenseitige Ufer erreicht habe, gehst du in das Wasser und machst die Schwimmbewegungen, die du mir abgeschaut hast! Ich werde dich an der Kette herüberziehen. Oder willst du noch weitere 300 Jahre hier in der Höhle verbringen?»

Uthman wirkte entschlossen, diese Prüfung zu überstehen. »Wenn ich lebend drüben angekommen bin, werde ich zur Übung noch ein paar Mal hin- und herschwimmen.«

Das ist der Uthman, wie ich ihn kenne, dachte Henri. Er verlangte Uthmans Kleidung, legte sie sich auf den Kopf und hielt sie mit einer Hand fest. Uthman verfolgte gelassen die Vorbereitungen. Mit wenigen Stößen hatte Henri das jenseitige Ufer erreicht. »Nur Mut! Jetzt bist du dran!«, rief er aufmunternd.

Uthman zögerte nicht länger. Er will wohl nicht als Feigling dastehen, dachte Henri. Es ging besser, als er erwartet hatte. Henri zog kräftig an der Kette, und Uthman vollführte Schwimmbewegungen, die er für richtig hielt. Aber dann, drei Schritte vom Ufer entfernt, geschah ein unvorgesehener Zwischenfall. Die alte rostige Kette riss, und die beiden losen Enden versanken im Wasser.

Jetzt gerät er in Panik und wird untergehen, dachte Henri. Er machte sich schon bereit, um zur Rettung ins Wasser zu springen. Aber da hatte er seinen immer draufgängerischen Gefährten unterschätzt. Mit ruhigen Bewegungen erreichte Uthman das Ufer und wollte zu einer neuen Runde ansetzen.

»Uthman!«, rief Henri gebieterisch. »Du kannst sehr gut schwimmen. Was sollte diese Vorstellung? Komm sofort an Land! Vielleicht gibt es doch giftige Schlangen hier!«

Als Uthman vor ihm stand, hätte er ihm am liebsten eine Backpfeife gegeben. Warum musste dieser erwachsene Mann immer noch solche kindischen Kapriolen machen? »Bekleide

dich wieder!«, befahl er ziemlich unwirsch. »Oder soll ich deine Kleider auch noch die Stufen hinauf zu der kleinen Plattform tragen, von der Brunella sprach?«

Henri wusste, dass der schwierigste Teil der Wegstrecke überstanden war. Er ging voraus und wartete auf dem kleinen Platz, über dem sich verheißungsvoll eine Öffnung zeigte. Weit oben ließen sich die herabhängenden Äste eines Baumes erkennen.

Henri hatte seinen Ärger über Uthmans unangebrachte Späße noch nicht ganz überwunden. »Jetzt zeige deine Kletterkünste! Oder muss ich dich gar heraufziehen?«

Uthman nahm diese Bemerkung nicht übel. Er bereute schon, dass er seinen Freund verärgert hatte. In der gebirgigen Umgebung von Haleb hatte er schon so manchen Felsen bestiegen. Er grätschte die Beine, suchte Halt für die Füße und schob sich geschickt aufwärts zur Öffnung. Oben angelangt brach er in laute Begeisterungsrufe aus. »Komm herauf, Henri! Für freie Menschen ist diese Insel ein Paradies.«

Henri erreichte nicht weniger schnell das Tageslicht als Uthman. Nach der Dunkelheit in der Höhle blendete ihn für einen Augenblick die strahlende Sonne. Dann aber sah er unterhalb des bewaldeten Hügels das geschwungene Ufer und den weißen Sand der Insel. Er hatte schon immer ein Gefühl des Wiedererkennens für Orte gehabt, an denen er einmal gewesen war. Langsam ließ er den Blick über die Bucht schweifen, schloss die Augen, um den besonderen Geruch der Wälder zu spüren, und da wusste er es. Sie befanden sich auf der Westseite jener Insel, auf der sie damals mit der Kogge gestrandet waren. Die Erinnerung an die abenteuerliche Seefahrt und an den Tod des Kapitäns Ernesto di Vidalcosta wurde übermächtig.

»Erkennst du denn nicht, wo wir hier sind?«, wandte er sich an Uthman, der den Kopf schüttelte.

»Warum fragst du mich? Wir sind auf den Pityusen, und ich hoffe, dass durch die Nähe zu Ibiza hier ab und zu Schiffe vorbeikommen, die nichts mit Piraten zu tun haben.«

»Vielleicht müssen wir aber sehr lange warten«, dämpfte Henri die Zuversicht seines Gefährten. »Wir sind nämlich auf genau jener Insel, auf der wir damals mit der Kogge strandeten!«

Uthman wirkte ziemlich verdutzt. »Ich nehme jetzt ein Bad im Meer, um die Dreckspuren der Höhle abzuwaschen. Danach werde ich Holz sammeln, um Rauchzeichen zu geben.«

»Ob wir ein Feuer anzünden, sollten wir uns vorher gut überlegen«, gab Henri zu bedenken. »Ich möchte nicht wieder auf einem Piratenschiff landen. Wir müssen also die Schiffe sehr nahe an die Insel herankommen lassen, damit wir ihr Herkunftsland erkennen können.«

»Ach, Henri«, seufzte Uthman. »Wenn ich doch irgendwann einmal so klug und vernünftig werden könnte wie du.«

»Was steht denn im Koran über die Rückkehr der *Ashabu'l Kahf*?«, fragte Henri, um Uthman zu erfreuen. »Vielleicht kann uns das in unserer Lage helfen.«

Uthman ließ sich nicht lange bitten. *»Ein Sprecher fragte: Wie lange habt ihr verweilt? Die Jünglinge sagten: Einen Tag oder einen Teil von einem Tag. Die anderen sagten: Euer Herr weiß besser, wie lange ihr verweilt habt. Schickt einen von euch mit euren Silbermünzen in die Stadt. Er soll sehen, welche ihrer Speisen am reinsten sind, und euch davon Versorgung bringen. Aber er soll behutsam sein und niemandem etwas von euch merken lassen. Denn wenn sie von euch erfahren, werden sie euch steinigen und zur Rückkehr zwingen; dann wird es euch nie mehr wohl ergehen. Genau so steht die Geschichte in der Sure von der Höhle.«*

»Damit können wir durchaus etwas anfangen«, meinte Henri. »Wir werden die wild wachsenden Pflanzen prüfen, ehe wir

etwas von ihnen zu uns nehmen. Außerdem werden wir uns auch nicht zu irgendeinem Bestimmungsort zwingen lassen, sondern dafür sorgen, dass man uns in Mallorca oder Menorca gegen eine ausreichende Bezahlung absetzt. Auch der Hinweis, dass wir uns nicht zu erkennen geben sollen, ist sehr wichtig. Wenn sie uns auch nicht gleich steinigen, so werden wir doch als Königsmörder bestraft. Nun hast du sicher bemerkt, dass man aus jeder Geschichte eine Lehre ziehen kann.«

»Natürlich«, bestätigte Uthman, »aus der heiligen Schrift kann man immer eine Lehre ziehen!«

»Du wirst sehen, dass wir bald schon hier fort sind!«

»Sage lieber: Wenn Gott will!«, wies ihn Uthman zurecht. »Weißt du, was Allah in der Sure von der Höhle seinen Zuhörern sagt? Dass die Zukunft ganz in seiner Hand liegt: *›Sprich nie von einer Sache: Ich werde es morgen tun, es sei denn: So Allah will. Und gedenke deines Herrn, wenn du es vergessen hast, und sprich: Ich hoffe, mein Herr wird mich noch näher als dies zum rechten Wege führen.‹*«

»Da hast Recht«, entgegnete Henri. »Wir werden von dieser Insel fortkommen, so Gott will!«

Sie warteten zwei Tage vergeblich auf ein vorbeiziehendes Schiff. Der Horizont blieb leer. Schließlich erwogen sie, noch einen dritten Tag zu warten, um es dann doch mit Rauchzeichen zu versuchen. Uthman bestand darauf, einen Holzstoß anzulegen, damit er bei Bedarf möglichst schnell ein Feuer entfachen könne. Beide sahen die Gefahr, dass der Beutezug der Piraten vielleicht erfolglos geblieben war und Valentino allzu bald zurückkehren würde. Ihre Augen trünten von dem stundenlangen Blick auf das glitzernde Meer. Aber es war kein Schiff zu sehen. Sie ließen sich im Schatten einer breit gefächerten Schirmpinie nieder.

»Schlafen sollten wir besser nicht«, überlegte Uthman. »Aber wie wäre es, wenn du weiter über deine Erlebnisse im Heiligen Land berichten würdest?«

Henri erklärte sich sofort einverstanden. Es war besser, sich die Zeit zu vertreiben, als von der Gefahr überrascht zu werden. »Der Pilgerzug schleppte sich langsam voran«, begann er, »bis Nadjm Ghazi die Geduld verlor. Er schickte seine Reiter voraus, die mit Stöcken, Peitschen und den flachen Klingen ihrer Schwerter dem Emir rücksichtslos den Weg frei machten. Sie kümmerten sich nicht darum, dass einige dieser frommen Leute in ein Gebet vertieft waren oder ein älterer Mensch nur noch sehr langsam den Marsch bewältigen konnte. Wer einen Protest oder einen empörten Zuruf wagte, bekam die Peitsche zu spüren.

Von da ab bewegte sich unser Zug schneller vorwärts. Ich weiß nicht, wie viele Tage wir unterwegs waren und wie oft wir für die Nacht unsere Zelte aufbauten. Der Weg wurde immer beschwerlicher, weil sich der kurvenreiche Pfad durch eine felsige Gegend schlängelte. Mein Begleiter hatte auch keine Lust mehr zu sprechen und ritt halb schlafend mit baumelndem Kopf neben mir her.

Aber an einem heißen Sonnentag wachte er plötzlich auf, als habe er soeben ein erfrischendes Bad genommen. ›Vor uns liegt Hajia, und oben auf dem Felsen lässt sich im Dunst der Wolken der Palast des Emirs erkennen. Wir sind an unserem Ziel angelangt.‹ Unter den Reitern erhob sich ein allgemeiner Jubel. Jeder wusste, dass der Emir nun Fleisch, Fladenbrot und Getränke verteilen lassen würde. So schnell hatte man noch nie die Zelte aufgebaut und ein Lagerfeuer entzündet.

Es entsprach der Wahrheit, was man mir über die festungsähnliche Burg des Emirs erzählt hatte. Die Zinnen ragten bis in die Wolken. Ich empfand das als Anmaßung. Bei uns Christen ist es nur den Kirchenbaumeistern gestattet, die

Türme bis zu solcher Höhe zu bauen. Auf dem Reitpfad, der zu dem Portal der Burg führte, erschien eine Abordnung prächtig gekleideter Würdenträger. Sie warfen sich vor dem Zelt des Emirs auf die Knie und warteten, bis Nadjm Ghazi erschien, übrigens ohne die Qayna. Die Würdenträger huldigten ihm, als ob er Papst oder Kaiser sei.

Weil er die Hofbeamten so lange im Staub des Zeltplatzes warten ließ, hatte ich die Möglichkeit, mich näher heranzupirschen. Ich hätte sie auch nach Jahren immer und überall erkannt: die falschen Zeugen, die meinen Bündnisbruder Abu Hassan angeklagt und in den Kerker verschleppt hatten. Vorsichtig trat ich meinen Rückweg an, damit mich nur ja niemand von ihnen wieder erkennen konnte. Nun galt es, reiflich zu überlegen, wie ich vorgehen musste, um Abu Hassan zu befreien, ohne selbst den Tod zu finden.

Ich beobachtete, dass Stallknechte aus der Burg dem Emir zwei frische Pferde brachten. Jetzt endlich kam auch die Qayna zum Vorschein, die von Nadjm Ghazi persönlich in den Sattel gehoben wurde. Ich bemitleidete den armen Burschen, der das Pferd am Zügel führen musste. Sicher hatte sie an jedem einzelnen Schritt etwas auszusetzen. Der würdevolle Zug bewegte sich langsam auf dem steilen Pfad der Burg zu, deren Eingang tatsächlich in den Wolken lag. Das könnte ein Vorteil sein, sagte ich mir, ehe ich mich zum Lagerfeuer begab, wo mein Reisegefährte Mahmud aus Mardin mit Fladenbrot und gebratenem Hammelfleisch auf mich wartete.

Als die Feuer erloschen waren und der Abendwind die ersehnte Kühlung brachte, schlug Mahmud mir vor, nach dem langen Ritt zu Fuß die Burg zu umrunden, um uns zu entspannen. Ich stimmte sofort zu, weil ich ahnte, welchen Nutzen mir das bringen konnte. Mahmud war so stolz, als hätte er selbst diese Burg erbaut, oder zumindest bewohnt.

›Der Palast des Emirs ist unseren Palästen und Burgen in Mardin nachgebaut‹, wusste er zu berichten.

›Ich bin noch nie in Mardin gewesen‹, erwiderte ich. ›Kannst du mir nicht einmal die gesamte Anlage mit deinem Stock in den Sand malen?‹

Mahmud war begeistert. Denn schon lange hatte er keinen so geduldigen Zuhörer wie mich gehabt. ›Halt dein Maul, elender Schwätzer!‹ Mit diesen groben Worten wurde er zumeist abgewiesen. Man hätte ihn sogar mit Freuden verprügelt, sobald er auch nur das Wort Mardin in den Mund nahm. Aber man fürchtete eine Verbindung zum Emir.

Er zeichnete, löschte das Sandgemälde aus und begann von neuem. Ich schwieg und sah ihm zu. Lange Zeit verbrachten wir so im Sand, bis die Dunkelheit unserem Treiben ein Ende machte.

Bei den Händlern, die sich am Rand unseres Zeltplatzes niedergelassen hatten, kaufte ich mir ein Pilgergewand. Die langen weißen Tücher verschafften mir die Möglichkeit, mich einzuhüllen. Der Händler drängte mir noch eine Kopfbekleidung auf, die mich in einen Araber verwandelte. Später war ich dafür dankbar. Meine hellen Haare hätten mich sicherlich verraten. Mahmud klatschte in die Hände, als er mich so sah. ›Nun bist du einer der unsrigen. Du könntest sogar aus Mardin stammen.‹ Das war das höchste Lob, das er mir zollen konnte. Ich war sehr froh darüber.

Am nächsten Tag wanderte ich in meiner Pilgerkleidung den Burgberg hinauf. Ich kam mir vor wie Jakob auf der Himmelsleiter.

Das Eingangsportal war stark bewacht, wahrscheinlich weil der Emir und einige seiner Würdenträger anwesend waren. Höflich bat ich um Einlass, der mir gewährt wurde. Denn ich behauptete, dass ich der Anführer einer Pilgerabordnung sei und mit dem Emir die Wallfahrt nach *Medina* besprechen

müsse. Das Wort *Medina* erwies sich als Zauberschlüssel. Die Lanzenträger verbeugten sich sogar vor mir und ließen ihre Waffen sinken. Ich gab mir Mühe, möglichst würdevoll das Tor zu durchschreiten.

Noch am Abend hatte ich mir Notizen gemacht, was mir von der Sandzeichnung in Erinnerung geblieben war.«

»Schade, dass dir kein Ariadnefaden zur Verfügung stand«, unterbrach ihn Uthman bedauernd. »Denn durch dieses Fadenknäuel, das Ariadne dem athenischen König Theseus geschenkt hatte, war es ihm möglich gewesen, den Rückweg zu finden, nachdem er den schrecklichen Minotaurus im Inneren des Labyrinths besiegt hatte.«

»Das wäre allerdings eine willkommene Hilfe gewesen«, bestätigte Henri. »Aber ich musste mich auf meine eigenen Kräfte verlassen.

An irgendeiner Stelle steckte in meiner Zeichnung ein Fehler. Denn ich landete nicht in den unterirdischen Gewölben bei den Verliesen, sondern befand mich zu meinem Schrecken unversehens vor den Privatgemächern. Manchmal webt das Schicksal Gespinste, die man zunächst als Unglück ansieht. Aber sie sind in Wirklichkeit eine Glück bringende Wendung.

Denn in dem Gang, der zu dem Schlafgemach des Emirs führte, hörte ich leise Stimmen. Aber auch bei dieser Lautstärke erkannte ich sofort, wer sich dort zu einer Verschwörung getroffen hatte. Die Stimmen der falschen Zeugen würden mich bis zu meinem Lebensende verfolgen. Ich konnte ihren Klang nicht aus meinen Ohren vertreiben. Und was ich hörte, das war höchst bedeutsam.

»Wir stürmen alle miteinander in die Gemächer des Emirs hinein«, schlug einer vor. Aber ein anderer war dagegen. »Es ist besser, wenn einer von uns unbewaffnet den Raum betritt, um dem Emir zu huldigen. Denn er ist eitel und wird sich ablenken lassen. Gleich darauf werden wir anderen bewaffnet folgen,

uns auf den Emir stürzen und ihn ohne vorherigen Anruf niedermetzeln. Der König von Frankreich wird es uns danken und uns fürstlich belohnen.«

»So sei es!«, pflichteten ihm die anderen bei. Aber der Wortführer fügte noch etwas hinzu. »Die Qayna wird sich wie immer in seinem Schlafgemach aufhalten. Wenn wir den Emir aus dem Weg geräumt haben, werden wir uns diesem knusprigen Hühnchen widmen.«

Allgemeines Gelächter, wenn auch verhalten, folgte diesen Worten.«

»Damit hätte die Gerechtigkeit ihren Lauf genommen«, äußerte Uthman seine Meinung. »Von der Qayna wäre nicht viel übrig geblieben.«

»Tausend Gedanken wirbelten mir durch den Kopf«, fuhr Henri fort. »Sollte ich den Emir vorher warnen? Er würde mir genauso wenig glauben wie bisher. Ich konnte ihm nicht ersparen, von seinen Würdenträgern, denen er fast bedingungslos vertraute, überfallen und verletzt zu werden. Es würde schwierig sein, den richtigen Augenblick zu finden, in dem ich eingreifen musste, um ihm das Leben zu retten. Mindestens einen der Verschwörer musste ich sofort niederstrecken, noch ehe die anderen merkten, dass jemand dem Emir zu Hilfe geeilt war.

Ich war es gewohnt, schnelle Entschlüsse zu fassen. Aber mir blieb keine Sekunde Zeit, mein Vorgehen vernünftig abzuwägen. Der unbewaffnete Verschwörer hatte kaum das Privatgemach seines Herrn betreten, als die anderen schon voller Ungeduld mit lautem Gebrüll hinter ihm herstürzten. »Stirb, Bestie von Al-Qudz!«

Dieser Ruf war für mich das Signal, den Emir vor einem Meuchelmord zu schützen. Mit einem Sprung hatte ich einen der Verschwörer niedergeworfen und ihm die Kehle durchgeschnitten. Noch im Tod zeigte sich in seinen Augen

verständnisloses Erstaunen. Nun hatten auch die anderen bemerkt, was in ihrem Rücken vor sich gegangen war. Einer umklammerte Nadjm Ghazi, und der andere führte einen Dolchstoß, den er in die Richtung des Herzens gelenkt hatte. Ich sah noch, wie der Emir erblasste und zu Boden sank. Die beiden waren sich sicher, dass ihre Tat zum Erfolg geführt hatte. Denn noch wandten sie mir ihren Rücken zu, um sich an dem Sterben des Emir zu weiden. Ich wusste, dass sich mir ein solch günstiger Augenblick kein zweites Mal bieten würde. Mit kraftvoll gezielten Dolchstößen durchbohrte ich die beiden Meuchelmörder.

Noch lebte der Emir, aber das Blut tropfte langsam zu Boden und bildete dort ein Rinnsal. Es galt, keine Zeit zu verlieren. Ich zerriss mein Pilgergewand in lange Streifen und versah Nadjm Ghazi mit einem festen Verband. Wie oft hatte ich das schon bei meinen Ordensbrüdern während der Kämpfe im Heiligen Land gemacht. Einige Verwundete hatten überlebt, andere nicht. Ich war kein Medicus.

Erleichtert sah ich, dass der Emir seine Augen öffnete. Sie wirkten glasig und verschwommen, aber nach einer Weile erkannte er mich. Ich kniete nicht vor, sondern neben ihm. »Haltet durch, Nadjm Ghazi! Ich werde einen Medicus herbeirufen.« Aber er packte mein Handgelenk und hielt mich fest. »Nein, bleibt bei mir! Denn Ihr seid in dieser Burg der einzige Mensch, dem ich jetzt noch vertraue.«

»Danke, mein Freund«, sagte ich und wunderte mich nicht einmal, wie leicht mir diese Worte von den Lippen gekommen waren.«

»Beinahe könnte ich beleidigt sein, dass du diesen Menschen mit dem Ehrentitel *Freund* angeredet hast, den er nicht verdient hat«, stellte Uthman fest. »Aber die Freude hindert mich daran, dir zu zürnen. Wende deine Blicke zum Horizont, mein einziger Freund. Schau nur! Dort taucht gerade ein Schiff

auf, das eine Flagge in den Farben des Königreichs Mallorca zeigt.«

Henri legte die Hand über die Augen, um im Sonnenlicht besser sehen zu können. »Das könnte eines der Schiffe sein, die gegen die Piraten ausgesandt werden. Entzünde den Holzhaufen, den du in weiser Voraussicht vorbereitet hast. Wie gut, dass du daran gedacht hast!«

Uthman hatte alles kundig angelegt, um das Feuer möglichst rasch zum Lodern zu bringen. Die trockenen Äste knisterten in den Flammen, die gierig nach den Hölzern griffen. In Sekundenschnelle verbreitete sich das Feuer und fraß die dünnen Gräser in Ufernähe, um danach unerwartet in den Wald vorzudringen. Ein Windstoß fachte die Flammen an. Schwärzlicher Qualm und eine schier unerträgliche Hitze legten sich über die Insel. Kein Zweifel, jedes Schiff im Umkreis musste dieses Zeichen sehen.

»Der Hügel brennt!«, schrie Henri plötzlich auf. »Wir müssen uns ins Meer retten!« Sie liefen in das seichte Wasser, das zusehends tiefer wurde und ihnen bald bis zu den Schultern reichte. Unablässig winkten sie mit den Armen.

Längst jedoch war die Besatzung des Schiffes auf den Brand aufmerksam geworden und hatte ein Beiboot ausgesetzt, das sich schnell näherte. Kräftige Arme zogen Henri und Uthman ins Boot.

»Inschallah!«, sagte Uthman. Und Henri nickte ihm zu und sandte ein stummes Gebet zum Himmel.

Wer in Gefahr ist, soll nie zurückblicken – das Letzte, was sie von der Insel sahen, war ein weithin leuchtender Feuerberg.

Der Wind zerrte an ihren Haaren, die Wellen tanzten und schäumten. Möwen segelten an den Masten vorbei, und Henri und Uthman blickten zur Sonne hoch, die ihre Kleider trocknete. Weiße Wolken übersäten den blauen Himmel, und in der Ferne hoben sich schon die Umrisse einer größeren Insel über den Horizont. Sie leckten sich die salzige Seeluft von den Lippen. Erst jetzt begriffen sie richtig, dass sie gerettet und in Sicherheit waren, und die Farben, der Wind, der Geschmack des Meeres – das alles erschien viel intensiver als zuvor. Ja, die Welt war gut, sie war herrlich anzusehen. »Wer versteht, wie der Herr die Wolken türmt und donnern lässt aus seinem Gezelt?«, sprach Henri still Verse der Bibel. »Siehe, er breitet sein Licht um sich und bedeckt alle Tiefen des Meeres. Denn damit regiert er die Völker und gibt Speise die Fülle.«

Der Kapitän der Karavelle schritt über die knarzenden Bohlen des Decks auf Henri und Uthman zu und begrüßte sie außerordentlich ehrerbietig. Er hielt sie für reiche Handelsherren, die in die Gewalt der Seeräuber geraten waren. Die beiden ließen ihn bei dieser Meinung. Denn sie fürchteten natürlich, als Königsmörder entlarvt zu werden. Sie berichteten jedoch, wie die Kogge in einer menorquinischen Bucht von den Seeräubern überfallen und Ernesto di Vidalcosta grausam ermordet worden war.

»Dieses Piratennest werden wir ausräuchern«, versprach der Kommandant der Karavelle selbstbewusst. »Das Versteck der Seeräuber muss sich im Norden befinden, weil die raue zerklüftete Küste dort viele Schlupfwinkel aufweist.« Er fragte die beiden, ob sie ihm irgendwelche Kennzeichen der

Pirateninsel nennen könnten. Henri erzählte ihm von den Mohnblumenfeldern und dem Duft der Hyazinthen. Ob es sehr windig gewesen sei, wollte der Kommandant wissen.

Henri bejahte, der königliche Offizier nickte zufrieden. Das sei der *Tramontana*, der heftige Nordwind, der über die Insel fege. »Ich werde meine Soldaten also in Ciutadella an Land setzen. Die Piraten meiden die großen Städte. Von Ciutadella aus sollen meine Leute ausschwärmen und alle Buchten durchsuchen. Ich nehme an, dass auch Ihr dort gerne das Schiff verlassen werdet, um Euren Geschäften nachzugehen.«

Henri verbeugte sich, dankte für die Rettung und die freundliche Aufnahme. »Der Zufluchtsort auf den Pityusen ist den Piraten nun hoffentlich versperrt«, sagte er. »Das Feuer wird ihre Verstecke zerstört haben.«

Der Kommandant hatte ihnen die Kajüte eines Offiziers zugewiesen, und Henri nahm an, dass auch Uthman zufrieden diese Bevorzugung annehmen werde. Der schien jedoch besorgt zu sein. Er wirkte brummig und verschlossen. Henri glaubte, den Grund der Verstimmung erraten zu haben. »Fürchtest du, dass die königlichen Soldaten auch Brunella ergreifen und vor Gericht bringen werden?«

Uthman nickte. »Ja, und das hat sie nicht verdient.«

Henri dachte kurz nach und machte dann einen Vorschlag. »Dem können wir abhelfen, indem wir dem Kommandanten erklären, dass sich in der Hand der Piraten die Tochter eines Advokaten befindet, die sie erst gegen ein stattliches Lösegeld aus der Gefangenschaft entlassen wollen.«

Die Miene seines Gefährten hellte sich auf. »Das wäre eine Möglichkeit, uns bei Brunella zu bedanken.«

Henri ließ sich in einer Hängematte nieder, die unter der niedrigen Kabinendecke gespannt war, und gab Uthman einen Wink, es ihm gleichzutun. Er war bestrebt, seinen Freund auf andere Gedanken zu bringen. »Ich berichte dir jetzt von einer

weiteren geglückten Befreiung. Denn der Emir gab einem seiner Lanzenträger den Befehl, Abu Hassan aus seiner Kerkerhaft zu erlösen. Ich bat mir aus, den Lanzenträger in das Verlies zu begleiten.«

»Darüber möchte ich sehr gern etwas hören«, sagte Uthman. »Aber zunächst berichte mir, was mit den Verschwörern geschah.«

»Nadjm Ghazi ließ sie in eine Dunggrube werfen. Das entsprach eigentlich nicht meinen christlichen Glaubensvorstellungen, aber sie hatten es wohl nicht anders verdient.«

»Der Emir handelte richtig«, meinte Uthman. »Aber wie verlief das Wiedersehen mit deinem Bündnisbruder?«

»Es war schrecklich«, begann Henri seinen Bericht. »Als der Lanzenträger die schwere Kerkertür tief drunten in den Gewölben der Burg öffnete, schlug mir ein grauenvoller Gestank entgegen. Abu Hassan lag auf verrottetem Stroh in seinem eigenen Unrat. Er war bis auf die Knochen abgemagert. Die Augen glühten fiebrig in seinem eingefallenen, leichenblassen Gesicht. Seine zuvor glänzende Haarpracht war verschwunden. Nur einige Strähnen bedeckten fettig und wirr seine faltige Stirn. Die Ketten, mit denen man ihn an die Mauer geschmiedet hatte, schlotterten lose an ihm herab. Aber dass sie ihn anfangs tief in das Fleisch seines Körpers geschnitten hatten, konnte man an den eitrigen Schwären erkennen, die an Armen und Beinen zu sehen waren.

Das war der Augenblick, in dem ich es sogar als zu milde empfand, dass man die Verschwörer, ob sie nun noch lebten oder nicht, in die Dunggrube geworfen hatte.

Ich fiel neben meinem Bündnisbruder auf die Knie, umarmte ihn und versuchte, seinen Kopf zu heben, der tief auf sein eingefallenes Kinn gesunken war. »Abu Hassan, mein Bruder!«, rief ich laut. »Erkennst du mich noch, Henri, den

Templer, den du aus den Fängen der falschen Franziskaner gerettet hast?«

Der Klang meiner Stimme musste eine Erinnerung in ihm wachrufen. Mühselig hob er den Kopf und sah mir in die Augen. Aber die Stimme versagte ihm, als er mir antworten wollte. Nur ein heiseres Krächzen entrang sich seiner Kehle.

Der Lanzenträger, der diesem Wiedersehen teilnahmslos zugesehen hatte, befolgte nun den Befehl seines Gebieters. Er löste die Fesseln. Weil aber Abu Hassan viel zu schwach und unfähig war, auch nur einen einzigen Schritt aus eigener Kraft zu gehen, lud er sich diesen abgemagerten Mann ohne Schwierigkeiten auf die Schultern. Als ich ihm meinen Bündnisbruder abnehmen wollte, wies er dieses Ansinnen unwillig ab.«

»Diese Behandlung eines treuen Hofbeamten hätte man dem Emir niemals verzeihen dürfen!«, rief Uthman empört. »Vielleicht hättest du ihn gar nicht vor dem Tod bewahren sollen.«

»Da bin ich anderer Meinung«, erwiderte Henri. »Jedem Menschen muss die Möglichkeit gegeben werden, seine Untaten zu bereuen und zu sühnen.«

»Wie sah denn diese Buße aus?«, wollte Uthman wissen. »Hoffentlich so, dass er sein schreckliches Verhalten niemals vergessen wird.«

»Ich sagte sühnen und nicht büßen«, erwiderte Henri. »Denn Nadjm Ghazi hatte längst eingesehen, warum die falschen Zeugen Abu Hassan beseitigen wollten. Der alleinige Grund war die Treue seines Hofbeamten. Niemals nämlich hätte Abu Hassan zugelassen, dass man den Emir tötete. Nadjm Ghazi ließ Abu Hassan pflegen, wie er es besser nicht hätte tun können. Als sich beide auf dem Weg zur Gesundung befanden, ordnete der Emir an, Abu Hassan zu ihm ins Schlafgemach zu bringen. Dort lagen sie nun gemeinsam und führten lange

Gespräche. Oft hörte ich auch ihre Gebete, die sie an Allah richteten.«

»Aber was war mit dir?«, fragte Uthman. »Du hattest dein Versprechen eingelöst und hättest doch nun nach Frankreich zurückkehren können, obwohl dir vielleicht Louis und die falschen Franziskaner im Hafen von Haifa auflauerten.«

»Das hatte ich auch erwogen. Aber dann ließ mich der Emir rufen und eröffnete mir, dass er gemeinsam mit Abu Hassan eine Wallfahrt nach Medina plane, um dort für ihre Rettung aus der Not zu danken. ›Wir möchten dich bitten, dass du uns begleitest«, sagte der Emir, während Abu Hassan heftig mit dem Kopf nickte.

Ich erbat mir einen Tag Bedenkzeit. Viele Fragen bedrückten mich. War es mir als einem Christen überhaupt erlaubt, in eurer Kirche dort zu beten? Ich hatte gehört, dass in dieser Moschee ein Gebet so viel gelte wie tausend Gebete anderswo. Warum sollte das nicht auch für meine Gebete gelten, die ich an die christliche Dreifaltigkeit richten wollte? In Medina sollte jedoch nicht nur der Prophet selbst, sondern auch die ersten beiden rechtgeleiteten Kalifen begraben sein. Was würde mir und meinen Begleitern zustoßen, wenn man mich in dieser berühmten Moschee als Christ entlarven würde? Nicht nur mein eigenes Leben wäre bedroht, sondern auch das meiner sarazenischen Freunde.

Alle diese Bedenken teilte ich Nadjm Ghazi mit. Aber keines ließ er gelten. Abu Hassan kannte mich besser als der Emir. Er fand die passenden Worte, die mich zum Nachgeben brachten. ›So eine Wallfahrt hat ihre zwei Seiten«, erklärte er mir. ›Sie führt nach innen zu einer Entdeckungsreise durch die eigenen Gefühle. Aber sie führt auch zu einer Annäherung an die göttliche Allmacht. Es gilt ja gerade der gemeinschaftliche Aufbruch aller Gläubigen als Grundpfeiler einer Wallfahrt, die dich in deinem Glauben bestärken wird.« Mit keinem Wort

hatte er euren Glauben erwähnt. Seine letzte Bemerkung gab den Ausschlag. Ich sagte meine Teilnahme zu.

Einige Tage später befanden wir uns wieder auf der Pilgerstraße, diesmal nur von wenigen Getreuen begleitet. Aber der Emir hatte darauf bestanden, dass die Qayna ihm zur Seite reiten solle. Ich folgte mit Abu Hassan.

Wir bewegten uns sehr langsam, weil wir Rücksicht auf die Frau nehmen mussten. Ich hatte allerdings den Eindruck, dass sie die Gangart ihres Pferdes absichtlich verzögerte. Immer wieder sah sie sich um. Wen erwartete sie? Einen heimlichen Geliebten oder einen gedungenen Mörder? Ich teilte Abu Hassan meinen Verdacht mit, und auch er verdoppelte seine Aufmerksamkeit.

Nach vielen Tagesritten unter sengender Sonne sahen wir endlich die Kuppeln der großen Kirche, die ihr die Al-Nabwi-Moschee nennt, vor uns liegen. Mir war unterwegs aufgefallen, dass sich die Pilger auffällig oft bückten. Ich glaubte, dass dies zu dem Gebet auf einer Wallfahrt gehörte. Aber Abu Hassan belehrte mich, dass die Pilger Steine sammelten, um sie auf die Teufelssäule zu werfen. Denn die Steinigung des Teufels gehöre zu einer Wallfahrt. Sie taten gut daran, schon jetzt ihre Wurfgeschosse zu sammeln. Denn durch die Masse der Pilger war die Straße so gut wie leer gefegt.

Um uns den langen Ritt zu verkürzen, erzählte mir Abu Hassan auch, dass euer Prophet in Medina den Grundstein für einen Staat des Glaubens gelegt habe. Vergeblich habe er aber auch gehofft, dass die Juden ohne weiteres seine Botschaft aufnehmen würden. Als sie das nicht taten, hat er die Gebetsrichtung gewechselt. Nicht mehr in die Richtung von Jerusalem, sondern mit dem Gesicht gen Mekka habe man von da ab gebetet.«

»Henri!«, warf Uthman entsetzt ein, »nicht wir haben die Richtung des Gebetes geändert, Allah hat das dem Propheten – Friede sei mit ihm! – offenbart. Die Juden waren verstockt!«

»Lass uns nicht streiten!«, beschwichtigte Henri. »Vielleicht hat jedes Volk seinen Propheten und seinen eigenen Glauben. Wir sollten dankbar sein, dass wir Freunde sind – und dass Joshua unser Freund ist. Aber ich gebe zu, dass ich nur mit halbem Ohr hinhörte, weil ich versuchte, ein paar Worte von dem leisen Gespräch zu erhaschen, das der Emir mit seiner Qayna führte. Seine Lieblingskonkubine gab sich jedoch ziemlich einsilbig. Mein Verdacht, dass sie bestrebt war, sich von dem Emir zu lösen, verstärkte sich. Aber ging mich das etwas an? Hatte ich nicht schon einmal Schiffbruch erlitten, als ich für Abu Hassan eingetreten war? War es nicht besser, den Emir im Ungewissen zu lassen? Wahrscheinlich war mein Verdacht nicht einmal begründet.

Wir fanden Unterkunft bei den Verwandten von einem der Getreuen. Die Qayna sagte mit kaum vernehmbarer Stimme, sie sei sehr müde und wolle sich zurückziehen. Man solle sie bis zum Frühgebet schlafen lassen. Vielleicht entsprach ihre Behauptung sogar der Wahrheit. Aber Abu Hassan, der während der Zeit seiner Gefangenschaft sehr hellhörig geworden war, glaubte einen falschen Ton bemerkt zu haben. »Ich schlage vor, dass wir vor ihrer Tür abwechselnd Wache halten, um zu beobachten, ob dort ein Fremder Zutritt sucht«, flüsterte er mir zu.

Nun mischst du dich wieder einmal in Dinge, die dich nichts angehen!, dachte ich, weil ich fürchtete, dass ich mir erneut die Finger verbrennen würde. Aber ich wollte Abu Hassan, der sich seit seiner Befreiung als Beschützer des Emirs fühlte, keine Absage erteilen. Denn du weißt aus Erfahrung, Uthman, dass ihr Sarazenen sehr schnell beleidigt seid, wenn Freunde eure gut gemeinten Vorschläge ablehnen.«

»Das stimmt!«, bestätigte Uthman. »Aber auf mich trifft das nicht zu. Seit meinem Aufenthalt in Cordoba bin ich schon fast ein Spanier geworden.«

»Abu Hassan hatte die erste Wache übernommen. Er ermüdete immer noch schnell und wirkte enttäuscht, weil er die Nachtstunden umsonst geopfert hatte.

Aber auch ich wachte vergebens und leistete in Gedanken Abbitte, weil ich die Qayna verdächtigt hatte, einen Geliebten zu empfangen. Einmal hörte ich leise Schritte und versteckte mich in einer Nische. Aber es war der Emir, der das Schlafgemach seiner Lieblingskonkubine betrat, um die nächtlichen Freuden zu genießen.

Als der Vorbeter von der Moschee zum Morgengebet rief, kehrte ich zu Abu Hassan zurück. »Wir haben uns geirrt«, gestand ich beschämt. »Wir haben die Qayna zu Unrecht verdächtigt.« Aber Abu Hassan blieb bei seinem Verdacht.

Es war *Jaum al-Dschuma*, ein Freitag, an dem ihr ja gehalten seid, eure Arbeiten zu unterbrechen, um an den gemeinsamen Gebeten teilzunehmen. Eine unabsehbare Menschenmenge strebte dem Bethaus zu. Sie schubsten und drängten sich, um in den vorderen Reihen einen Platz zu finden. Dem Emir wurde eine Vorzugsstellung in der Nähe der Gebetsnische eingeräumt, weil es üblich war, an diesem Tag Segensgebete für den Herrscher zu sprechen.

Der Imam hielt eine schier endlose Predigt, eine so genannte *Chutba*, die er sitzend von der *Minbar* aus hielt, dem hölzernen Podium, das dem Imam vorbehalten ist. Er hatte für dieses Freitagsgebet eine der längsten Suren ausgewählt. So blieb mir Zeit, mich heimlich nach der Qayna umzusehen, die im hinteren Teil zwischen den Frauen saß. Ihr Benehmen schien mir unauffällig, obwohl Abu Hassan später behauptete, sie habe des Öfteren in die Reihe der Männer gestarrt, aber nicht

zur *Mihrab*, wo der Emir als Herrscher seinen besonderen Platz eingenommen hatte.

Fünfmal an diesem Tag wiederholte sich euer Gottesdienst in der Moschee. Wir kehrten erst spät an diesem Freitag nach dem Abendgebet zurück. Abu Hassan fühlte sich erschöpft, und auch ich spürte die Müdigkeit. Die Qayna zog sich mit Erlaubnis des Emirs in ihr Schlafgemach zurück, und auch Nadjm Ghazi entfernte sich, nachdem er uns mitgeteilt hatte, dass für morgen der Aufbruch nach Mekka geplant sei. ›Der Ritt zum heiligsten Ort des Islams und die vorgeschriebenen Riten dort werden für uns beide sehr anstrengend sein‹, meinte Abu Hassan. ›Wir brauchen unsere Nachtruhe und werden darum auf eine nächtliche Beobachtung der Qayna verzichten.‹ Dass ich Mekka niemals sehen würde, wusste ich zu dieser Zeit noch nicht.«

»Was nur konnte dich von einer *Haddsch* – Wallfahrt – nach Mekka abhalten?«, rief Uthman fassungslos.

»Du wirst es gleich verstehen«, erwiderte Henri. »Gegen drei Uhr nachts ertönte ein lautes Hämmern gegen das Eingangsportal. Wir alle eilten nach unten, um zu sehen, wer dort so stürmisch Einlass begehrte. Vor uns standen die Glaubenswächter, die unter den Gläubigen wegen ihrer Strenge gefürchtet waren. Sie verbeugten sich vor Nadjm Ghazi. ›Verzeiht die ungebührliche Störung, Emir von Al-Qudz, aber wir haben eine Frau aufgegriffen, die behauptet, Eure Konkubine zu sein. Sie war parfümiert und geschminkt wie eine käufliche Dirne und verließ ohne Begleitung das Haus eines verheirateten Mannes. Wir wollen die Angaben dieser Frau überprüfen, ehe wir an ihr die gesetzliche Strafe vollziehen, die unser Prophet in der Sure An-Nur, der Sure vom Licht, festgesetzt hat: *Wenn eine Frau und ein Mann Unzucht begehen, dann geißelt jeden von ihnen mit hundert*

Hieben. Habt kein Mitleid mit ihnen angesichts der Rechtsbestimmungen der Religion Gottes.<

Der Emir wurde so blass wie die weißen Tücher der Pilger am ersten Tag der Wallfahrt. ›Zeigt mir diejenige, die ihr beschuldigt!< Die Glaubenswächter stießen eine verschleierte Frau vor sich her, und der Emir lüftete ihren Schleier. ›Diese hier ist meine kaukasische Sklavin, die ich für viel Geld erworben habe. Ich selbst werde die Strafe an ihr vollziehen, die einer entlaufenen Sklavin zukommt.< Mit vielen Verbeugungen zogen sich die Glaubenswächter zurück.

Der Emir wandte sich an Abu Hassan. ›Du kennst unser Gesetz. Bei der Vollstreckung der Pein soll eine Gruppe von Gläubigen anwesend sein. Schaffe diese Sklavin in meine Gemächer und hole die anderen Gläubigen des Hauses herbei! Bindet die Füße dieser Frau zusammen und hängt sie mit dem Kopf nach unten auf!< Er wandte sich mir zu. ›Auch dich, mein Freund, erwarte ich, damit du der Strafe beiwohnst, die der Prophet in der Sure vom Licht von uns fordert.<

Zu meiner Beschämung muss ich gestehen, dass ich es nicht wagte, dem Emir zu widersprechen. Als ich den Raum betrat, hatten die anderen Männer die Qayna schon an den Füßen aufgehängt. Sie gab keinen Laut von sich, bis der Emir mit einer geflochtenen Lederpeitsche den Raum betrat. Erst da begann sie, zu weinen und um Gnade zu flehen. Ich wusste aus Erfahrung, dass es vergeblich sein würde, den Emir um Barmherzigkeit zu bitten. Er bestimmte Abu Hassan dazu, die Schläge laut zu zählen.

Als der erste Schlag fiel, begann die Qayna laut zu schreien. Sie krümmte sich und wand sich hin und her, als ob es eine Möglichkeit gäbe, den Schlägen zu entkommen. Beim zwanzigsten Schlag verstummte sie. Ich fürchtete, dass sie die Besinnung verloren hatte. Längst zeigte ihr Rücken blutige Wunden. Ich konnte diese Bestrafung nicht mehr mit ansehen.

Endlich fand ich den Mut, den ich schon längst hätte wagen sollen. ›Haltet ein, Nadjm Ghazi! Ihr peinigst diese Frau sonst noch zu Tode!‹

Es war nicht üblich, in den Vollzug einer Bestrafung einzugreifen. Das begriff ich sogleich. Abu Hassan hörte auf zu zählen, und die anderen Männer sahen mich empört an. Der Emir entschloss sich zu einem grimmigen Lächeln, das mir mein Blut in den Adern gefrieren ließ. ›Du bist als ehemaliger Templer vielleicht nicht unseren Gesetzen verpflichtet, obwohl du behauptet hast, zum wahren Glauben gefunden zu haben. Aber noch fehlen dir gründliche Kenntnisse des Korans, der Sunna und des Hadith. Ich rate dir, eine Medresse zu besuchen, wo du Unterricht im Recht erhalten kannst. Für heute gestatte ich dir, dich zu entfernen.‹ Ich nahm dieses Angebot an, denn ich begann, den Emir aufs Neue zu hassen.«

›Hat die Qayna diese Tortur überstanden?‹, fragte Uthman. In seiner Stimme klang kein Mitleid.

›Ja, und am nächsten Tag teilte uns der Emir seine Entschlüsse mit. Ich sah ihm aber an, dass diese grausame Bestrafung auch ihm zugesetzt hatte. ›Ich werde nach Mekka pilgern, um dort die vorgeschriebenen Riten zu erfüllen: die Gebete in der Gemeinschaft der Rechtgläubigen, der *umma*, das *Tawaf*, die siebenmalige Umrundung der Kaaba, vor allem aber auch die Steinigung des Teufels. Wie ich jetzt leidvoll erfahren musste, hat der Satan mit uns ein leichtes Spiel. Das Verhalten vieler Menschen widerspricht dem Geist unseres Glaubens. Ich möchte dich bitten, Abu Hassan, dass du mich auf der Haddsch nach Mekka begleitest.‹ Mich überging er. Ich hatte die Prüfung nicht bestanden. Das machte mich trotzig.

›Was wird aus der Qayna?‹, fragte ich möglichst barsch. Nadjm Ghazi sah mich bitterböse an. Ich hatte eine Frage gestellt, die mir nicht zukam. Aber er antwortete mir. ›Ich werde meine Sklavin mit einigen mir treu ergebenen

Gefolgsleuten nach Al-Qudz schicken. Dort soll sie in strengem Gewahrsam gehalten werden, bis ich in meinen Palast nach Jerusalem zurückkehren und über ihr weiteres Schicksal entscheiden werde. Eines steht fest: Niemals mehr wird sie tanzen können.«

»Ich habe den Wunsch, Frankreich und meine dortigen Freunde wieder zu sehen«, sagte ich mit fester Stimme.

Der Emir betrachtete mich lächelnd. »Diese Entscheidung scheint auch mir die beste zu sein. Damit du aber nicht in die Hände dieser gefährlichen Anhänger des längst verstorbenen Mamelucken Baibars gerätst, werde ich dir einige erprobte Kämpfer mitgeben. Sie haben den Auftrag, dich sicher zum Hafen von Haifa und dort auf ein Schiff zu bringen, das nach Frankreich segelt. Zudem verspreche ich dir, dass ich diesen verbrecherischen Verräter Louis und die falschen Franziskaner aufspüren und hart bestrafen werde.« Ich vertraute ihm und hatte nur noch den einzigen Wunsch, nach Frankreich in den Kreis meiner Ordensbrüder heimzukehren.«

»Das glaube ich dir aufs Wort!«, rief Uthman und legte seinen Arm um die Schultern des Freundes. »Ich bin dir dankbar, dass du mir so schonungslos und aufrichtig von deinen Erlebnissen in Al-Qudz erzählt hast. Wie du mir schon früher einmal sagtest: Man kann aus jeder Geschichte eine Lehre ziehen. Das werde ich nun versuchen.«

EPILOG

Zwei Tage später legte die Karavelle im Hafen von Ciutadella an. Betäubt von dem städtischen Getriebe, dem Lärm und dem Gedränge, wanderten die beiden Flüchtlinge zunächst ziellos durch die Stadt. Die Paläste wirkten prächtig, aber auch abweisend. Erst als es dämmerte, fanden sie in den verwinkelten Gassen eine Herberge mit einer sauberen Schlafstelle. Als auch kein Ungeziefer zu entdecken war, streckten sie sich müde und zufrieden auf ihrem Lager aus.

»Die Kathedrale hier ist auf den Grundmauern der arabischen Moschee errichtet worden«, murmelte Uthman kurz vor dem Einschlafen.

»Darüber bin ich sehr froh«, erwiderte Henri. »Denn in diesem Gotteshaus werden wir beide, ob nun Anhänger des Propheten oder Christ, morgen unsere Dankesgebete an Gott und Allah richten können.«

Historische Nachbemerkung: Jerusalem – eine heilige Stadt zwischen Christen, Muslimen und Juden

Jerusalem – eine heilige Stadt des Islams

In diesem Roman bildet Jerusalem den Hintergrund für ein fiktives Abenteuer, das Henri erlebt. Nicht alles darin ist historisch korrekt – die geheimen Bruderschaften etwa; doch für vieles gibt es tatsächliche Vorbilder.

Dem Islam gilt Jerusalem als drittheiligste Stadt nach Mekka und Medina. Dieser Rang liegt in dem einleitenden Vers der Koran-Sure »Die Nachtfahrt« (17. Sure) begründet, die auf eine Himmelfahrt des Propheten Mohammed anspielt. Hier heißt es:

»Preis dem, der seinen Diener des Nachts entführte von der heiligen Moschee [der Kaaba in Mekka] zur fernsten Moschee [dem Tempelberg in Jerusalem], deren Umgebung wir gesegnet haben, um ihm unsere Zeichen zu zeigen.«

Spätere Legenden schmückten diesen kargen Koranvers aus und sprachen davon, dass Mohammed eines Nachts auf seinem Wunderpferd Buraq von Mekka nach Jerusalem flog. Auf dem die Stadt überragenden Tempelberg betete er zusammen mit Abraham, Mose, König Salomo und Jesus, bevor er schließlich auf einer goldenen Leiter in den Himmel aufstieg.

Die Nachtfahrt, so die Überzeugung der Muslime, habe auf dem Heiligen Felsen begonnen, der sich heute inmitten des Felsendoms befindet. Nach den Angaben des jüdischen

Talmud befand sich über dem Felsen einst das Allerheiligste des Salomonischen Tempels. Die Christen hatten den Berg, auf dem sich bis zu seiner Zerstörung durch die Römer im Jahr 70 der Tempel des Herodes erhob, unbebaut gelassen, ja ihn zu einer Müllkippe gemacht. Der Beweggrund für diese Missachtung lag in einem Wort Jesu, denn er hatte über den jüdischen Tempel gesagt: »Es wird hier nicht ein Stein auf dem anderen bleiben, der nicht zerbrochen werde« [Mt 24,2]. Damit galt der Tempel von Jerusalem den frühen Christen als verworfen, der Leib des Menschen sollte sein Tempel sein [I. Kor 3,16].

Als dann Kalif Omar I. (Klf. 634-644) im Jahr 638 Jerusalem erobert hatte, veranlasste er die Säuberung des Tempelplatzes, der ihm als Heiligtum galt. Zur Strafe für die Missachtung dieses heiligen Platzes ließ der Kalif den Patriarchen von Jerusalem durch den Staub kriechen, um dann in seinem eigenen Gewand selbst den ersten Schutt wegzutragen, der den Berg bedeckte. So gab er das Signal zur Säuberung. Unter Kalif Abdalmalik (Klf. 685-705) wurde der Felsendom (Qubbet as-Sakra) errichtet, dessen goldene Kuppel bis heute den Tempelplatz dominiert und ein Wahrzeichen Jerusalems ist. Im Süden des Tempelplatzes wurde auf den noch vorhandenen Überresten der von Herodes errichteten »Halle Salomos«, in der sich auch Jesus aufgehalten hatte, die Moschee al-Aksa, die »ferne Moschee«, errichtet. Zunächst war diese Moschee, von der der christliche Pilger Arculf im Jahr 670 berichtet, sie böte 3000 Betern Platz, nur ein einfacher Holzbau; sie wurde aber alsbald durch ein Steingebäude ersetzt. Nach dem islamischen Chronisten Mukadasi war das Gebäude schöner als die große Moschee von Damaskus. Felsendom und Moschee sollten die unter Kaiser Konstantin (Ks. 324-337) über dem Grab Jesu errichtete Grabeskirche übertreffen. Von der Anordnung her entsprechen

die islamischen Bauten auf dem Tempelberg dem christlichen Heiligtum: Hier wie dort umgibt ein Kuppelbau einen heiligen Felsen, während ein großes Gebäude in der Längsachse als Ort des Gebets dient. Bei der konstantinischen Grabeskirche waren Grabrotunde und Basilika noch getrennt gewesen. Ob die Moschee noch unter Abdelmalik oder erst unter seinem Sohn, Kalif Walid I. (Klf. 705-715), errichtet wurde, ist nicht geklärt. Das ursprünglich wie eine Basilika mit vier Seitenschiffen errichtete Gebäude wurde in den folgenden Jahrhunderten des Öfteren durch Erdbeben stark beschädigt und musste mehrmals vollständig neu aufgebaut werden. Dabei wurden die Maße immer wieder abgeändert. Nach der Zerstörung durch das Erdbeben des Jahres 1033 wurde ein fünfschiffiger Bau errichtet und mit der silbernen Kuppel gekrönt, die noch heute das Aussehen der Moschee charakterisiert.

Jerusalem unter den Kreuzfahrern

Mit der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer am 15. Juli 1099 begann für den Tempelplatz und die dort stehenden Gebäude ein neuer Geschichtsabschnitt. Nach den Plünderungen durch den Kreuzfahrer Tankred war der Felsendom aller Schätze entledigt. Auch hatte auf dem Tempelplatz am zweiten Tag der Eroberung der Stadt ein furchtbares Gemetzel stattgefunden, bei dem Tausende von Muslimen, Männer, Frauen und Kinder, den Tod gefunden hatten. Selbst in christlichen Chroniken wurde die Klage laut, dass es bei der Eroberung der Heiligen Stadt zu einem solchen Blutbad gekommen sei, bei dem das die Felsen herabströmende Blut bis zu den Zügeln der Pferde gereicht habe. Nach der Eroberung lebte in der Stadt kein Muslim mehr, außer er war ein Sklave der christlichen Eroberer.

Der Tempelberg und seine Bauten wurden von den Eroberern in Besitz genommen und einer neuen Bestimmung zugeführt. In der Moschee al-Aksa richtete König Balduin I. von Jerusalem (Kg. 1100-1118) seine Residenz ein, solange seine geplante Residenz in der Zitadelle von Jerusalem noch ausgebaut wurde. Der Felsendom, von den Christen »Templum Domini« – Tempel des Herrn – genannt, wurde zu einer Kirche, die von einer Gemeinschaft von Kanonikern betreut wurde. Am Gebäude wurden umfangreiche Veränderungen vorgenommen, um es für die Durchführung von Gottesdiensten herzurichten. Allerdings fanden keine Eingriffe in die Bausubstanz statt, die nicht wieder rückgängig gemacht werden konnten. So blieb der Großteil der mit Mosaik eingelegten Koransprüche sichtbar. Andere Teile der Wände

wurden lediglich gekalkt, abgeschlagen wurde nichts. Der Heilige Felsen unter der Kuppel wurde mit Marmorplatten verkleidet und darauf der Altar aufgestellt. Die Höhle unterhalb des Felsens diente als Krypta und Kapelle. Nach einer Beschreibung, die der Presbyter Johannes von Würzburg von seiner Reise nach Palästina 1170 niederschrieb, befanden sich an einigen Stellen der neuen Kirche, die eigentlich Maria geweiht war, aber immer »Templum Domini« genannt wurde, Tafeln, deren Inschriften auf Episoden aus den Evangelien hinwiesen, die im Tempel geschahen. Nördlich des Felsendoms wurde das Kloster der Tempelkanoniker errichtet, von dem heute nur wenige Nachrichten erhalten sind.

Als im Jahr 1120 die neun Begründer des Templerordens ihre Gelübde der Armut, Keuschheit, des Gehorsams und der Verpflichtung zum Heidenkampf in die Hände des Patriarchen von Jerusalem, Warmund, ablegten, hatten sie noch keine Unterkunft. Da gewährte ihnen König Balduin II. von Jerusalem (Kg. 1118-1131), einen Teil der königlichen Gemächer in der Moschee al-Aksa zu nutzen, »... weil sie bis jetzt keine eigene Kirche oder irgendeinen festen Wohnsitz hatten«, wie Jakob von Vitry schrieb. Einen freien Platz neben dem Gebäude erhielten die Templer von den am Templum Domini dienenden Kanonikern. Weil die Moschee al-Aksa von den Christen »Templum Salomonis« – Tempel Salomos – genannt wurde, trugen die Mönchsritter von nun an den Namen »*Pauperes Commilitones Christi Templi Salomonis*« (Arme Kampfgefährten Christi vom Tempel Salomos), oder kurz: Templer.

Nachdem der Umbau der Zitadelle abgeschlossen war und König Balduin II. dorthin seine Residenz verlegte, konnten die Templer die gesamte Moschee als Hauptquartier in ihren Besitz nehmen. Die folgenden Jahre waren von einer regen Bautätigkeit geprägt. Dem Eingang des Gebäudes im Norden

wurde eine Säulenhalle vorgebaut, die in Teilen noch heute existiert. Im Westen wurde ein dreischiffiges, von Spitzbogen überwölbtes Refektorium, der klösterliche Speisesaal, angebaut. Heutzutage befinden sich in diesem noch erhaltenen Gebäudeteil die Frauenmoschee und das Museum zur Geschichte des Tempelplatzes. Die große Halle der Moschee wurde durch eingezogene Wände in kleine Zellen zur Unterbringung der Ordensmitglieder unterteilt. Um das Jahr 1130 war die Marienkirche fertiggestellt. Sie befand sich an der östlichen Seite der Moschee. Auch von diesem Bau ist ein Rest erhalten. An der östlichen Außenwand der Moschee al-Aksa ist noch heute eine Rosette zu sehen, die zu dieser Templerkirche gehörte. Legendär wurden die »Ställe Salomos«. Zur Unterbringung ihrer Pferde und Kamele nutzten die Templer die gewaltigen Hallen unterhalb der Moschee. Diese Hallen waren beim Bau der Süderweiterung des Tempelplatzes unter König Herodes errichtet worden. Der Pilger Johannes von Würzburg berichtete, 2000 Pferde und Kamele hätten hier Platz gefunden. Die bekannte Fläche dieser Räume umfasst etwa 5000 m³. Vor einigen Jahren wurde hier eine Moschee eingerichtet.

Jerusalem wird erneut Muslimisch

Mit der Eroberung Jerusalems durch Sultan Saladin im Jahr 1187 verloren die Templer ihr Hauptquartier, das sie nun nach Akkon verlegten. Sie sollten nie wieder in seinen Besitz kommen. Dem Sultan war viel daran gelegen, Jerusalems heilige Stätten unversehrt zu erhalten, so hatte er den Verteidigern eine ehrenvolle Übergabe angeboten. Wer selbst das geforderte Lösegeld aufbringen konnte, war frei. 7000 Arme wurden mit Mitteln einer Stiftung Heinrichs II. von England freigekauft, der Rest der Christen ging in die Sklaverei. Kampflos rückten die Muslime in Jerusalem ein. Ausschreitungen gegen die Christen wurden unterbunden, unblutig erfolgte die Rückeroberung der Heiligen Stadt, der Sultan hatte ein Massaker zu verhindern gewusst. Selbst von den versklavten Menschen kam ein Großteil wieder frei.

Sofort machten sich die Muslime daran, ihre heiligen Stätten wieder in Besitz zu nehmen. Das Kreuz wurde von der Kuppel des Felsendoms gerissen und das ganze Gebäude eiligst von allen Spuren der Anwesenheit der Christen befreit. Die Marmorplatten wurden vom Felsen entfernt und alle christlichen Inschriften getilgt. »Sie hatten die Kirche geschmückt mit Malereien und Bildwerken, Plätze für die Mönche und für das Pult des Evangeliums in ihr festgelegt,... in den Marmor waren Bilder von Herdentieren gehauen... Der Felsen aber... war unter den darüber errichteten Aufbauten verborgen und ging unter in der ganzen Anlage der reich ausgestatteten Kirche. Der Sultan ließ den Schleier von ihm nehmen,... die Steine zerbrechen, die Aufbauten niederlegen und die Decke spalten...« [Gabrieli, 1973, S. 217-218]

Auch aus der Moschee al-Aksa wurden die Einbauten der Templer entfernt; wichtig war vor allem die Freilegung des *mihrab*, der Gebetsnische, die in jeder Moschee die Richtung anzeigt, in der Mekka liegt. Der arabische Chronist Imad ad-Din berichtet: »Die Templer hatten eine Wand vor ihm errichtet und ihn zum Kornspeicher gemacht; es wurde sogar behauptet, sie hätten ihn in ihrer bössartigen Feindseligkeit als Abtritt benutzt. Westlich der *qibla* hatten sie ein geräumiges Haus und eine hohe Kirche gebaut. Der Sultan ließ nun die Trennwand entfernen und das Antlitz der Braut des *mihrab* entschleiern. Die davorliegenden Bauten ließ er zerstören und die Höfe, die ihn umgaben, reinigen, damit sich das Volk freitags im weiten Hof versammeln könne« [Gabrieli, 1973, S. 212].

Allerdings blieben die Anbauten weitgehend erhalten, sie wurden nur einer neuen Nutzung zugeführt. Mit unvorstellbaren Mengen an Rosenwasser wurden beide Gebäude rituell gereinigt, worauf sie schon am 9. Oktober 1187, sieben Tage nach dem Einzug Saladins in Jerusalem, anlässlich des traditionellen Freitagsgebets wieder ihrer eigentlichen Bestimmung übergeben werden konnten. In seiner zu diesem Anlass gehaltenen Predigt – *khutba* – vor dem Sultan und den Fürsten dankte Ibn al-Zaki Allah für seine Hilfe bei der »Säuberung Seines Heiligen Hauses von der Beschmutzung durch die Vielgötterei«. Die streng monotheistisch ausgerichteten Muslime sehen in der Verehrung der Dreifaltigkeit durch die Christen eine Verletzung des Glaubens an den einen Gott. Das »Heilige Haus« – Bait al-Maqdis – ist Jerusalem. In arabischer Sprache wird Jerusalem auch »al-Qudz« – Die Heilige – genannt. Die Heiligkeit der Stadt beruht für die Muslime auf der Tradition, dass Abraham hier weilte, Mohammed von dieser Stelle aus seine Himmelsreise antrat und dass die Muslime unter

Mohammed in den ersten Jahren des Islams – bevor als *qibla* oder Gebetsrichtung Mekka vorgeschrieben wurde – noch in Richtung Jerusalem beteten.

Mit der Eroberung der Stadt hatte der Dihad, der Heilige Krieg gegen die Feinde des Islams, seinen Höhepunkt erreicht. Juden und orthodoxe Christen, unter der Kreuzfahrerherrschaft in der Stadt zwar geduldet, aber unterdrückt, erhielten unter der muslimischen Herrschaft größere Freiheiten. Die Grabeskirche wurde der Orthodoxie zurückgegeben, auch die Juden konnten sich wieder in Jerusalem ansiedeln – zwischen 1209 und 1211 kamen 300 Juden aus Frankreich und Spanien in die Stadt. Durch die Ansiedlung von Arabern sollte der Anteil der Muslime wieder erhöht werden. Auch wurden islamische religiöse Stiftungen eingerichtet, so eine Koranschule (*medresse*) in der St. Annen-Kirche. In den Verhandlungen, die König Richard Löwenherz (Kg. 1189-1199) während des Dritten Kreuzzuges (1190-1193) mit Saladin führte, erhielten die christlichen Pilger die Erlaubnis, die heiligen Stätten zu besuchen. Zur Verwaltung der Stadt wurden mameluckische Gouverneure eingesetzt, die in den Thronwirren nach dem Tod Saladins ihren Posten allerdings leicht verlieren konnten.

... und wieder christlich

Schließlich wählte al-Muazzam Isa, Fürst von Damaskus, Jerusalem zu seiner Residenz und regierte die Stadt mit Hilfe eines Mamelucken. Als im Zuge des Fünften Kreuzzuges 1219 die Eroberung der Stadt durch die Christen drohte, ließ al-Muazzam Isa die Mauern abreißen. Die Christen sollten die Stadt nicht in den Verteidigungszustand setzen können. Ein Großteil der muslimischen Bevölkerung floh nach Damaskus. Und doch sollte es noch zehn Jahre dauern, bis Jerusalem erneut unter christliche Herrschaft kam.

Sultan al-Kamil und Kaiser Friedrich II. (Ks. 1212-1250) handelten im Jahr 1229 einen auf zehn Jahre befristeten Friedensvertrag aus, mit dem auch Jerusalem den Christen überlassen wurde. Ausdrücklich blieb aber der Tempelplatz mit den islamischen Heiligtümern ausgenommen. Die hier eingerichtete Verwaltung unter einem Qadi blieb bestehen. Unter den Muslimen löste al-Kamils Verzicht auf die Heilige Stadt Proteste aus.

Friedrich II. zog in Jerusalem ein. Sein größter Triumph war allerdings getrübt durch den Bann, den der Papst wegen seines Zögerns, den Kreuzzug überhaupt zu beginnen, über ihn ausgesprochen hatte, und durch den Unmut der Christen wegen der Verhandlungen mit dem Sultan. Mit einem Muslim zu verhandeln schien ihnen als Verrat an der christlichen Sache. Aber der Kaiser ging in Jerusalem unter der Krone des Königreiches Jerusalem, das seinem kleinen Sohn Konrad (IV.) rechtmäßig zustand. Die 1219 niedergerissenen Mauern der Stadt wurden bis zu ihrem endgültigen Verlust im Jahr 1244 nicht wieder aufgebaut. Nach dem Ablauf des

Friedensvertrages im Jahr 1239 besetzte al-Nasir Daud, der Vorsteher der Burg Kerak, mit seinen Truppen kurzerhand Jerusalem. Doch er musste die Stadt wieder aufgeben, da er den neuen Sultan al-Malik (Sl. 1249-1250) fürchtete.

Christen, Juden und Muslime unter mameluckischer Herrschaft

Die Ajubiden, die von Saladin begründete Dynastie, waren in dieser Zeit zu sehr mit innenpolitischen Schwierigkeiten und der Mongolengefahr beschäftigt, um ernsthaft etwas gegen die Bestrebungen Theobalds IV. von der Champagne zu unternehmen, das von den Christen beherrschte Gebiet in Palästina wieder auszudehnen. Schließlich war die Macht des Königreichs Jerusalem so weit gestärkt, dass sich die Christen im Jahr 1243 erneut des Tempelberges bemächtigen konnten. Den Nachrichten des Chronisten al-Makrizi zufolge wurde im Felsendom wieder die Messe gefeiert, und in der Moschee al-Aksa wurden Glocken aufgehängt. Allerdings konnten sich die Christen nicht lange an ihren Erfolgen freuen.

Unter den Ajubiden hatten die inneren Auseinandersetzungen ihren Höhepunkt erreicht, und so brach 1244 der Bruderkrieg aus. Zur Unterstützung seiner Pläne zur Rückeroberung der ursprünglichen Machtbasis in Syrien hatte Sultan as-Salih chowaresmische Truppen angeworben (die Chowaresmier kamen ursprünglich vom südlichen Aralsee), die sich seit der Zerschlagung der Herrschaft des Hwarizm-Schah durch die Mongolen als Soldtruppe verdingten. Als die Chowaresmier von Norden her in das Heilige Land eindrangen, trafen sie in Jerusalem auf keinen nennenswerten Widerstand und besetzten kurzerhand die Stadt. In einem blutigen Massaker, bei dem auch die Grabeskirche beschädigt wurde, vertrieben sie die christlichen Einwohner. Damit war Jerusalem für die Franken verloren, sie sollten die Stadt nie mehr zurückerobern. Bis zum Tod des letzten Ajubiden-Herrschers im Jahr 1250 blieb

Jerusalem in der Hand der Ajubiden. Sultan al-Salih (Sl. 1240-1249) hatte auf dem Tempelberg zwar die »Qubbat al-Musa« errichten lassen, doch sah auch er Jerusalem als mögliches Faustpfand zur Abwehr der für Ägypten drohenden Gefahr durch die Kreuzfahrer. Doch war auch sein Sohn nicht genötigt, dieses Pfand einzusetzen.

Mit dem Tod Turandshahs begann die Herrschaft der Mamelucken. Sie sollten dreizehn Jahre benötigen, alle zuvor ajubidischen Herrschaften unter ihre Kontrolle zu bringen. Im Jahr 1251 bot der Herrscher von Aleppo König Louis IX. (dem Heiligen) von Frankreich (Kg. 1226-1270) Jerusalem an, wenn dieser ihm gegen die Mamelucken helfe. Der König lehnte ab. Zwei Jahre darauf konnte sich der Mamelucken-Sultan Aibek in den Besitz Jerusalems bringen, doch ging die Stadt 1256 wieder an die Ajubiden verloren. Doch mit ihrem Sieg in der Schlacht bei Ain Dschalut in der Nähe von Nazareth gegen die Mongolen im Jahr 1260 festigten die Mamelucken endgültig ihre Herrschaft in Syrien und Palästina. Von nun an wurde Jerusalem bis zum Ende dieser Dynastie von mameluckischen Gouverneuren verwaltet.

Die politische Bedeutung Jerusalems sank ins Nichts zusammen. Nicht einmal in der Verwaltung Syriens spielte die Stadt eine Rolle. Zunächst stand ihr ein Gouverneur vor, dann ein Emir, der dem Vizekönig von Damaskus unterstellt war. Dies bedeutete eine gewisse Aufwertung, denn die Gouverneure waren zunächst lediglich Offiziere gewesen, während die Emire wenigstens aus den mittleren Rängen der mameluckischen Hierarchie stammten. Doch dieser geringe politische Rang tat der religiösen Bedeutung Jerusalems keinen Abbruch. Es begann eine rege Bautätigkeit, die Heiligtümer wurden restauriert, neue Koranschulen und Hospitäler gegründet. Der Tempelberg erhielt besondere

Aufmerksamkeit. Dabei traten als Bauherren die Sultane, aber auch die Vizekönige auf.

Sultan Baibars (Sl. 1260-1277) ließ die Mosaike an der Außenfassade des Felsendoms erneuern. Das Dach der Moschee al-Aksa wurde im Auftrag von Sultan Qalawun (Sl. 1280-1290) neu gedeckt. Die große Terrasse rings um den Felsendom wurde fertiggestellt, auch entstanden die Arkaden an der Westseite des Tempelberges. Auch der Brunnen westlich des Felsendoms wurde unter den Mamelucken-Sultanen errichtet. Sie verfügten auch Dekrete, mit denen der Unterhalt des Tempelberges und der dort beschäftigten Menschen geregelt wurde. In der Stadt selbst ließen sich an ihrem Lebensabend viele Emire nieder, aber auch Verbannte lebten zahlreich in der Stadt. Diese taten sich ebenfalls mit der Stiftung von religiösen Einrichtungen und dem Bau von Häusern hervor. Insgesamt entstanden zwischen 1267 und 1362 sechs Hospize, ein Zeichen für die Zunahme des Zustroms islamischer Pilger. Für die täglichen Bedürfnisse entstanden Bäder, Märkte, Brunnen sowie Kanäle für die Wasserversorgung. Die Anzahl der Medressen, Schulen für islamisches Recht (fiqh), nahm stark zu, 27 sind aus dieser Zeit bekannt. Jerusalem wurde zu einem Zentrum des Studiums des Rechts. Auch der Sufismus, die islamische Mystik, blühte. Berühmte Sufis arbeiteten als Rechtsgelehrte in Jerusalem. Aber während Jerusalem sich zu einer islamischen Stadt entwickelte, blieb auch den Christen der Aufenthalt hier nicht verwehrt. Der Aufenthalt der Pilger in der Stadt und der Besuch der heiligen Stätten waren reglementiert. Es waren Abgaben zu entrichten, die teilweise empfindlich hoch waren. Mameluckische Dolmetscher und Geleitschutz wurden gegen das Entrichten einer Gebühr gewährt. Vom Jahr 1330 an wurden die Pilger auch von den Franziskanern betreut, die auf dem Berg Zion ihr Kloster errichten durften. Der Orden hatte

die Aufsicht über die heiligen Stätten der Christen im Heiligen Land erhalten. Sie konnten ihre Arbeit mit der Zustimmung der Sultane leisten. Die in Jerusalem lebenden Christen unterstanden den islamischen Gesetzen, mussten ihre Abgaben entrichten, blieben ansonsten aber unbehelligt. Dies galt auch für die kleine jüdische Gemeinschaft. Juden besaßen Grundeigentum und trieben Handel. In das Jahr 1267 fällt die Gründung der Ramban-Synagoge.

Toleranz in der islamischen Welt

Die Muslime trennten bei der Einschätzung von Fremden streng zwischen denen, die den Islam anerkannten, und solchen, die ihre Religion ablehnten. Wer auch immer den Islam angenommen hatte, aus welchem Volk er auch stammte, galt als Mitglied der Gemeinschaft der Gläubigen, des »Hauses des Islams« (Dar al-Islam). Dagegen wurde von den Nicht-Muslimen, ungefragt, welcher Herkunft auch immer, als dem »Haus des Krieges« (Dar al-Harb) gesprochen. Mit dem Ende der Expansionsphase des Islams wurden andere Formen der Abgrenzung gefunden. Nun galten nicht-muslimische Völker, mit denen Verträge abgeschlossen wurden, als »Haus des Bündnisses« (Dar al-Ahd), und es wurde auch vom »Haus der Waffenruhe« (Dar al Sulh) gesprochen. Neben dieser groben Einteilung, die insbesondere geo-politische Fragen betraf, gab es noch eine Gliederung der einzelnen Gruppen der Nicht-Muslime, die den Umgang mit dem einzelnen Menschen bestimmten. Dabei ist im Koran die religiöse Toleranz festgeschrieben, denn es heißt in der Sure »Die Kuh« (2. Sure, Vers 257): »Es sei kein Zwang im Glauben«; auch soll den Nicht-Muslimen Schutz gewährt werden, wenn sie ihn brauchen, wie es in der 9. Sure »Die Reue« heißt. (Vers 6: »Und wenn einer der Götzendiener bei dir Schutz sucht, dann gewähre ihm Schutz, bis er Allahs Wort vernehmen kann; hierauf lasse ihn die Stätte seiner Sicherheit erreichen. Dies weil sie ein unwissendes Volk sind.«) Atheisten, Polytheisten (die mehr als den einen Gott anbeteten) und Götzenanbeter galten den Muslimen als minderwertig, Juden und Christen hatten dagegen eine Sonderstellung. Sie wurden als Anhänger

einer früheren, mittlerweile aber verfälschten Offenbarung Gottes anerkannt, weshalb man ihnen zugestand, Teile der dem Propheten Mohammed geoffenbarten Wahrheit zu besitzen. Ausdrücklich werden im Koran die Thora, die Psalmen und das Evangelium als Offenbarungen Allahs bezeichnet. So duldeten islamische Herrscher Angehörige der beiden »Buchreligionen« als Untertanen. Diese hatten die Oberhoheit des Islams und die Herrschaft der Muslime anzuerkennen. Geregelt wurde ihr Verhältnis zum islamischen Staat und untereinander durch die *dimma*. Wer in den Genuss dieses Vertragsverhältnisses kam, wurde als *dimmi* bezeichnet.

Dieses Recht wurde schon früh festgehalten. So überliefert At-Turtusi (Sirag al-muluk, 110) einen Brief syrischer Christen an den Kalifen Omar I. (Klf. 634-644), in dem sie sich zur Einhaltung der für sie erlassenen Vorschriften verpflichteten. Darin heißt es:

»Wir werden in unseren Städten oder in deren Umgebung weder neue Klöster, Kirchen, Einsiedeleien oder Mönchszellen bauen, noch werden wir, sei es bei Tag oder bei Nacht, diejenigen instand setzen, welche verfallen sind oder in muslimischen Vierteln liegen.

Wir werden unsere Kinder nicht den Koran lehren.

Wir werden unsere Religion weder öffentlich kundtun noch jemanden dazu bekehren. Wir werden keine Verwandten daran hindern, zum Islam überzutreten, wenn sie das wollen.

[...]

Wir werden keine Sättel besteigen, keine Schwerter umgürten und irgendwelche Waffen weder tragen noch mit uns führen.

Wir werden uns an der Stirn scheren.

Wir werden uns, wo immer wir auch sein mögen, gleich bekleiden, und wir werden uns den *zunnar* um die Hüfte binden.

Wir werden unsere Kreuze oder Bücher weder in den Straßen noch auf den Märkten der Muslime zur Schau stellen. Wir werden die Glocken in unseren Kirchen leise läuten.

Wir werden keine Häuser bauen, die höher sind als die der Muslime.

Wenn wir diese Verpflichtungen, für die wir selbst bürgen, irgendwie verletzen, verwirken wir unseren Vertrag (*dimma*) und setzen uns den Strafen für Ungehorsam und Aufruhr aus« [zit. n. Lewis, II, 1982, S. 271-273].

Im Gegenzug für diese Erklärung gab der Kalif ein Sicherheitsversprechen (*aman*) ab, das die Unversehrtheit der Nicht-Muslime garantieren sollte. Die Religionsausübung der Juden und Christen wurde auf diese Weise geschützt. Sie durften ihre jeweiligen Gotteshäuser betreiben, ihre Religion frei praktizieren und ihre Angelegenheiten untereinander regeln, soweit nicht die Vorschriften der *dimma* und andere Gesetze des Islams betroffen waren. Für die Gewährung dieser Freiheiten hatte jeder *dimmi* die Kopfsteuer (*gizja*) von einem Dinar im Jahr zu entrichten, was den Ausgaben einer mittelgroßen Familie für zehn Tage entsprach. Die Ableistung des Militärdienstes befreite einen Nicht-Muslim von dieser Steuer. Weiterhin zahlten Juden und Christen höhere Zölle und Steuern als die Muslime. Der Handel der Nicht-Muslime untereinander wurde von den Bestimmungen ausdrücklich ausgenommen. So heißt es in einer *dimma* des 8. oder 9. Jahrhunderts:

»Die Geschäfte, welche ihr mit einem von euch oder einem anderen Ungläubigen betreibt, werden wir nicht überwachen

und keine Frage danach stellen, solange ihr euch untereinander verständigt« [zit. n. Lewis, II, 1982, S. 275].

Dagegen gab es Vorschriften, welche Art von Gütern nicht an Muslime verkauft werden durften: Wein, Blut, Schweinefleisch und Aas (das heißt, nicht nach den Geboten des Korans geschlachtetes Vieh). Ein solches Geschäft mit Nahrungsmitteln, die im Koran verboten sind, war ungültig, der Kaufpreis wurde eingezogen, die Ware vernichtet. Wurde allerdings eine juristische Streitfrage von Juden oder Christen untereinander vor eine islamische Instanz getragen, so galt das islamische Recht als bindend. War unter Kalif Omar das Läuten von Kirchenglocken noch leise erlaubt gewesen, so wurde es später gänzlich verboten. So erklangen lange Zeit im Heiligen Land nur dazu hergerichtete Hölzer, um die Gläubigen zum Gottesdienst zu rufen. Erst nach der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer klangen wieder Glocken in der Stadt.

Ausdrücklich ausgenommen waren von der *dimma* alle unmündigen Kinder unter 15 Jahren, geistig Behinderte und Sklaven. Die Erreichung des 15. Lebensjahres, die Gesundung oder die Freilassung verpflichtete allerdings zur Zahlung.

Wenn diese Vorschriften auch staatlich sanktionierte Repressalien waren, so fanden sich zahllose Christen doch bereit, unter diesen Bedingungen in den islamischen Staaten zu leben. Der Grund hierfür waren die vielen Abspaltungen von der Kirche, die ihre jeweils eigenen Lehren hatten. Diese Konfessionen waren unter der byzantinischen Herrschaft als Ketzerei verfolgt und schwer bestraft worden. Unter den islamischen Herrschern hörte diese Art von Unterdrückung auf, alle christlichen Konfessionen galten gleich. So konnte sich unter der islamischen Vorherrschaft bis zu den Kreuzzügen ein blühendes kirchliches Leben im Nahen Osten entwickeln.

Insbesondere die Kleidervorschriften unterlagen der Willkür der Kalifen. So ließ Kalif al-Mutawakkil (Klf. 847-861) in einem Erlass genaue Vorschriften über die Kennzeichnung von Juden und Christen verkünden. Es war das Tragen honigfarbener Kopfbedeckungen sowie ebensolcher Gurte (*zunnar*) vorgeschrieben und »... im Falle der Verwendung der Kappe zwei Knöpfe daran anzubringen und andersfarbige Kappen zu tragen als die Muslime;...«. Christliche Sklaven hatten an Brust und Rücken honigfarbene Stoffstreifen auf der Kleidung zu tragen. Auch die Frauen mussten honigfarbene Kopftücher tragen, um zu zeigen, dass sie Christinnen waren [Lewis, II, 1982, S. 280].

Hatte sich, wie sich anhand der angeführten Vorschriften zeigt, die Behandlung der Nicht-Muslime zunächst nach und nach verschärft, so kam es im zehnten und elften Jahrhundert zu einer Lockerung ihres Verhältnisses zu den Muslimen. Dies zeigt sich insbesondere daran, dass nunmehr auch hohe Staatsämter von Juden und Christen bekleidet wurden. Sultan Az-Zahir (Sl. 1021-1036) erklärte ausdrücklich, dass kein Jude oder Christ fürchten müsse, wegen eines solchen Amtes zum Übertritt zum Islam gezwungen zu werden. Er bekräftigte im Gegenteil, sie stünden unter seinem Schutz.

Ein erneuter Umschwung kam mit den Kreuzzügen. Nun wurden die in den islamisch beherrschten Gebieten lebenden Christen zu potenziellen Verrätern, für die eigene Vorschriften erlassen wurden. In einer davon heißt es:

»Wenn der Imam Schutzbefohlene von ihrem Land entfernen will, so ist ihm das ohne eine Begründung nicht gestattet, jedoch ist es mit einer Begründung gestattet. In unseren Tagen besteht die Begründung darin, dass der Imam die Gefährdung der Sicherheit der Schutzbefohlenen seitens der Ungläubigen im Feindesland [*ahl al-harb*] befürchtet, dass sie hilflos und ohne Stärke sind oder dass der Imam die Gefährdung der

Sicherheit der Muslime durch sie befürchtet, insofern sie den Feind über die Schwächen der Muslime unterrichten könnten« [Qadihan, Fatawi III, 616, zit. n. Lewis, II, 1982, S. 284].

Die »Schutzbefohlenen« sind die *dimmis*, also Juden und Christen. Sie werden nicht allein als mögliche Verräter, sondern auch als Opfer der fränkischen Eroberer angesehen. Insbesondere die Angehörigen der als ketzerisch geltenden Sekten, aber auch die Juden bedurften dieses Schutzes sehr wohl, denn auch sie zählten zu den Opfern der Kreuzfahrer. Man hatte sich nach der Eroberung Jerusalems nicht gescheut, die orthodoxen Christen zu foltern, um von ihnen das Versteck des »Wahren Kreuzes« zu erfahren. Und die jüdische Gemeinde war entweder in ihrer Synagoge verbrannt oder in die Sklaverei verschleppt worden. Andererseits stellten sich auch orientalische Christen, so die Einwohner Bethlehems, freiwillig unter den Schutz der fränkischen Ritter und halfen mit Rat und Tat bei der Eroberung des Landes. So war einerseits das Geheimnis des »Griechischen Feuers« (eine chemische Mischung, deren Brand nicht gelöscht werden konnte) an die Kreuzfahrer verraten worden, aber wohl auch die Nachricht von den ungeheuren Schätzen des Felsendoms zu dem Kreuzfahrerfürsten Tankred gelangt. Beide Nachrichten waren keine unwesentlichen Beiträge zur Eroberung Jerusalems gewesen, die eine machte die mächtigste Verteidigungswaffe wirkungslos, die andere stachelte die Gier der Eroberer noch mehr an.

Im dreizehnten Jahrhundert wurden die Ungläubigen aus allen Ämtern entfernt. Man unterstellte ihnen, innerhalb der Gemeinschaft der Gläubigen nur Verwirrung stiften zu wollen und dem islamischen Staat zu schaden. Neben den gesetzlichen Sanktionen für die nicht-muslimischen Untertanen kam es allerdings wiederholt auch zu spontanen Übergriffen auf Juden und Christen.

Auslöser von Pogromen konnten alltägliche Ereignisse sein, wenn zum Beispiel von den Muslimen befürchtet wurde, ein Angehöriger einer anderen Religion maße sich einen zu hohen Rang an. So kam es im März/April 1301 im ägyptischen Alexandria zu einer Christenverfolgung, von der Al-Maqrizi (Suluk I. 909-913) berichtet. Sultan Qalawun (St. 1279-1290) verfügte eine Kleidervorschrift, um den von den Christen in Kairo und Fustat betriebenen Luxus zu unterbinden. Auch durften Angehörige der beiden Religionen nicht mehr in den Amtsstuben des Wesirs oder der Emire arbeiten.

Hatte der Sultan mit seinem Erlass zunächst lediglich eine gesetzliche Regulierung des Luxus im Auge, wenn auch mit dem erklärten Ziel, die Ungläubigen zu erniedrigen, so waren die Folgen doch weitaus schlimmer als wohl beabsichtigt. »Als der Sultanserlass bezüglich der *dimmis* der Bevölkerung von Alexandria zu Ohren gekommen war, wandte diese sich gegen die Christen und zerstörte zwei ihrer Kirchen. Außerdem zerstörte sie jüdische und christliche Häuser, welche die benachbarten muslimischen Häuser überragten. Auch im Fajum wurden zwei Kirchen zerstört« [zit. n. Lewis, II, 1982, S. 288].

Der Erlass war also Anlass zu einem Pogrom geworden. In der Folge beriet eine Versammlung von islamischen Rechtsgelehrten über die Rechtmäßigkeit der Zerstörung dieser Kirchen. Man kam zu dem Schluss, dass es nur dann rechtens sei, eine Kirche zu zerstören, wenn diese erst in islamischer Zeit errichtet worden war, wie es schon unter Kalif Omar Jahrhunderte zuvor festgelegt worden war. Die Kirchen Kairos blieben ein ganzes Jahr geschlossen. Erst auf die Bitten christlicher Herrscher hin wurden sie wieder geöffnet.

Die Templer und die Muslime

Die strengen Gesetze des Islams verhinderten aber nicht, dass auch freundschaftliche Kontakte zwischen Muslimen und Christen entstanden. In der Zeit der Kreuzzüge war dies auch gut möglich. In den Auseinandersetzungen untereinander kamen die islamischen Herrscher nicht umhin, Verträge mit den Kreuzfahrern gegen ihre eigenen Glaubensgenossen zu schließen, ja mit ihnen gemeinsam in die Schlacht zu ziehen. In den Ritterorden dienten unter den »Turkopolieren« Truppen von muslimischen Kämpfern, die als Einwohner des Landes für viele Einsätze besser geeignet waren als die Europäer. Der syrische Ritter Usama ibn Munqid berichtet in seinem Werk *Kitab al-Itibar* (Buch der Belehrung durch Beispiele) von seinen Kontakten zu den Templern. Er besuchte sogar deren Hauptquartier in der Moschee al-Aksa. Als er dort in einer kleinen Moschee beten wollte, versuchte ihn ein neu aus dem Westen gekommener Ritter daran zu hindern. »Gleich eilte eine Gruppe von Tempelrittern zu ihm, nahm ihn und führte ihn von mir weg. Ich widmete mich wieder dem Gebet. Doch der Franke überrumpelte die Tempelritter, fiel noch einmal über mich her und drehte mein Gesicht wieder nach Osten. ›So musst du beten!‹, rief er. Die Templer kamen zurück und holten ihn hinaus. Dann entschuldigten sie sich bei mir: ›Er ist noch fremd. Erst dieser Tage ist er aus dem Frankenland angekommen. Er hat noch nie jemand gesehen, der nicht nach Osten gewendet betet!‹« [Usama ibn Munqid, 1981, S. 151]

Der syrische Ritter sah diesen Vorfall als ein Beispiel für die »rohen Sitten« der Franken an. Er bezeichnet aber die Templer als »meine Freunde«, was für recht enge Kontakte zu ihnen

spricht. Ihre Beziehungen waren offensichtlich von gegenseitigem Respekt und Anerkennung geprägt, was allerdings mehr die jeweiligen ritterlichen Qualitäten der Männer betraf.

Jörg Dendl

Angeführte Literatur:

Francesco Gabrieli, *Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht*, Zürich 1973

Der Islam – Geschichte, Religion, Kultur, Ankara 1973

Bernard Lewis, *Der Islam von den Anfängen bis zur Eroberung von Konstantinopel*, 2 Bde. Zürich 1982

Donald P. Little, *Jerusalem under the Ayyubids and Mamluks 1187-1516 AD*, in: *Jerusalem in History*, K. J. Asali (Hg.), Victoria House 1989, S. 177-199

F. E. Peters, *Jerusalem*, Princeton (NJ) 1985 Usama ibn Munqid, *Unterhaltsames und Belehrendes aus der Zeit der Kreuzzüge*, Holger Preißler (Übers./Hg.), Leipzig/Weimar 1981